Der Jüngling

Fyodor Dostoyevsky

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

F. M. Dostojewski: Sämtliche Werke

Unter Mitarbeiterschaft von Dmitri Mereschkowski
herausgegeben von Moeller van den Bruck

Erste Abteilung: Achter Band

Digitized by Google

Digitized by Google

F. M. Dostojewski

Der Jüngling

Roman in zwei Bänden

Mit einer Einleitung von Dmitri Mereschkowski

Zweiter Band

R. Piper & Co. Verlag, München, 1920

Digitized by Google

(Recap)
PG3327
.G5 M3
1920
Bd.2

5. bis 11. Tausend

Übertragen von E. K. Rahsin

Copyright 1914 by R. Piper & Co., G. m. b. H.,
Verlag in München

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

I.

„Selbstverständlich hinfahren!“ entschied ich, während ich nach Hause eilte, „und zwar sofort hinfahren! Wahrscheinlich werde ich sie ganz allein antreffen, aber auch wenn sie nicht allein sein sollte, gleichviel, man kann sie herausbitten lassen . . . Sie wird mich empfangen; sie wird sich wundern, aber empfangen wird sie mich trotzdem! Doch wenn sie nicht will? So werde ich darauf bestehen, werde ihr sagen lassen, daß es dringend nötig ist. Sie wird denken, es handle sich um das Dokument, und schon deshalb wird sie mich empfangen. Und dann werde ich von ihr selbst erfahren, wie das mit dieser Tatjana Pawlowna gewesen ist! Und dann . . . Ja, und was dann? Wenn ich ihr unrecht getan habe, so werde ich es tausendfach gutzumachen suchen; wenn ich aber im Recht bin, und sie schuldig ist, dann — dann ist ja sowieso alles aus! Was habe ich zu verspielen? Nichts! Also hinfahren! hinfahren!“

Und doch fuhr ich nicht hin; das werde ich niemals vergessen und werde immer mit Stolz daran zurückdenken. Kein Mensch wird davon erfahren, das wird mit mir begraben werden; aber es genügt, wenn ich selbst weiß, daß ich in diesem Augenblick zu einer solchen Haltung fähig war!

„Es ist eine Versuchung, aber ich lasse sie nicht an mich heran,“ sagte ich mir endlich, nachdem ich mich auf mich selbst besonnen hatte. „Man hat mich mit einer Tatsache erschrecken, durch eine Tatsache überzeugen wollen, ich aber lasse mich auch von einer Tatsache nicht überzeugen

Digitized by Google

und gebe meinen Glauben an ihre Schuldloſigkeit nicht auf! Wozu jetzt hinfahren? Weſſen mich noch vergewiſſern? Wie kann ich von ihr verlangen, daß ſie an mich auch ſo hätte glauben ſollen, wie ich an ſie glaube? — daß ſie mein ‚heißes Temperament‘ nicht hätte fürchten ſollen? Nur deshalb hat ſie doch Tatjana Pawlowna zu ihrer Sicherheit in der Nähe behalten! Ich habe ja ein ſolches Vertrauen von ihr noch gar nicht verdient. Mag ſie, mag ſie auch nicht wiſſen, daß ich ihr volles Vertrauen verdiene, daß ich allen ‚Verſuchungen‘ gewachſen bin und nichts von alledem glaube, was man ihr Schlechtes nachſagt, — dafür weiß ich es, ich, und achte mich deswegen. Ich achte meine eigenen Gefühle. O ja, ſie hat es zugelaſſen, daß ich das alles in Tatjana Pawlownas Gegenwart ausſprach, ſie wußte, daß Tatjana Pawlowna dort ſaß und uns belauſchte (denn man hört ja doch jedes Wort, wenn man dort ſitzt), ſie wußte, daß ſie dort über mich lachte, — das iſt gewiß fürchterlich, oh, fürchterlich iſt das! Aber . . . aber wenn es für ſie anders gar nicht möglich war? Was hätte ſie denn in ihrer Lage tun ſollen? Und wie darf ich ſie deswegen anklagen? Auch ich habe ſie doch heute betrogen — in der Sache mit Krafft und dem Brief —, weil es eben nicht anders ging . . . ſo habe ich ſie ganz gegen meinen Willen und unvorhergeſehenerweiſe belügen müſſen. Mein Gott!“ rief ich plötzlich, mich auf einmal beſinnend, und ich errötete heiß vor peinigender Scham, „und ich ſelbſt, was habe ich ſoeben ſelbſt getan! — Habe ich ſie nicht genau ſo an eine dritte Perſon verraten, indem ich Werſſiloff alles erzählte? Übrigens, nein, was rede ich! Da iſt doch ein Unterſchied. Es war ja jetzt nur von

Digitized by Google

dem Dokument die Rede, ich habe Werssiloff doch eigentlich nur von dem Dokument erzählt; denn ich hatte ja nichts anderes zu erzählen und konnte auch nichts zu erzählen haben. Habe ich nicht gleich vorausgeschickt und ihm als erstes gesagt, daß zwischen uns ‚nichts, nichts, gar nichts geschehen ist'? Er ist doch ein Mensch, der alles versteht . . .! Hm! Aber was für einen Haß er gegen diese Frau in seinem Herzen trägt, selbst heute noch! Was für ein Drama mag sich damals zwischen ihnen abgespielt haben . . .? und aus welchem Grunde? Natürlich aus Eigenliebe! Werssiloff ist und kann ja auch zu gar keinem anderen Gefühl fähig sein, außer zu grenzenloser Eigenliebe!"

Dieser letzte Gedanke kam mir damals ganz plötzlich, doch ich beachtete ihn nicht einmal. Das waren die Gedanken, die mir so durch den Kopf gingen, und die sich ganz von selbst einer aus dem anderen ergaben. Dabei war ich vor mir ganz aufrichtig: ich machte mir nichts vor, ich betrog mich nicht. Und wenn ich damals auf etwas nicht verfiel, so geschah das nicht aus Jesuitismus, sondern weil mir die Einsicht fehlte.

Ich langte in ungeheuer belebter Gemütsverfassung in meiner Wohnung an, wußte jedoch selbst nicht, warum ich mich in einer so frohen Stimmung befand, obschon alles unklar in mir war. Aber ich getraute mich nicht, meine Gefühle näher zu untersuchen und gab mir die größte Mühe, an anderes zu denken. Ich ging sogleich zu meiner Wirtin; zwischen ihr und ihrem Mann hatte es tatsächlich einen großen Streit gegeben. Sie war eine hochgradig schwindsüchtige kleine Beamtenfrau, im

Grunde vielleicht ein gutmütiger Mensch, aber wie alle Schwindsüchtigen sehr launenhaft. Ich begann sofort Frieden zu stiften, ging zu Tscherwjákoff, — so hieß der andere Zimmermieter, der grobe pockennarbige Schafskopf und selbstgefällige Bankbeamte, den ich nicht ausstehen konnte, mit dem ich mich aber sonst ganz gut stand, weil ich die Schwäche hatte, mich oft mit ihm zusammen über Pjotr Ippolitowitsch lustig zu machen. Ich redete ihm zu, doch nicht auszuziehen, aber ich glaube, er hätte sich sowieso gar nicht dazu entschlossen. Es endete damit, daß es mir gelang, die Wirtin vollkommen zu beruhigen und ihr außerdem noch das Kopfkissen wunderbar zurechtzulegen. „Pjotr Ippolitowitsch hat das niemals so gut verstanden," sagte sie schadenfroh. Darauf begab ich mich mit ihren Senfpflastern in die Küche und bereitete ihr eigenhändig zwei Pflaster. Der arme Pjotr Ippolitowitsch konnte mir bei alledem nur neidisch zusehen: ich erlaubte ihm nicht einmal, auch nur mit dem Finger ein Pflaster anzurühren, und ward für meine Mühe denn auch buchstäblich mit Tränen der Dankbarkeit von ihr belohnt. Aber auf einmal, ich erinnere mich dessen noch genau, wurde mir alles so zuwider, und ich wurde mir bewußt, daß ich gar nicht aus Güte der Kranken geholfen hatte, sondern aus einem ganz anderen Grunde. Ich wartete mit nervöser Ungeduld auf meinen Schlitten: an diesem Abend wollte ich noch zum letztenmal mein Glück versuchen ... doch ganz abgesehen davon, empfand ich ein schreckliches Bedürfnis zu spielen: es war eine unerträgliche Stimmung. Wenn ich diesen Wunsch nicht gehabt hätte, so hätte ich es nicht ausgehalten und wäre zu ihr gefahren. Der Schlitten mußte bald kommen, aber

plötzlich öffnete ſich die Tür, und ein ganz unerwarteter Beſuch trat ein: Darja Onißimowna. Ich runzelte die Stirn und wunderte mich. Sie kannte meine Wohnung; denn ſie war im Auftrage meiner Mutter ſchon einmal bei mir geweſen. Ich bat ſie, Platz zu nehmen und ſah ſie fragend an. Sie ſagte kein Wort, ſah mir nur in die Augen und lächelte bedrückt.

„Sie kommen wohl von Liſa?“ fiel es mir plötzlich ein, ſie zu fragen.

„Nein, ich komme nur ſo.“

Ich teilte ihr mit, daß ich gleich fortzufahren beabſichtigte, doch ſie antwortete mir, daß ſie ja nur „ſo“ zu mir gekommen ſei und ſofort wieder gehen werde. Ich weiß nicht, warum ſie mir auf einmal leidtat. Ich muß hier bemerken, daß ſie von uns allen, von Mama, und beſonders von Tatjana Pawlowna, viel Anteilnahme erfahren hatte; aber ſeit ſie bei der Stolbejeff untergebracht war, hatten wir ſie faſt vergeſſen, mit Ausnahme vielleicht von Liſa, die ſie von Zeit zu Zeit beſuchte. Zum Teil lag das wohl an ihr ſelbſt; denn ſie beſaß die Eigenſchaft, ſich abzuſondern und zurückzuziehen, trotz all ihrer Unterwürfigkeit und ihres ſchüchtern ſchmeichelnden Lächelns. Mir perſönlich gefiel dieſes Lächeln nicht; ich glaubte, daß ſie ihr Geſicht immer gleichſam zurechtlegte; ja, ich hatte ihr ſchon im Herzen den Vorwurf gemacht, daß ſie ihrer Olá eigentlich gar nicht ſonderlich nachtrauerte. Diesmal aber tat ſie mir, ich weiß nicht warum, wirklich leid.

Und ſiehe da, plötzlich, ohne ein Wort zu ſagen, beugte ſie ſich vor, ſenkte den Kopf tief herab, umfaßte mich mit ihren Armen und ſtützte ihr Geſicht auf meine Knie. Sie

ergriff meine Hand, doch nicht, wie ich glaubte, um ſie zu küſſen, ſondern ſie drückte ſie nur an ihre Augen; und auf einmal brach ſie in heiße Tränen aus. Sie erzitterte vor Schluchzen, doch weinte ſie lautlos. Mein Herz krampfte ſich zuſammen, obſchon ich mich gleichzeitig ärgerte. Doch ſie umſchlang mich voll Zutrauen, ohne meinen Ärger zu fürchten, und trotzdem ſie mich vorher ſo ängſtlich und unterwürfig angelächelt hatte. Ich bat ſie, ſich doch zu beruhigen.

„Liebling, ich weiß nicht, was ich mit mir anfangen ſoll. Sobald die Dämmerung kommt, kann ich es nicht mehr aushalten. Die Dämmerung zieht mich jedesmal auf die Straße, in die Dunkelheit. Und immer wegen der einen Vorſtellung. Ich denke dann ſo bei mir, wenn ich . . . wenn ich . . . hinausgehe, werde ich ſie plötzlich auf der Straße treffen. Und ſo gehe ich, und mir ſcheint, ich ſehe ſie ſchon. Ich weiß ja, es gehen da ganz andere Leute, aber ich gehe ihnen nach, abſichtlich immer nur hinter ihnen, und denke ſo bei mir: Da, dieſe da . . . iſt die nicht ganz wie meine Olá? Und ſo denk ich und denk ich. Und zuletzt werde ich ganz dumm und taumele nur noch irgendwie weiter . . . mir wird ganz übel. Wie eine Betrunkene taumele ich und ſtoße die Leute an, manche ſchimpfen. Ich behalte ſchon alles für mich und gehe zu keinem hin. Denn wohin ich auch gehe, es wird mir nur ſchlechter. Und jetzt bin ich hier an Ihrem Haus vorbeigekommen, und da dachte ich ſo bei mir: ‚Ich will doch zu ihm gehen, er iſt der beſte von allen, und er iſt auch damals dabeigeweſen.‘ Mein Lieber, verzeihen Sie mir unnützem Menſchen, — ich werde ja gleich wieder gehen, ich gehe ſchon . . .“

Sie erhob ſich plötzlich und beeilte ſich ſehr, fortzukommen. Ich ging mit ihr. Als wir hinaustraten, kam mein Schlitten gerade vorgefahren; ich ſetzte ſie hinein und brachte ſie nach Haus, in die Wohnung der Stolbejeff.

II.

In der letzten Zeit gab ich dem Spielzirkel des Herrn Serſchtſchikoff den Vorzug vor allen. Bis dahin hatte ich drei andere Zirkel beſucht, immer zuſammen mit dem Fürſten, der mich dort eingeführt hatte. In einem dieſer Zirkel wurde nur ein kniffliches Haſardſpiel geſpielt, und zwar mit ſehr hohen Einſätzen. Aber dort gefiel es mir nicht: ich ſah, daß man da viel Geld haben mußte, und außerdem verſammelten ſich dort gar zu arrogante Leute und die bekannte goldene Jugend der hohen Ariſtokratie. Gerade das aber gefiel dem Fürſten; denn er liebte nicht nur das Spiel, ſondern liebte es auch, mit ſolchen hochgeborenen Tollköpfen zu verkehren. Ich hatte übrigens bemerkt, daß er ſich, wenn er auch mit mir zuſammen hinging, im Laufe des Abends doch möglichſt von mir zu entfernen pflegte, und mich mit keinem aus „ſeinen Kreiſen" bekannt machte. Allerdings benahm ich mich auch wie ein Wilder, und oft geſchah es, daß ich die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden auf mich lenkte. Am Spieltiſch kam ich wohl manchmal mit dem einen oder anderen ins Geſpräch, doch als ich mal in denſelben Räumen eines dieſer „Herrchen", mit dem ich am Abend vorher geſprochen und gelacht, und dem ich ſogar mit Glück zu zwei beſtimmten Karten geraten hatte, am anderen Tage begrüßen wollte, ſchien er mich einfach überhaupt nicht wiederzuerkennen. Ja, ſchlimmer noch: er

ſah mich mit gemachter Verwunderung an und ſchritt lächelnd an mir vorüber. Deshalb ging ich denn auch nicht mehr hin und beſuchte ſeitdem mit Leidenſchaft eine Kloake — anders kann ich dieſe Spielhölle nicht benennen. Es war das eigentlich ein ziemlich unbedeutender Roulettezirkel in der Wohnung einer Kokotte, die jedoch ſelbſt niemals im Saal erſchien. Dort herrſchte ein ſehr freier Ton, obgleich der Zirkel von Offizieren und reichen Kaufleuten beſucht wurde, und es ging alles ſehr ſchmierig zu, was übrigens manche gerade anzog. Außerdem hatte ich dort häufig Glück im Spiel. Aber auch dieſen Zirkel verließ ich nach einer ſehr widerwärtigen Geſchichte, die dort einmal mitten im Spiel angefangen und mit einer richtigen Prügelei zwiſchen zwei Spielern geendet hatte. Und ſeitdem beſuchte ich den Zirkel Serſchtſchikoffs, in den mich übrigens gleichfalls der Fürſt eingeführt hatte. Serſchtſchikoff war Rittmeiſter außer Dienſten. Der Ton in ſeinem Zirkel war ſehr erträglich: militäriſch, peinlich in der Beobachtung alles deſſen, was mit Ehrbegriffen zu tun hatte, kurz und ſachlich. Witzbolde und Trinker wurden nicht geduldet. Außerdem ſpielte man hier nicht zum Spaß! Es wurde dort nur Roulette geſpielt. Vor dieſem Abend des fünfzehnten November war ich erſt zweimal dageweſen, Doch Serſchtſchikoff kannte mich, glaube ich, ſchon dem Anſehen nach; aber Bekannte hatte ich dort gar keine. Auch der Fürſt und Darſan erſchienen an dieſem Abend erſt um Mitternacht — ſie kamen aus dem Zirkel jener ariſtokratiſchen Galgenſtricke, den ich nicht mehr beſuchte, und ſo war ich denn an dieſem Abend ein Unbekannter unter Unbekannten.

Wenn ich einen Leſer hätte, und der Betreffende hätte alles das, was ich von meinen Erlebniſſen bisher erzählt habe, ſchon geleſen, ſo brauchte ich ihm jetzt wohl nicht mehr zu erklären, daß ich für keine einzige Art von geſellſchaftlichem Verkehr geſchaffen bin. Ich verſtehe überhaupt nicht mich in Geſellſchaft zu benehmen. Wenn ich irgendwo hinkomme, wo viele Menſchen ſind, ſo fühle ich ſofort, wie alle Blicke mich beunruhigen. Ich winde mich förmlich unter dieſen Blicken, auch im Theater und in ähnlichen Verſammlungen, und vor allem natürlich in Privatgeſellſchaften. In all dieſen Spielſälen und Zirkeln habe ich mir entſchieden keine geſellſchaftliche Haltung anzueignen verſtanden: bald ſitze ich da und mache mir Vorwürfe wegen meiner übertriebenen Höflichkeit und Weichheit, bald raffe ich mich plötzlich auf und begehe irgendeine Dummheit. Und doch verſtehen ſelbſt die größten Nichtsnutze, die im Vergleich zu mir einfach Dummköpfe ſind, ſich überall mit vorzüglicher Haltung zu bewegen. Das war es, was mich am meiſten kränkte, und war der Grund, weshalb ich meine Kaltblütigkeit immer mehr verlor. Ich ſage es offen: nicht nur jetzt, ſondern ſchon damals wurde mir dieſe ganze Geſellſchaft und das ganze Spiel, ja ſelbſt das Gewinnen, wenn ich aufrichtig ſein ſoll, — zum Ekel, zur Qual. Einfach — zur Qual. Ich empfand allerdings einen ungeheuren Genuß dabei, aber für dieſen Genuß mußte ich dieſe ganze Qual in den Kauf nehmen. Alle dieſe Leute, das Spiel und ich ſelbſt erſchienen mir gemein und ſchmutzig. „Sobald ich gewonnen habe, ſpucke ich auf das alles!“ ſagte ich mir jedesmal, wenn ich nach durchſpielter Nacht in meiner Wohnung bei Morgengrauen ſchlafen ging.

Und was nun das Gewinnen an ſich betrifft, ſo iſt vor allem das eine zu bedenken: daß ich Geld überhaupt nicht mag. Das heißt, ich will nicht die alten Gemeinplätze wiederholen, die bei ſolchen Erklärungen üblich ſind: daß ich nur aus Liebe zum Spiel, aus Leidenſchaft, alſo nur wegen der Aufregung und um des Wagniſſes willen, und nicht aus pekuniären Gründen geſpielt hätte. Ich hatte das Geld ſchrecklich nötig, und obſchon dieſer Spielerweg nicht zu meiner Idee paßte, ſo hatte ich doch beſchloſſen, es auf ihm wenigſtens zur Probe zu verſuchen. Dabei verwirrte mich aber ein ſchwerwiegender Gedanke: „Du haſt dich doch ſchon überzeugt, daß du ein Millionär werden kannſt, daß du den dazu erforderlichen Charakter beſitzt, du haſt doch dieſe Charakterprobe beſtanden; ſo beſtehe ſie doch auch hier; ſollte man denn zum Roulette wirklich mehr Charakter brauchen als zur Ausführung deiner Idee?“ Das war es, was ich mir immer wieder ſagte. Ich halte bis heute an der Überzeugung feſt, daß man beim Haſardſpiel, wenn man nur ſeine vollkommene Ruhe zu bewahren vermag — und damit die ganze Schärfe ſeines Verſtandes und ſeiner Berechnung —, daß man dann die Unſchlauheit des blinden Zufalls beſiegen und im Spiel gewinnen muß. Und da ich an dieſer Überzeugung feſthielt, ſo regte es mich um ſo mehr auf, als ich ſah, wie mein Charakter immer wieder verſagte und ich mich wie ein ganz kleiner Junge fortreißen ließ: „Ich, der ich dem Hunger gewachſen geweſen bin, ich ſollte nun plötzlich dieſer Dummheit nicht gewachſen ſein!“ Das reizte mich fürchterlich. Dazu kam nun noch das Bewußtſein, daß ich, wie gering und lächerlich ich auch erſcheinen mochte, doch dieſen Schatz an Kraft in

mir trug, der ſie einmal alle zwingen würde, ihre Meinung über mich zu ändern, daß dieſes Bewußtſein ſchon ſeit meinen Kinderjahren die einzige Quelle meines Lebens, mein Licht, mein Stolz, meine Waffe und mein Troſt geweſen war; ſonſt hätte ich mir vielleicht ſchon als Knabe das Leben genommen! Und wie ſollte ich darum nicht gegen mich ſelbſt erbittert ſein, als ich nun ſah, in was für ein klägliches Geſchöpf ich mich am Spieltiſch verwandelte? Das war auch der Grund, warum ich vom Spiel nicht laſſen konnte, — das iſt mir jetzt ganz klar. Doch außer dieſen Sorgen quälte mich noch kleinliche Eigenliebe: daß ich im Spiel verlor, erniedrigte mich auch vor anderen, vor dem Fürſten, vor Werſſiloff, obgleich dieſer es nicht der Mühe für wert hielt, ein Wort darüber zu verlieren, nicht einmal Tatjana Pawlowna gegenüber — ſo ſchien es mir, ſo empfand ich es wenigſtens. Und nun zum Schluß noch ein Geſtändnis: dieſes Leben hatte mich ſchon verdorben; es fiel mir bereits ſchwer, auf ein Mittageſſen von ſieben Gängen im Reſtaurant zu verzichten, auf meinen Schlitten, auf das engliſche Herrengeſchäft, auf die Meinung meines franzöſiſchen Coiffeurs, kurz, auf dieſen ganzen Luxus. Ich war mir deſſen ſchon damals bewußt, doch ich wollte mir darüber keine Gedanken machen; jetzt freilich, wo ich das niederſchreibe, erröte ich vor mir ſelbſt.

III.

Ich trat ein und kam in einen Haufen unbekannter Menſchen, ließ mich an der Ecke des Tiſches nieder und ſetzte nur kleine Beträge. So ſaß ich zwei Stunden, ohne mich zu rühren. In dieſen zwei Stunden war das Spiel

flau und unbelebt. Ich ließ außergewöhnliche Chancen vorbeigehen, und gab mir Mühe, mich nicht zu erhitzen, sondern durch Kaltblütigkeit und Sicherheit zu gewinnen. Das Ergebnis war, daß ich in diesen zwei Stunden schließlich weder verloren noch gewonnen hatte: von dreihundert Rubeln hatte ich im ganzen vielleicht zehn bis fünfzehn Rubel verspielt. Dieser klägliche Erfolg ärgerte mich, und außerdem war noch eine widerwärtige Geschichte dazwischengekommen. Ich wußte, daß man in diesen Spielzirkeln häufig Diebe trifft, das heißt, nicht Diebe von der Straße, sondern Diebe unter den Spielern selbst. Ich bin zum Beispiel überzeugt, daß der bekannte Spieler Aferdoff ein Dieb ist; er spielt sogar eine Rolle in Petersburg, und ich habe ihn noch vor kurzem in seinem Ponygespann fahren sehen, aber er ist doch ein Dieb und hat mich bestohlen! Auf diese Geschichte werde ich später zurückkommen; an dem Abend gab es erst nur ein Vorspiel dazu. Ich saß, wie gesagt, zwei Stunden an der Ecke des Tisches, und links neben mir saß die ganze Zeit ein schäbiger kleiner Stutzer, wenn ich nicht irre, ein Jüdchen; übrigens ist er irgendwo angestellt, außerdem schriftstellert er und wird sogar gedruckt. Im letzten Augenblick gewann ich ganz unerwartet noch zwanzig Rubel. Zwei rote Scheine lagen vor mir auf dem Tisch, und plötzlich sehe ich, wie dieses Jüdchen die Hand ausstreckt und ruhig den einen der beiden Scheine nimmt. Ich protestierte natürlich, er aber erklärte mir mit der unverschämtesten Sicherheit und ohne die Stimme zu erheben, daß es sein Gewinn sei, er hätte soeben gleichfalls gesetzt und gewonnen; und damit kehrte er mir den Rücken, als hätte er nicht die Absicht, das Gespräch mit

mir fortzuſetzen. Zum Unglück war ich in dem Augenblick in einer ſonderbaren Stimmung: ich hatte gerade einen vorzüglichen Einfall gehabt, war im Begriff geweſen, aufzuſtehen, und da ich keine Luſt hatte, mit dem Judenjüngling zu ſtreiten, ſo ſchenkte ich ihm einfach den Roten. Übrigens wäre es auch ſchwierig geweſen, dieſem frechen Diebe gegenüber noch mein Recht zu behaupten; denn ich hatte den Augenblick ſchon verpaßt: das Spiel begann bereits von neuem. Damit hatte ich nun einen ſehr großen Fehler begangen, deſſen Folgen ſich ſpäter zeigen ſollten: drei bis vier Spieler neben uns hatten unſeren Wortwechſel gehört, und als ſie ſahen, daß ich ſo leicht nachgab, hielten ſie wahrſcheinlich mich für einen ſolchen Dieb. Es war gerade zwölf Uhr. Ich ging in das Nebenzimmer, dachte nach, legte mir meinen neuen Plan zurecht und kehrte wieder zurück. Beim Bankhalter wechſelte ich mein Papiergeld in Halbimperiale um. Ich hatte nun ungefähr vierzig Halbimperiale in Gold. Ich teilte ſie in zehn Häufchen ein und beſchloß, zehnmal hintereinander auf Zero zu ſetzen, jedesmal vier Halbimperiale. „Gewinne ich, ſo iſt das mein Glück, verliere ich, — um ſo beſſer; dann werde ich nie mehr ſpielen.“ Ich muß hier bemerken, daß in den ganzen zwei Stunden Zero noch kein einziges Mal herausgekommen war, weshalb niemand mehr auf Zero zu ſetzen wagte.

Ich ſetzte ſtehend, ſchweigend, mit gerunzelter Stirn und zuſammengebiſſenen Zähnen. Nach meinem dritten Satz rief Serſchtſchikoff laut: „Zero!“ — an dieſem Abend zum erſtenmal. Mir wurden vierzig Halbimperiale in Gold auf den Tiſch gezählt. Ich hatte nun von meinen zehn zurechtgelegten Einſätzen noch ſieben, und ich ſetzte

weiter, aber ſchon begann ſich alles im Kreiſe um mich zu drehen und zu tanzen.

„Kommen Sie hierher!“ rief ich über den ganzen Tiſch hin einem Spieler zu, der vorhin neben mir geſeſſen hatte, einem Herrn im Frack, mit grauem Schnurrbart und kupferrotem Geſicht, der mit unbeſchreiblicher Geduld ſchon ſeit einigen Stunden kleine Summen ſetzte und Einſatz um Einſatz verlor. „Kommen Sie hierher! Hier iſt Glück!“

„Meinen Sie mich?“ fragte vom anderen Ende des Tiſches der alte Schnauzbart mit drohender Verwunderung.

„Ja, Sie! Dort verſpielen Sie ja alles bis aufs Hemd!“

„Das iſt nicht Ihre Sache, und ich bitte Sie, mich gefälligſt in Ruhe zu laſſen!“

Doch ich konnte mich nicht mehr zurückhalten. Mir gegenüber an der anderen Seite des Tiſches ſaß ein älterer Offizier. Er ſah meinen Goldhaufen an und bemerkte halblaut zu ſeinem Nachbar:

„Sonderbar, Zero. Nein, auf Zero zu ſetzen könnte ich mich nicht entſchließen.“

„Entſchließen Sie ſich nur, Herr Oberſt!“ rief ich ihm zu und ſetzte von neuem auf Zero.

„Ich bitte Sie, auch mich in Ruhe zu laſſen und Ihre Ratſchläge für ſich zu behalten,“ ſchnitt er mir ſcharf das Wort ab. „Sie ſind hier auffallend laut,“ fügte er noch hinzu.

„Ich gebe Ihnen ja nur einen guten Rat. Wetten wir, daß jetzt wieder Zero kommt? Hier — zehn Goldſtücke! Wollen Sie wetten?“

Und ich ſchob ihm zehn Halbimperiale hin.

„Auf zehn Goldſtücke wetten? Meinetwegen,“ ſagte er

trocken und ſtreng. „Ich wette mit Ihnen, daß diesmal nicht Zero kommt.“
„Zehn Louisdor, Oberſt.“
„Was ſoll das heißen, Louisdor?“
„Ich meine zehn Halbimperiale, Oberſt, oder, wenn das beſſer klingt, zehn Louisdor.“
„Dann ſagen Sie Halbimperiale und laſſen Sie Ihre Scherze.“
Ich hoffte ſelbſtverſtändlich nicht, die Wette zu gewinnen: ſechsunddreißig Chancen gab es gegen eine, daß Zero nicht herauskam; ich wettete aber, um mich wichtig zu machen, um die Aufmerkſamkeit aller auf mich zu lenken. Ich fühlte nur zu ſehr, daß alle mich hier aus irgendeinem Grunde nicht mochten, und daß man mich dies mit beſonderem Vergnügen fühlen ließ. Die Roulette drehte ſich, und — wie groß war das allgemeine Erſtaunen, als wieder Zero herauskam! Man ſchrie faſt auf! Von dem Augenblick an war ich dem Rauſch des Gewinners verfallen. Wieder wurden mir hundertundvierzig Halbimperiale vorgezählt. Serſchtſchikoff fragte mich, ob ich nicht einen Teil in Banknoten ausgezahlt haben wollte, und ich murmelte darauf etwas vollkommen Unverſtändliches, da ich buchſtäblich nicht mehr ruhig und ſachlich ſprechen konnte. Mir ſchwindelte, und ich empfand ein Schwächegefühl in den Knien. Ich fühlte plötzlich, daß ich jetzt alles wagen würde; am liebſten hätte ich noch jemandem eine Wette angeboten oder einige tauſend Rubel auf einmal geſetzt. Mechaniſch ſcharrte ich mit der Hand die Banknoten und das Gold zuſammen, konnte mich aber nicht dazu aufraffen, das Geld zu zählen. In dieſem Augenblick bemerkte ich hinter mir den Fürſten

und Darſan: ſie waren ſoeben aus ihrem Haſardzirkel gekommen und hatten, wie ich ſpäter erfuhr, ihr ganzes Geld verſpielt.

„Ah, Darſan," rief ich ihm zu, „hier iſt Glück! Setzen Sie auf Zero!"

„Kann nicht, hab' alles verſpielt," antwortete er trocken. Der Fürſt tat einfach, als bemerke und kenne er mich nicht.

„Hier iſt doch Geld!" rief ich und zeigte auf meinen Goldhaufen. „Wieviel brauchen Sie?"

„Zum Teufel!" rief Darſan wütend und wurde feuerrot. „Ich habe Sie, glaub ich, nicht um Ihr Geld gebeten!"

„Sie werden gerufen," ſagte neben mir Serſchtſchikoff und zog mich am Ärmel.

Ich war von dem Oberſt, der in der Wette mit mir zehn Halbimperiale verloren hatte, ſchon einigemal und faſt grob angerufen worden.

„Nehmen Sie es gefälligſt!" rief er ganz rot vor Zorn. „Ich bin nicht verpflichtet, auf Sie zu warten, bis Sie das Geld eingeſteckt haben ... Sonſt ſagen Sie nachher, Sie hätten es nicht bekommen. Hier iſt die Summe. Zählen Sie nach."

„Ich glaube Ihnen, ich glaube Ihnen, Oberſt, ich glaube Ihnen auch ſo, ohne nachzuzählen; ich bitte Sie nur, mich nicht ſo anzuſchreien und ſich nicht ſo zu ärgern," ſagte ich und ſtrich das Häufchen Gold mit der Hand zuſammen.

„Mein Herr, bleiben Sie mir gefälligſt mit Ihrer Familiarität vom Halſe!" ſchnauzte mich der Oberſt ſcharf an. „Ich habe mit Ihnen noch nicht Schweine gehütet!"

„Sonderbar, daß man ſolche Menſchen überhaupt zu-

läßt! — Wer iſt das eigentlich . . .? Irgendein Jüngling," hörte ich halblaut ſprechen.
Aber ich achtete nicht darauf, ich ſetzte blindlings weiter, jedoch nicht mehr auf Zero. Ich ſetzte einen ganzen Packen regenbogenfarbener Scheine auf die erſten achtzehn Nummern.
„Fahren wir, Darſan," hörte ich hinter mir die Stimme des Fürſten.
„Sie fahren nach Haus?" fragte ich, indem ich mich ſchnell nach ihnen umwandte. „Warten Sie auf mich, wir fahren zuſammen, ich mache hier Schluß!"
Mein Einſatz gewann; das brachte mir wieder eine große Summe.
„Baſta!" rief ich und begann mit zitternden Händen das Gold in meinen Taſchen unterzubringen, ohne es zu zählen. Die Haufen von Banknoten knitterte ich mit den Fingern irgendwie zuſammen, um ſie in meine Seitentaſche zu ſtecken. Plötzlich legte ſich die dicke beringte Hand Aferdoffs, der unmittelbar neben mir ſaß und auch hohe Einſätze gemacht hatte, auf drei meiner regenbogenfarbenen Hundertrubelſcheine und deckte ſie zu.
„Erlauben Sie, die gehören nicht Ihnen," ſagte er ernſt, langſam und deutlich, doch mit weicher Stimme.
Und damit begann jenes Vorſpiel, das ein paar Tage ſpäter ſolche Folgen nach ſich ziehen ſollte. Heute kann ich bei meiner Ehre ſchwören, daß dieſe drei Banknoten mir gehörten, damals aber wollte es mein Unglück, daß ich zwar glaubte, ſie gehörten mir, aber leider nicht ganz feſt davon überzeugt war: ein leiſer Zweifel war doch noch in mir, und für einen anſtändigen Menſchen bedeutet das alles. Und ich bin ein anſtändiger

Menſch. Auch wußte ich damals noch nicht, daß Aferdoff ein Dieb war; ich kannte nicht einmal ſeinen Namen, und in dem Augenblick konnte ich wirklich glauben, daß ich mich getäuſcht hätte, und dieſe drei Banknoten nicht zu denen gehörten, die mir ſoeben ausgezahlt worden waren. Ich hatte mein in Haufen liegendes Geld nicht gezählt und nur ſo mit den Händen zuſammengeſcharrt. Vor Aferdoff aber hatte die ganze Zeit gleichfalls Geld gelegen, gerade neben dem meinen, nur mit dem Unterſchied, daß ſein Geld geordnet und gezählt war. Doch Aferdoff war hier bekannt, man hielt ihn für reich und benahm ſich ihm gegenüber mit Ehrerbietung: das beeinflußte nun auch mein Verhalten, und ich proteſtierte wieder nicht. Es war ein großer Fehler von mir! Die größte Schweinerei aber beſtand darin, daß ich von Spiel und Gewinn ſo berauſcht war.

„Es tut mir ſehr leid, daß ich das nicht genau weiß, aber es ſcheint mir durchaus mein Geld zu ſein," ſagte ich, und meine Lippen zitterten vor Unwillen. Dieſe Worte riefen ſofort allgemeines Murren hervor.

„Um ſo etwas zu behaupten, muß man es g a n z genau wiſſen, Sie aber ſagen ja ſelbſt, daß Sie es n i ch t genau wiſſen," bemerkte Aferdoff in unerträglich herablaſſendem Ton.

„Wer iſt das eigentlich? Wie darf er ſich ſo etwas erlauben?" hörte man rufen.

„Das paſſiert ihm nicht zum erſtenmal; vorhin hatte er mit Rechberg auch ſo eine Geſchichte wegen eines Zehnrubelſcheins," ließ ſich eine gemeine Stimme neben mir vernehmen.

„Schon gut, ſchon gut!" rief ich, „ich ſage ja nichts, neh-

men Sie sie nur! Fürst . . . wo sind denn der Fürst und Darjan geblieben? Sind sie fortgegangen? Meine Herren, haben Sie nicht gesehen, wohin der Fürst und Darjan gegangen sind?" Und nachdem es mir endlich gelungen war, mein ganzes Geld in meinen Taschen unterzubringen — ein paar Goldstücke behielt ich noch in der Hand —, eilte ich Darjan und dem Fürsten nach. Der Leser dürfte daraus wohl ersehen, daß ich mich nicht schone und in diesem Augenblick mit jeder häßlichen Einzelheit selbst zeichne, damit man verstehe, was daraus folgte.

Der Fürst und Darjan gingen bereits die Treppe hinunter, ohne mein Rufen auch nur im geringsten zu beachten. Ich hätte sie beinahe eingeholt, doch hielt ich mich einen Augenblick beim Portier auf, um ihm, weiß der Teufel warum, die drei Goldstücke in die Hand zu drücken; er sah mich nur verwundert an und dankte mir nicht einmal. Aber das war mir gleichgültig — und wenn mein Kutscher dagewesen wäre, so hätte ich ihm sicher eine ganze Hand voll Gold gegeben; ja, ich glaube, ich wollte es auch schon tun, aber als ich auf die Vorfahrt hinaustrat, fiel mir ein, daß ich ihn vorhin fortgeschickt hatte. In dem Augenblick fuhr der Traber des Fürsten vor, und er stieg in den Schlitten.

„Ich fahre mit, Fürst, ich komme zu Ihnen!" rief ich und schlug die Schlittendecke zurück, um gleichfalls einzusteigen; doch statt meiner sprang plötzlich Darjan in den Schlitten, und der Kutscher riß mir die Decke aus der Hand und deckte die Herren zu.

„Zum Teufel!" schrie ich außer mir. Es war ja, als hätte ich wie ein Diener für Darjan die Decke gehalten!

„Nach Hause!“ rief der Fürſt dem Kutſcher zu.
„Halt!“ brüllte ich und klammerte mich an den Schlitten, doch das Pferd zog an, und ich fiel in den Schnee. Mir ſchien, daß ſie beide lachten. Ich ſprang auf und nahm den nächſten vorbeifahrenden Schlitten. Ich trieb den Kutſcher zur größten Schnelligkeit an und jagte nach dem Hauſe des Fürſten.

IV.

Aber wie zum Trotz kam der Gaul kaum vom Fleck, obgleich ich dem Kutſcher einen ganzen Rubel Trinkgeld verſprach, und der Gaul von ihm für mindeſtens einen Rubel Peitſchenhiebe bekam. Mein Herz drohte ſtillezuſtehen. Ich wollte dem Kutſcher etwas ſagen, aber ich konnte noch kein vernünftiges Wort hervorbringen. In dieſem Zuſtande ſtürzte ich in das Zimmer des Fürſten, der kurz vor mir angekommen war. Er hatte Darſan nach Hauſe gebracht und war allein. Bleich und erregt ſchritt er im Kabinett auf und ab. Wie geſagt: er hatte furchtbar viel verloren. Er ſah mich mit einer ſonderbar zerſtreuten Verwunderung an.
„Sind Sie ſchon wieder da?“ ſtieß er unmutig hervor, und ſein Geſicht verfinſterte ſich.
„Ja, — um mit Ihnen zu einem Ende zu kommen, mein Herr!“ ſagte ich atemlos. „Wie konnten Sie ſich unterſtehen, ſich ſo gegen mich zu benehmen?“
Er ſah mich fragend an.
„Wenn Sie die Abſicht hatten, mit Darſan zu fahren, ſo hätten Sie mir ſagen ſollen, daß Sie mit ihm fahren wollten. Sie aber gaben nur dem Kutſcher den Befehl, und ich . . .“

„Ach ja, Sie fielen, glaub ich, in den Schnee!" Und er lachte mir ins Geſicht.

„Darauf antwortet man mit einer Forderung! Deshalb will ich mit Ihnen zuerſt — abrechnen."

Und ich holte mit zitternden Händen mein Geld hervor und legte es auf den Diwan, auf ein Marmortiſchchen, auf ein offenes Buch, legte es in Haufen hin, handvollweiſe, in Gold und Banknoten; einige Goldſtücke rollten auf den Teppich.

„Ach richtig, Sie haben ja gewonnen. Deshalb! Das merkt man an Ihrem Ton!"

Noch nie hatte er ſo unverſchämt zu mir geſprochen. Ich fühlte, wie ich erbleichte.

„Da . . . ich weiß nicht, wieviel das iſt . . . man müßte es zählen. Ich ſchulde Ihnen an dreitauſend . . . oder wieviel . . .? War es mehr oder weniger?"

„Ich habe Sie meines Wiſſens nicht erſucht, mir dieſes Geld zurückzugeben."

„Nein, es iſt mein eigener Wunſch, und Sie wiſſen, warum. Hier, dieſes Paket Banknoten enthält tauſend Rubel," fuhr ich fort, und begann mit zitternden Fingern die Scheine zu zählen, gab es aber auf. „Einerlei, ich weiß ja doch, daß es tauſend Rubel ſind. Nun, dieſe Tauſend behalte ich für mich, das übrige, dieſen Haufen da, nehmen Sie, zur Begleichung meiner Schuld, das heißt, als Teil meiner Schuld: es müſſen, denke ich, an zweitauſend ſein oder vielleicht auch mehr."

„Aber ein Tauſend behalten Sie doch für ſich?" bemerkte der Fürſt mit höhniſchem Lächeln.

„Brauchen Sie es denn? In dem Falle . . . ich wollte . . .

ich dachte, Sie wünschten es nicht . . . doch, wenn Sie es brauchen, so . . .“

„Nein, ich brauche es nicht, behalten Sie's nur!“ Er wandte mir mit Verachtung den Rücken und begann im Zimmer auf und ab zu schreiten. „Und der Teufel weiß, wie Sie überhaupt darauf kommen, mir das Geld zurückzugeben?“ Er drehte sich plötzlich wieder zu mir um und sah mich mit brutaler Herausforderung an.

„Ich gebe es Ihnen zurück, weil ich Sie zur Rechenschaft ziehen will!“ fuhr ich nun meinerseits wütend auf.

„Scheren Sie sich zum Teufel mit Ihren großartigen Worten und Gesten!“ schrie er mich plötzlich an und stampfte mit dem Fuß wie außer sich. „Ich wollte Sie beide schon lange hinauswerfen: Sie und Ihren Wer=ssiloff!“

„Sie sind wohl wahnsinnig!“ rief ich; denn er sah wirk=lich danach aus.

„Sie haben mich fast zu Tode gequält mit Ihren groß=artigen Phrasen: jawohl, Phrasen, nichts als Phrasen! Über die Ehre zum Beispiel! Pfui Teufel! Schon lange wollte ich damit ein Ende machen! Ich freue mich, ich freue mich, daß endlich der Augenblick gekommen ist. Ich hielt mich für gebunden und schämte mich, daß ich Sie beide empfangen mußte . . . Sie beide! Aber jetzt halte ich mich durch nichts mehr für gebunden, durch nichts, durch nichts, haben Sie verstanden?! Ihr Werssiloff hat mich aufgehetzt, die Achmakoff bloßzustellen. Und nach alledem wagen Sie noch, Sie und Werssiloff, mir von Ehre zu sprechen! Sie, die selbst ehrlos sind . . . alle beide, alle beide! Haben S i e sich denn etwa geschämt, von mir Geld anzunehmen?“

Es wurde mir dunkel vor den Augen.
„Ich nahm es von Ihnen als Freund," begann ich furchtbar leiſe. „Sie haben es mir doch ſelbſt angeboten, und ich glaubte an Ihre Zuneigung ..."
„Ich bin nicht ‚Freund' ſo eines Menſchen wie Sie! Ich habe Ihnen Geld gegeben, aber doch nicht aus dem Grunde! Sie wiſſen ja ſelbſt, warum ich es Ihnen gegeben habe ..."
„Ich habe es auf Werſſiloffs Konto genommen; freilich, das war dumm von mir, aber ich ..."
„Sie konnten es nicht auf Werſſiloffs Konto nehmen, ohne ſeine Erlaubnis, und ich hätte Ihnen ſein Geld auch gar nicht ohne ſeine Erlaubnis geben dürfen ... Ich habe Ihnen m e i n Geld gegeben, und das wußten Sie; Sie wußten das und nahmen das Geld doch, und ich habe dieſe ganze verhaßte Komödie in meinem Hauſe ertragen müſſen ..."
„Was ſoll ich gewußt haben? Welche Komödie? Wofür haben Sie mir denn das Geld gegeben?"
„Pour vos beaux yeux, mon cousin!" lachte er mir gerade ins Geſicht.
„Teufel!" brüllte ich. „Nehmen Sie doch alles, hier! — Da ſind auch dieſe Tauſend noch! So, jetzt ſind wir quitt, und morgen ..."
Und ich ſchleuderte ihm das Paket mit den Hundertrubelſcheinen zu, die ich für mich hatte zurückbehalten wollen. Das Paket traf ſeine Weſte und fiel zu Boden. Er trat ſchnell mit drei großen Schritten ſchnurſtracks und drohend an mich heran.
„Wagen Sie zu behaupten," ſagte er in tieriſcher Wut, jede Silbe ſcharf hervorſtoßend, „daß Sie den ganzen

Monat das Geld von mir genommen hätten, ohne zu wiſſen, daß Ihre Schweſter von mir ſchwanger iſt?"
„Wie? Was!" ſchrie ich auf, und plötzlich wurden mir die Füße ſo ſchwach, daß ich kraftlos auf den Diwan ſank. Er ſelbſt hat mir ſpäter geſagt, ich ſei ſo weiß geworden wie ein Handtuch. Mein Verſtand wurde irr. Ich weiß noch, wir ſahen einander lange ſchweigend in die Augen, und ich ſah, wie ein Schrecken auf einmal über ſein Geſicht lief; er beugte ſich plötzlich vor und faßte mich an den Schultern, um mich zu halten. Ich ſehe noch heute ſein erſtarrtes Lächeln: es lag Mißtrauen in ihm und Verwunderung. Ja, er hatte nicht erwartet, daß ſeine Worte einen ſolchen Eindruck auf mich machen würden, da er von meiner Schuld feſt überzeugt war.
Ich wurde ohnmächtig, aber nur für einen Augenblick; ich kam gleich wieder zu mir, richtete mich auf, ſah ihn an und verſuchte, meine Gedanken zu ſammeln — und plötzlich offenbarte ſich mir die ganze Furchtbarkeit der Wahrheit, und ich erwachte gleichſam aus einem langen Schlaf! Hätte man mir das früher geſagt und mich gefragt, was ich in dem Falle täte, ich hätte wahrſcheinlich geantwortet, daß ich dieſen Menſchen in Stücke zerreißen würde. Doch es geſchah etwas ganz anderes, ganz gegen meinen Willen: ich ſchlug auf einmal meine Hände vors Geſicht und brach in Tränen aus. Ich weinte bitterlich. Das geſchah ſo ganz von ſelbſt. In dem jungen Menſchen kam plötzlich das Kind zum Vorſchein. Dieſes kleine Kind beherrſchte damals noch reichlich die Hälfte meiner Seele. Ich warf mich auf den Diwan und ſchluchzte. „Liſa! Liſa! Arme, unglückliche Liſa!" Da glaubte mir der Fürſt auf einmal alles.

„Mein Gott, wie habe ich Ihnen unrecht getan!“ rief er mit tiefem Schmerz. „Oh, wie niedrig habe ich von Ihnen gedacht in meinem Mißtrauen . . . Können Sie mir verzeihen, Arkadi Makarowitſch!“

Ich ſprang plötzlich auf, wollte ihm etwas ſagen, trat auch auf ihn zu, brachte aber kein Wort hervor — und ſtürzte aus dem Zimmer, aus dem Hauſe. Ich weiß, daß ich zu Fuß heimging, aber ich erinnere mich nicht mehr, wie ich nach Hauſe kam. Ich warf mich auf mein Bett. grub mein Geſicht in das Kiſſen, und ſo verharrte ich in der Dunkelheit und grübelte, grübelte. In ſolchen Augenblicken denkt man nie vernünftig und folgerichtig. Mein Verſtand und meine Phantaſie waren wie abgeriſſene Fäden, und ich erinnere mich noch, daß mir, Gott weiß was für ganz nebenſächliche Dinge durch den Kopf gingen. Aber Kummer und Leid traten wieder mit Schmerz und dumpfem Weh in mein Bewußtſein, und ich rang die Hände und rief: „Liſa, Liſa!“ und brach wieder in Tränen aus. Ich weiß nicht mehr, wie ich einſchlief, aber ich ſchlief feſt und ſüß.

Siebentes Kapitel.

I.

Ich erwachte am nächſten Morgen gegen acht Uhr, ſchloß ſchnell meine Tür zu, ſetzte mich ans Fenſter und grübelte vor mich hin. So ſaß ich faſt ganze zwei Stunden. Die Magd hatte inzwiſchen ſchon zweimal an meine Tür geklopft, doch ich hatte ſie fortgeſchickt. Schließlich, die Uhr ging ſchon auf elf, wurde zum drittenmal an meine Tür geklopft. Ich wollte ſchon wütend hinausrufen, man ſolle mich nicht ſtören, aber diesmal war es Liſa. Mit ihr trat auch die Magd herein, die mir meinen Kaffee brachte und dann den Ofen anzuheizen begann. Sie fortzuſchicken war nicht möglich: die ganze Zeit, während dieſe ſaumſelige Fjokla das Holz in den Ofen legte und ſchließlich das Feuer anblies, ging ich mit großen Schritten in meinem kleinen Zimmer auf und ab. Ich begann abſichtlich kein Geſpräch und gab mir Mühe, Liſa nicht anzuſehen. Die Magd verrichtete ihre Arbeit mit einer unbeſchreiblichen Langſamkeit, und zwar abſichtlich, wie das alle Mägde tun, wenn ſie bemerken, daß die Herrſchaft etwas beſprechen will, was die Dienſtboten nicht hören ſollen. Liſa hatte ſich auf den Stuhl am Fenſter hingeſetzt und ſchien mich zu beobachten.

„Dein Kaffee wird kalt," ſagte ſie auf einmal.

Ich ſah ſie an: nicht die geringſte Verlegenheit war in ihrem vollkommen ruhigen Geſicht, auf den Lippen ſogar ein Lächeln.

„Nein, dieſe Weiber!" entfuhr es mir unwillkürlich, und ich zuckte die Achſeln.

Endlich war die Magd mit dem Anheizen des Ofens fer-

tig und wollte nun auch noch das Zimmer aufräumen, aber jetzt ſchickte ich ſie doch wütend hinaus und konnte endlich die Tür hinter ihr zuſchließen.

„Warum haſt du die Tür wieder verſchloſſen?“ fragte Liſa.

Ich trat auf ſie zu und blieb vor ihr ſtehen.

„Liſa, hätte ich das jemals denken können, daß du mich ſo betrügen würdeſt!“ rief ich plötzlich aus, ohne überhaupt daran gedacht zu haben, daß ich ſo anfangen würde; und diesmal kamen mir nicht Tränen in die Augen, ſondern ein ſo böſes Gefühl ſtach mir auf einmal ins Herz, daß ich ſelbſt ganz verwundert darüber war. Liſa wurde rot, erwiderte aber nichts; ſie fuhr nur fort, mir gerade in die Augen zu ſehen.

„Warte, Liſa, warte, — oh, wie war ich dumm! Aber lag es denn an mir? Alle dieſe Andeutungen ſind doch erſt geſtern ſo zuſammengetroffen, bis dahin aber — wie hätte ich denn etwas erraten können? Etwa daraus, daß du die Stolbejeff beſuchteſt und dieſe . . . Darja Onißimowna? Aber ich habe dich für eine Sonne gehalten, Liſa, und wie hätte mir ſo was überhaupt in den Sinn kommen ſollen? Weißt du noch, wie ich dich damals, vor zwei Monaten, dort bei ihm im Nebenzimmer ſah, und wie wir dann in der Sonne gingen und froh waren . . . War es — damals ſchon? War es ſchon?“

Sie antwortete mit einem bejahenden Nicken.

„So haſt du mich ſchon damals betrogen! Da war nicht meine Dummheit der Grund meines Nichtverſtehens, Liſa, ſondern eher mein Egoismus. Oder nein: die Urſache war beſtimmt nicht meine Dummheit, wohl aber beſtimmt der Egoismus meines Herzens und . . . und viel-

leicht auch mein Glaube an eine Heiligkeit. Oh, ich habe immer geglaubt, ihr ſtändet alle hoch über mir, — und nun . . .! Geſtern aber, an dieſem einzigen kurzen Tage, hatte ich ja gar keine Zeit, mir das alles zu erklären, trotz der verſchiedenen Anſpielungen . . . Es waren ganz andere Dinge, die mich geſtern beſchäftigten!"

Da mußte ich auf einmal an Katerina Nikolajewna denken, und wieder ſtach mich etwas wie mit einer Nadel ſchmerzhaft ins Herz, und ich wurde bis über die Ohren rot. Natürlich konnte ich in einem ſolchen Augenblick nicht gut zu ihr ſein.

„Aber weshalb rechtfertigſt du dich? Mir ſcheint, Arkadi, daß du dich rechtfertigen willſt. So ſag mir doch, weswegen denn eigentlich?" fragte Liſa leiſe und ſanft, aber dennoch mit ſehr feſter und ſicherer Stimme.

„Weswegen?! Ja, aber was ſoll ich jetzt tun? — nehmen wir nur dieſe eine Frage! Und du fragſt noch ‚weswegen eigentlich?' Ich weiß nicht, was ich jetzt tun ſoll! Ich weiß nicht, wie Brüder in ſolchen Fällen vorgehen . . . Ich weiß, daß man ſie mit der Piſtole in der Hand zur Heirat zwingt . . . Ich werde vorgehen, wie ein anſtändiger Menſch in ſolchem Fall vorgehen muß! Aber da weiß ich nun wieder nicht einmal, wie ein anſtändiger Menſch unter dieſen Umſtänden vorgehen ſoll . . .! Und warum ich das nicht weiß? Weil wir — keine Ariſtokraten ſind, er aber iſt ein Fürſt und will ſeine Karriere in ſeinem Kreiſe machen; er wird uns ja überhaupt nicht anhören! Wir ſind ja nicht einmal Geſchwiſter, ſind irgend ſo welche ‚Außereheliche', ohne Familie, Kinder eines leibeigenen Hofknechtes; ſeit wann vermählen ſich denn Fürſten mit dem Hofgeſinde? Oh, der Ekel! Und

zum Überfluß ſitzt du da und wunderſt dich noch über mich!"

„Ich glaube dir, daß du dich quälſt," ſagte Liſa und errötete wieder, „aber du übereilſt dich und quälſt dich ſelbſt."

„Ich übereile mich? Ja, meinſt du denn, daß ich mich noch nicht genug — verſpätet habe? Für dich bin ich wohl noch zu früh dahinter gekommen! Wie kannſt d u , Liſa, gerade d u mir das ſagen?" rief ich ſchließlich in hellem Zorn. „Und wieviel Schmach ich deshalb erduldet habe! Oh, ich kann mir denken, wie dieſer Fürſt mich hat verachten müſſen! Mir iſt ja jetzt alles klar! Dieſes ganze Bild ſteht jetzt deutlich vor mir: er hat wirklich geglaubt, daß ich um ſein Verhältnis mit dir wußte, jedoch abſichtlich dazu ſchwieg oder gar die Naſe hochtrug und auf die Beziehung meiner Schweſter zu einem F ü r ſt e n noch ‚ſtolz' war — ſelbſt das hätte er von mir denken können! Und daß ich mir für meine Schweſter, für die Schande meiner Schweſter von ihm Geld geben ließ! Das hat ihm ſelbſtverſtändlich Ekel eingeflößt, und ich finde es auch durchaus gerechtfertigt. Jeden Tag den Schuft ſehen und empfangen müſſen, bloß, weil er i h r Bruder iſt, und der redet ihm dann noch von Ehre vor . . .! das hält kein Herz aus, ſelbſt ein Herz wie ſeines nicht! Und du haſt das alles zugelaſſen, du haſt mir nicht die Augen geöffnet! Er hat mich dermaßen verachtet, daß er ſogar einem Stebelkoff alles von mir erzählt hat, und geſtern ſagte er mir ſelbſt, er hätte mich ſchon zuſammen mit Werſſiloff hinauswerfen wollen. Und dieſer Stebelkoff! ‚Anna Andrejewna iſt doch genau ſo Ihre Schweſter wie Liſaweta Makarowna,' und dann ſchreit er mir noch

nach: ‚Mein Geld iſt beſſer!‘ Und ich, ich lümmele mich frech auf ſeinem Diwan, ich behandle ſeine Bekannten wie ein Gleichſtehender und dränge mich ihnen auf, — der Teufel hole ſie alleſamt! Und du haſt das zugelaſſen! Auch Darſan weiß es wohl ſchon, wenigſtens nach ſeinem Ton geſtern abend zu urteilen ... Alle, alle haben es ſchon gewußt, nur ich nicht ...!“

„Niemand weiß etwas, er hat es keinem von ſeinen Bekannten erzählt und gar nicht erzählen können,“ unterbrach mich Liſa. „Von dieſem Stebelkoff weiß ich nur, daß er ihn quält, und daß Stebelkoff höchſtens etwas erraten haben kann ... Was aber dich betrifft, ſo habe ich ihm mehrmals geſagt, und er hat es mir auch aufs Wort geglaubt, daß du nichts weißt, nur verſtehe ich nicht, warum und wie es geſtern zwiſchen euch zur Sprache gekommen iſt ...“

„Oh, zum Glück habe ich ihm geſtern meine Schuld zurückgezahlt, ſo habe ich doch wenigſtens dieſe Qual vom Halſe! Liſa, weiß Mama es ſchon? Übrigens, was frage ich noch, ſelbſtverſtändlich weiß ſie es ! — geſtern, geſtern, wie ſie ſich da gegen mich erhob ...! Ach, Liſa! Ja, hältſt du dich denn wirklich für vollkommen im Recht, glaubſt du denn wirklich, daß dich nicht die geringſte Schuld trifft? Klagſt du dich denn gar nicht an? Ich weiß nicht, wie man heutzutage darüber urteilt, und welcher Anſicht du biſt, ich meine, ſoweit das mich angeht, deine Mutter, deinen Bruder, deinen Vater ... Weiß Werſſiloff es ſchon?“

„Mama hat ihm nichts geſagt, und er fragt nicht; wahrſcheinlich will er nicht fragen.“

„Er weiß es natürlich, aber er will es nicht wiſſen, das

iſt ſchon ſo, das ſieht ihm ähnlich! Nun gut, du lachſt vielleicht über die Rolle des Bruders, über den dummen Bruder, wenn er von Piſtolen ſpricht, aber deine Mutter, deine Mutter! Haſt du denn wirklich nicht daran gedacht, Liſa, daß das für Mama ein Vorwurf iſt? Ich habe mich die ganze Nacht damit gequält. Mamas erſter Gedanke muß doch jetzt ſein: ‚Das iſt deshalb geſchehen, weil auch ich mich vergeſſen habe, und wie die Mutter, ſo die Tochter!‘“

„Oh, wie gehäſſig und grauſam du das ſagſt!“ rief Liſa, und Tränen traten ihr in die Augen; ſie ſtand auf und ging ſchnell zur Tür.

„Bleib, bleib, Liſa!“ rief ich und hielt ſie zurück, legte den Arm um ſie, führte ſie wieder zu ihrem Platz und ſetzte mich neben ſie, ohne meinen Arm fortzunehmen.

„Ich dachte mir ſchon, als ich herkam, daß alles ſo kommen würde, und daß du beſtimmt verlangen würdeſt, ich ſolle mich ſelbſt anklagen ... Nun gut, ich klage mich an. Nur aus Stolz habe ich ſoeben geſchwiegen und nichts geſagt, aber ihr und Mama tut mir viel mehr leid, als ich mir ſelber leid tue ...“

Sie ſtockte, und plötzlich brach ſie in heiße Tränen aus.

„Laß gut ſein, Liſa, weine nicht, das iſt nicht nötig, durchaus nicht nötig. Ich bin nicht dein Richter, Liſa. Aber, Mama, — ſag, weiß ſie es ſchon lange?“

„Ich glaube, ja; ich habe es ihr ſelbſt erſt vor kurzem geſagt, als — d a s geſchah,“ ſagte ſie leiſe, mit niedergeſchlagenen Augen.

„Und was ſagte ſie?“

„Sie ſagte: ‚Trag es!‘“ ſprach Liſa noch leiſer vor ſich hin.

„Ach, Liſa, ja, ‚trag es!‘ Tu dir nicht irgend etwas an, Gott behüte dich davor!“

„Nein, ich werde mir nichts antun,“ antwortete ſie feſt und ſah mich wieder an. „Du kannſt ganz ruhig ſein,“ fügte ſie hinzu, „darum handelt es ſich gar nicht.“ „Liſa, Liebſte, ich ſehe nur, daß ich hiervon gar nichts verſtehe, aber dafür iſt mir erſt jetzt zu Bewußtſein gekommen, wie ich dich liebe. Nur eins verſtehe ich ganz und gar nicht, Liſa: es iſt mir ja ſonſt alles klar, aber nur das begreife ich nicht, warum du dich denn in ihn verliebt haſt? Wie konnteſt du dich in ſo einen verlieben? Das iſt die Frage!“

„Und wahrſcheinlich haſt du dich auch mit dieſer Frage die ganze Nacht gequält?“ ſagte Liſa mit einem ſtillen Lächeln.

„Warte, Liſa, nein, das war eine dumme Frage, und du lachſt über mich. Lach nur, aber es iſt doch ganz unmöglich, ſich nicht darüber zu wundern: du und e r — ihr ſeid doch ſolche Gegenſätze! Ich kenne ihn jetzt, ich habe ihn ſtudiert: er iſt finſter, mißtrauiſch, vielleicht im Grunde ein guter Menſch, aber dafür iſt er im höchſten Grade geneigt, in allem Schlechtes zu ſehen (darin iſt er übrigens ganz wie ich!). Er liebt das Edle und Adlige leidenſchaftlich, das gebe ich zu, das ſehe ich, aber ich glaube, er liebt es doch nur von ferne, ſo als Ideal. Oh, er iſt auch zur Reue bereit, er ſchwört ſein ganzes Leben lang unaufhörlich, ſich zu beſſern, und er bereut wirklich aufrichtig, aber er beſſert ſich nie; übrigens iſt das vielleicht auch ein Zug, den er mit mir teilt. Er hat tauſend Vorurteile und falſche Meinungen — und dabei überhaupt keine Meinung. Er ſucht eine große Helden-

tat und gibt ſich dabei mit ſchmutzigen Kleinigkeiten ab. Verzeih, Liſa, ich bin übrigens ein Eſel: indem ich das ſage, kränke ich dich, und ich weiß das, ich verſtehe das ja ..."

„Das Bild könnte richtig ſein," ſagte Liſa lächelnd, „aber du biſt jetzt nur meinetwegen gar zu böſe auf ihn, und deshalb iſt eigentlich doch nichts richtig. Er iſt dir gegenüber von Anfang an mißtrauiſch geweſen, deshalb haſt du ihn überhaupt nicht richtig kennen lernen können; zu mir aber war er ſchon in Luga ... Er ſieht ja überhaupt nur mich, ſeitdem er mich in Luga kennen gelernt hat! Ja, er iſt mißtrauiſch und krankhaft — ohne mich wäre er wahnſinnig geworden ... Und wenn er mich verlaſſen ſollte, wird er beſtimmt wahnſinnig werden oder ſich erſchießen. Ich glaube, das hat er jetzt eingeſehen und weiß es," ſagte Liſa wie zu ſich ſelbſt und in Gedanken verloren vor ſich hin. „Ja, er iſt fortwährend ſchwach, aber gerade dieſe Schwachen ſind manchmal auch zu einer außergewöhnlich ſtarken Tat fähig ... Was du da von der Piſtole ſagteſt, Arkadi, das paßt gar nicht hierher, das iſt gar nicht nötig — ich weiß ſelbſt ganz genau, was geſchehen wird. Nicht ich laufe ihm nach, ſondern er läuft mir nach. Mama weint und ſagt: ‚Wenn du ihn heirateſt, wirſt du unglücklich werden, er wird dann aufhören, dich zu lieben.' Das glaube ich aber nicht; unglücklich werde ich vielleicht werden, aber mich zu lieben wird er doch nicht aufhören. Das war nicht der Grund, weshalb ich ihm ſo lange nicht mein Jawort gegeben habe. Er bittet mich ſchon zwei Monate darum, nur habe ich immer nicht eingewilligt; erſt heute habe ich ihm geſagt: Ja, ich heirate dich. Arkaſcha, weißt du, geſtern

ist er" — ihre Augen strahlten, und sie schlang auf einmal beide Arme um meinen Hals —, „gestern ist er zu Anna Andrejewna gefahren und hat ihr ganz ehrlich und mit aller Offenheit gesagt, daß er sie nicht lieben kann ... Ja, er hat ihr alles erklärt, und diese Sache ist jetzt für immer abgetan! Er hat sich ja an diesem Plan auch nie beteiligt, das hat alles der alte Fürst Nikolai Iwanowitsch ausgeheckt, und diese seine Quälgeister haben ihn noch obendrein dazu bewegen wollen, dieser Stebelkoff und noch ein anderer ... Sieh, und dafür habe ich ihm heute mein Jawort gegeben. Lieber, lieber Arkadi, er bittet dich sehr, zu ihm zu kommen, und du sollst das nicht übelnehmen, was gestern vorgefallen ist: er ist heute nicht ganz wohl und wird den ganzen Tag zu Hause bleiben. Er ist wirklich krank, Arkadi, glaube nicht, daß das eine Ausrede ist. Er hat mich auch nur deshalb hergeschickt und mich gebeten, dir zu sagen, daß er ‚deiner bedarf', und daß er dir viel zu sagen hat, hier aber in dieser Wohnung würde das nicht gut gehen. Nun, lebe wohl! Ach, Arkadi, ich schäme mich, es dir zu sagen, aber auf dem Wege hierher habe ich solche Angst gehabt, du könntest mich jetzt nicht mehr lieben, ich bekreuzigte mich unterwegs immer wieder, du aber — du bist so gut, so lieb! Das werde ich dir nie vergessen! Ich muß jetzt zu Mama. Und du — versuch, ihn wenigstens ein bißchen liebzugewinnen, willst du?"

Ich umfing sie innig und sagte:

„Lisa, ich glaube, du bist ein starker Charakter. Ja, und ich glaube dir auch, daß nicht du ihm nachläufst, sondern er dir, aber trotzdem begreife ich nicht ..."

„‚Warum du dich in ihn verliebt hast — das ist die

Frage!'" fiel mir Liſa plötzlich ins Wort, mit einem kleinen ſchelmiſchen Lachen wie früher, und dies letzte: „Das iſt die Frage!" ſagte ſie genau ſo wie ich, und dabei hob ſie auch den Zeigefinger vor die Stirn, ganz ſo wie ich es bei dieſem Satz zu tun pflege.
Wir küßten uns zum Abſchied, aber als ſie hinausgegangen war, krampfte ſich mir doch wieder das Herz zuſammen.

II.

Zunächſt eine Anmerkung nur für mich: es gab Augenblicke, nachdem Liſa mich verlaſſen hatte, in denen mir die überraſchendſten Gedanken, und zwar gleich in ganzen Scharen, in den Kopf kamen, und ich ſogar ſehr zufrieden mit ihnen war. „Ja, aber weshalb rege ich mich denn auf," dachte ich unter anderem, „was geht das ſchließlich mich an? So iſt es doch bei allen oder wenigſtens ähnlich! Und was hat denn das auf ſich, daß Liſa dies paſſiert iſt? Bin ich etwa verpflichtet, die ‚Familienehre' zu retten?" Ich erwähne hier alle dieſe Einzelheiten, um zu zeigen, wie wenig ich damals noch in meinen Begriffen von Gut und Böſe gefeſtigt war. Nur das Gefühl rettete mich: ich wußte, daß Liſa unglücklich war, daß Mama unglücklich war, ich wußte das, weil ich es fühlte, wenn ich an ſie dachte, — und deshalb fühlte ich auch, daß alles das, was da geſchehen war, unmöglich gut ſein konnte.
Jetzt muß ich vorausſchicken, daß die Ereigniſſe von dieſem Tage an bis zu der Kataſtrophe meiner Erkrankung mit ſolcher Schnelligkeit einander folgten, daß ich mich nun ſelbſt wundere, wenn ich daran zurückdenke, wie ich

ihnen habe ſtandhalten können und nicht vom Schickſal erdrückt worden bin. Sie entkräfteten meinen Verſtand und ſelbſt meine Gefühle, und wenn ich zu guter Letzt doch nicht ſtandgehalten und ein Verbrechen begangen hätte — (und ich war wirklich ſchon nahe daran), ſo iſt es ſehr wohl möglich, daß ich von den Geſchworenen ſpäter freigeſprochen worden wäre. Aber ich will mich bemühen, alles in möglichſter Ordnung wiederzugeben, obſchon meine Gedanken damals ſehr wenig geordnet waren. Die Ereigniſſe ſtürmten mit ſolcher Wucht gegen mich an, daß ſie meine Gedanken wie dürres Laub im Herbſt durcheinanderwirbelten. Und da ich ganz aus fremden Gedanken beſtand, wo ſollte ich da plötzlich eigene hernehmen, als ich ſie auf einmal zu einem ſelbſtändigen Entſchluß brauchte? Einen Führer oder Berater hatte ich ja nicht. Zum Fürſten beſchloß ich erſt am Abend zu gehen, um mich mit ihm über alles auszuſprechen; bis dahin aber wollte ich zu Hauſe bleiben. Es begann bereits zu dämmern, als die Stadtpoſt mir wieder einen Brief von Stebelkoff brachte: es waren nur drei Zeilen mit der dringenden und „beſchwörenden" Bitte, am nächſten Tage um elf Uhr bei ihm vorzuſprechen, „wegen einer Sache von höchſter Wichtigkeit, was Sie ſelbſt einſehen werden". Ich überlegte und beſchloß, je nach den Umſtänden zu handeln; denn bis dahin war ja noch viel Zeit. Es war inzwiſchen acht Uhr geworden; ich wäre ſchon längſt zum Fürſten gegangen, wenn ich nicht die ganze Zeit auf Werſſiloff gewartet hätte: ich hatte das Bedürfnis, ihm vieles zu ſagen. Mein Herz brannte. Aber Werſſiloff war nicht gekommen und kam nicht. Bei Mama und bei Liſa wollte ich mich vorläufig noch nicht zei-

gen, und eine Ahnung ſagte mir, daß auch Werſſiloff dieſen ganzen Tag über nicht zu Hauſe war. Schließlich machte ich mich auf und ging zu Fuß zum Fürſten, aber unterwegs kam mir der Gedanke, doch in das Kellerreſtaurant am Kanal, wohin Werſſiloff mich geſtern geführt hatte, hineinzuſehen. Und richtig, er ſaß da auf demſelben Platz, auf dem er am Abend vorher geſeſſen hatte.

„Ich habe mir ſchon gedacht, daß du hierherkommen würdeſt," ſagte er mit einem eigentümlichen Lächeln und einem ſonderbaren Blick auf mich.

Es war kein gutes Lächeln; es war ein Lächeln, wie ich es in ſeinem Geſicht ſchon lange nicht mehr geſehen hatte. Ich ſetzte mich an den Tiſch und erzählte ihm zunächſt die Tatſache vom Fürſten und Liſa, und dann den ganzen Auftritt, zu dem es in der Nacht zwiſchen mir und dem Fürſten nach der Roulette gekommen war; ich vergaß auch nicht, meinen großen Gewinn zu erwähnen. Er hörte ſehr aufmerkſam zu und fragte noch einmal nach dem Entſchluß des Fürſten, Liſa zu heiraten.

„Pauvre enfant, vielleicht wird ſie dadurch nichts gewinnen. Aber vermutlich wird es nicht dazu kommen ... obſchon er fähig wäre ..."

„Sagen Sie mir wie einem Freunde: Sie haben das doch gewußt, haben es doch geahnt?"

„Mein Freund, was konnte ich denn dabei tun? Das alles iſt — eine Sache des Gefühls und eines fremden Gewiſſens ..., wenn auch dieſes armen Mädchens. Ich ſage dir nochmals: ich habe mich ſeinerzeit zur Genüge in fremde Gewiſſen eingedrängt, — es iſt das die undankbarſte Beſchäftigung! Im Unglück werde ich meine Hilfe

nicht verſagen, ſoweit ich helfen kann, und wenn man mir nur ſagt, wie. Und du, mein Lieber, du haſt alſo wirklich die ganze Zeit nichts geahnt?"

„Wie konnten Sie," rief ich in plötzlich auflodernde m Zorn, „wie konnten Sie, wenn Sie auch nur ein Atom von einem Verdacht hatten, ich wüßte um Liſas Verhältnis mit dem Fürſten, und da Sie doch ſahen, daß ich von ihm Geld annahm, — wie konnten Sie da noch mit mir ſprechen, mit mir verkehren, mir die Hand reichen, — mir, den Sie doch für einen Schuft halten mußten! Denn ich könnte wetten, daß Sie beſtimmt vermutet haben, ich wüßte alles und nähme das Geld vom Fürſten wiſſentlich für meine Schweſter!"

„Das war — wiederum eine Gewiſſensſache," ſagte er lächelnd. „Und woher weißt du denn," fügte er deutlich und mit einem geradezu rätſelhaften Empfinden hinzu, „woher weißt du, ob nicht auch ich, ganz wie du, geſtern, in einem anderen Fall, — ob nicht auch ich gefürchtet habe, mein ‚Ideal' zu verlieren und ſtatt meines heißblütigen und ehrlichen Jungen einen nichtswürdigen Bengel vor mir zu ſehen? In dieſer Befürchtung ſchob ich den Augenblick hinaus. Warum ſollte man in mir nicht ſtatt Faulheit und Hinterliſt etwas Unſchuldigeres, nun, meinetwegen auch Dümmeres, aber doch etwas Edleres vorausſetzen dürfen? Que diable! Ich bin gar zu oft dumm, auch ohne edleren Grund. Was wärſt du dann noch für mich geweſen, wenn du ſchon ſolche Anlagen gehabt hätteſt? Durch Zureden beſſern wollen iſt in ſolchen Fällen ein klägliches Verfahren; in meinen Augen würdeſt du doch jeden Wert verloren haben, auch wenn du dich gebeſſert hätteſt . . ."

„Aber Liſa tut Ihnen doch leid, ſie tut Ihnen doch leid?"
„Sehr leid, mein Lieber. Wie kommſt du darauf, mich für ſo gefühllos zu halten . . .? Im Gegenteil, ich werde mich nach Kräften bemühen . . . Nun, und wie ſteht es mit d i r, wie ſtehen d e i n e Angelegenheiten?"
„Sprechen Sie nicht davon; ich denke jetzt nicht an m e i n e Angelegenheiten. Aber ſagen Sie, warum zweifeln Sie daran, daß er ſie heiraten wird? Er iſt geſtern bei Anna Andrejewna geweſen und hat ſich endgültig losgeſagt . . . von, Sie wiſſen ſchon, von dieſem dummen Einfall des alten Fürſten Nikolai Iwanowitſch — ſie zu verkuppeln. Er hat ſich endgültig davon losgeſagt."
„So? Wann war er denn bei ihr? Und von wem haſt du das gehört?" erkundigte er ſich intereſſiert.
Ich erzählte ihm alles, was ich wußte.
„Hm . . . Dann iſt das . . ." ſagte er nachdenklich und ſchien zu überlegen. „Dann iſt das ungefähr eine Stunde früher geſchehen . . . vor einer anderen Erklärung. Hm . . . nun ja, eine ſolche Auseinanderſetzung zwiſchen ihnen kann ja immerhin ſtattgefunden haben . . . obgleich ich genau weiß, daß in dieſer Sache dort niemals, weder von der einen noch von der anderen Seite, etwas geſagt oder getan worden iſt . . . Freilich genügen ja zwei Worte, um das zu erklären. Aber nun höre mal zu," ſagte er plötzlich mit einem eigentümlichen Lächeln, „ich werde dich mit einer recht außergewöhnlichen Neuigkeit überraſchen: ſelbſt wenn dein junger Fürſt geſtern Anna Andrejewna einen Heiratsantrag gemacht hätte (übrigens hätte ich, da ich die Geſchichte mit Liſa ahnte, dieſe Verbindung aus allen Kräften zu verhindern geſucht, entre nous soit dit), ſo hätte ihm Anna Andrejewna unter

allen Umständen sofort einen Korb gegeben. Du scheinst Anna Andrejewna sehr gern zu haben, sie auch sehr zu achten und zu schätzen, wenn ich mich nicht irre? Das ist sehr nett von dir, und deshalb wirst du dich vermutlich für sie freuen, wenn ich dir diese Neuigkeit mitteile: sie hat sich verlobt, mein Lieber. Und soweit ich ihren Charakter kenne, wird es auch zur Heirat kommen, und ich — nun, ich gebe ihr natürlich meinen Segen."

„Sie wird heiraten? Aber wen denn?" rief ich maßlos erstaunt.

„Rat mal. Doch ich will dich nicht quälen: sie heiratet den Fürsten Nikolai Iwanowitsch, deinen lieben alten Herrn."

Ich starrte ihn mit großen Augen an.

„Es ist anzunehmen, daß sie schon lange diese Absicht gehegt hat; und selbstverständlich wird sie die Sache genial vorbereitet haben," fuhr er lässig und langsam, doch nicht ohne Schärfe fort. „Ich denke mir, das wird so etwa eine Stunde nach dem Besuch des ‚Fürsten Sjerjosha' geschehen sein. (Der hätte mit seinem Besuch bei ihr auch etwas warten können!) Sie ist einfach zum alten Fürsten Nikolai Iwanowitsch gegangen und hat ihm den Antrag gemacht."

„Wie das — ‚ihm den Antrag gemacht'? Sie wollen wohl sagen: er hat ihr einen Antrag gemacht?"

„Wie sollte er! Nein, mein Lieber, sie, sie selbst hat es getan, deshalb ist er ja auch so selig und entzückt. Wie ich hörte, soll er jetzt nichts tun als sitzen und sich immer nur wundern, wie und weshalb er nicht selbst darauf gekommen ist. Man sagte mir, er sei sogar krank geworden ... vermutlich auch das vor Seligkeit."

„Hören Sie, Sie ſagen das ſo ſpöttiſch ... Ich kann es faſt nicht glauben. Ja, und wie hat ſie ihm denn den Antrag machen können? Was hat ſie denn geſagt?"

„Sei überzeugt, mein Freund, daß ich mich darüber aufrichtig freue," ſagte er da mit einem plötzlich ganz ernſten Geſicht. „Er iſt allerdings ſchon alt, aber nach Geſetz und Sitte kann er doch noch heiraten; und was ſie betrifft, — ja, das iſt nun wieder Sache eines fremden Gewiſſens, iſt das, wovon ich dir ſchon mehrmals geſprochen habe, mein Freund. Übrigens iſt ſie viel zu klug, um nicht ihre eigenen Anſichten zu haben und um nicht genau zu wiſſen, was ſie tut. Was nun die Einzelheiten betrifft, nach denen du fragſt, und wie ſie ſich ausgedrückt hat, — ja, darüber weiß ich dir nichts zu ſagen, mein Freund. Aber ſie wird es fraglos ſchon verſtanden haben, und wahrſcheinlich beſſer, als wir zwei es jemals uns ausdenken könnten. Das Beſte an der ganzen Sache iſt, daß ſie nichts von einem Skandal an ſich hat; die Welt wird alles très comme il faut finden. Natürlich iſt es ja klar, daß ſie ſich damit eine Stellung in der Geſellſchaft ſchaffen will, aber ſie iſt dieſer Stellung doch wahrlich auch wert! So etwas iſt in der Geſellſchaft ganz gang und gäbe. Und ihren Antrag hat ſie offenbar tadellos und mit der größten Vornehmheit gemacht. Sie iſt der Typ einer ſtrengen Frau, mein Freund, eine ‚geborene Nonne', wie du ſie einmal bezeichnet haſt; oder auch eine ‚kühle Jungfrau', wie ich ſie ſchon lange nenne. Sie iſt doch faſt ſeine Pflegetochter, das weißt du ja, und ſie hat auch ſeine Güte ſchon mehr als einmal an ſich ſelbſt erfahren. Sie hat mir bereits vor langer Zeit verſichert, daß ſie ihn ‚ſo ſchätze und verehre, ſo bedauere

und ſo mit ihm ſympathiſiere', und noch alles mögliche von der Art, daß ich zum Teil eigentlich vorbereitet war. Alles dieſes hat mir heute morgen in ihrem Namen und auf ihre Bitte hin mein Sohn Andrei Andrejewitſch mitgeteilt, ihr Bruder, mit dem du, glaube ich, nicht bekannt biſt. Ich ſehe ihn in jedem halben Jahr auch nur einmal. Er billigt ihren Schritt mit allem ſchuldigen Reſpekt."

„So iſt die Sache ſchon öffentlich? Weiß Gott, ich bin ganz baff!"

„Nein, ſie iſt noch gar nicht öffentlich; wenigſtens vorläufig ſoll ſie noch nicht bekanntgemacht werden ... Ich bin darüber nicht näher unterrichtet und ſtehe überhaupt ganz abſeits. Aber es iſt ſo, wie ich dir ſagte."

„Ja, aber was wird jetzt Katerina Nikolajewna, ſeine Tochter ... Was meinen Sie, was wird Bjoring dazu ſagen?"

„Das kann ich nicht wiſſen ... was eigentlich ihm daran nicht gefallen könnte. Sei verſichert, Anna Andrejewna iſt auch in der Beziehung ein im höchſten Grade korrekter Menſch. Aber iſt ſie nicht großartig, dieſe Anna Andrejewna? Da fragt ſie mich gerade noch kurz vorher am Morgen, ob ich die verwitwete Frau Achmakoff liebe! Erinnerſt du dich, ich erzählte dir das geſtern und wunderte mich noch. Das ruſſiſche Geſetz würde ihr doch nicht geſtatten, den Vater zu heiraten, wenn ich die Tochter geheiratet hätte! Verſtehſt du das jetzt?"

„Ach, in der Tat!" rief ich. „Aber hat denn Anna Andrejewna wirklich im Ernſt glauben können, daß Sie ... den Wunſch haben könnten, Katerina Nikolajewna zu heiraten?"

„Offenbar, mein Freund. Übrigens ... übrigens wird es für dich jetzt an der Zeit ſein, deinen Weg dorthin fortzuſetzen, wohin du gehen willſt. Ich habe, offen geſtanden, die ganze Zeit Kopfſchmerzen. Werde die ‚Lucia' ſpielen laſſen. Ich liebe die Feierlichkeit der Langweile. Aber das habe ich dir ſchon einmal geſagt... Ich wiederhole mich unverzeihlich ... Vielleicht werde ich auch irgendwo anders hingehen. Ich habe dich ſehr lieb, mein Lieber, aber jetzt lebe wohl. Wenn ich Kopfſchmerzen habe oder Zahnweh, dann verlangt mich nach Einſamkeit."

In ſeinem Geſicht bemerkte ich einen Ausdruck von innerer Qual; ich glaube es ihm jetzt, daß ihm damals der Kopf ſchmerzte, beſonders der Kopf!

„Alſo morgen," ſagte ich.

„Morgen? Wer weiß, was morgen ſein wird!" ſagte er mit einem verzerrten Lächeln.

„Ich komme morgen zu Ihnen, oder Sie kommen zu mir."

„Nein, nicht ich werde zu dir kommen, wohl aber wirſt du zu mir ſtürzen ..."

Aus ſeinem Geſicht ſprach etwas Böſes, doch ich dachte nicht weiter an ihn, — nach einer ſolchen Neuigkeit!

III.

Der Fürſt war in der Tat nicht wohl und ſaß allein zu Haus, den Kopf mit einem naſſen Tuch umwunden. Er ſchien mich mit Ungeduld erwartet zu haben; ihn quälten nicht nur heftige Kopfſchmerzen, ſondern vor allem ſeeliſche Schmerzen. Überhaupt muß ich darauf hinweiſen, daß ich in der letzten Zeit vor der Kataſtrophe fortgeſetzt mit Menſchen zuſammenkam, die ſo erregt und unzurech-

nungsfähig waren, daß man ſie alle für mehr oder weniger wahnſinnig hätte halten können, und ich glaube faſt, daß ich von ihnen gewiſſermaßen angeſteckt wurde. Ich kam mit feindlichen Gefühlen zu ihm, und ich ſchämte mich, weil er mich geſtern hatte weinen ſehen. Und immerhin hatten Liſa und er mich ſo geſchickt zu betrügen verſtanden, daß ich nun als Dummkopf daſtand, was ich doch unmöglich ſelbſt überſehen konnte. Kurz, als ich bei ihm eintrat, tönten in mir viele falſche Saiten. Aber alles dieſes Falſche und Vorgefaßte fiel ſehr bald von mir ab. Beſonders in einer Beziehung muß ich ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen: nachdem er ſein Mißtrauen einmal aufgegeben hatte, gab er ſich wirklich mit ganzem Herzen; dann erſt ſah man ſeine faſt kindliche Zärtlichkeit und Liebesfähigkeit und ein wahrhaft rührendes Vertrauen. Er küßte mich unter Tränen und kam ſofort auf die Sache ſelbſt zu ſprechen . . . Er hatte mich tatſächlich ſehr nötig. Seine Worte und Gedanken waren auffallend wirr.

Zunächſt teilte er mir ſeinen feſten Entſchluß mit, Liſa zu heiraten, und zwar ſo bald als möglich.

„Daß ſie nicht adlig iſt, hat nicht einen Augenblick Bedenken in mir erweckt," ſagte er zu mir. „Mein Großvater hat im Alter ein Hofmädchen geheiratet, das bei einem benachbarten Gutsbeſitzer, der aus ſeinen Leibeigenen ein ganzes Privattheater gebildet hatte, Sängerin geweſen war. Freilich hat meine Familie gewiſſe Hoffnungen auf mich geſetzt, aber die werden ſie eben aufgeben müſſen, und der Kampf wird ſchließlich nicht allzu lange dauern. Ich will mit allem brechen, mit allem Gegenwärtigen und Geweſenen, ein für allemal! Es

muß alles anders werden, alles muß von neuem beginnen! Ich begreife nicht, warum Ihre Schweſter mich liebgewonnen hat. Aber eines ſteht feſt: ohne ſie lebte ich jetzt gewiß nicht mehr auf dieſer Welt. Ich ſchwöre Ihnen aus tiefſtem Herzen: ich ſehe darin einfach eine höhere Fügung in meinem Leben, daß ich ihr damals in Luga begegnet bin. Ich glaube, ſie liebt mich wegen der ‚unermeßlichen Tiefe meines Falles' ... können Sie das verſtehen, Arkadi Makarowitſch?"

„Vollkommen!" ſagte ich mit aufrichtiger Überzeugung. Ich ſaß im Lehnſtuhl vor dem Tiſch, er ging im Zimmer auf und ab.

„Ich muß Ihnen die Geſchichte unſerer Begegnung ganz erzählen, ohne etwas zu verſchweigen," fuhr er fort. „Der Anlaß war ein Geheimnis, das ich mit mir herumtrage, und das ich nur ihr allein mitgeteilt habe, weil ich nur zu ihr habe Vertrauen faſſen können. Außer ihr weiß es bis zum heutigen Tage kein Menſch. Nach Luga war ich damals mit Verzweiflung im Herzen gekommen; ich wohnte bei der Stolbejeff, warum, weiß ich ſelbſt nicht. Ich ſuchte wohl Einſamkeit. Damals hatte ich gerade mein Abſchiedsgeſuch eingereicht und hatte das —ſche Regiment verlaſſen. In dieſes Regiment war ich nach meiner Rückkehr aus dem Auslande eingetreten, — nach der Geſchichte in Ems mit Andrei Petrowitſch. Ich hatte damals Geld, verſchwendete viel und lebte auf großem Fuß; aber meine Regimentskameraden mochten mich nicht, obgleich ich mir Mühe gab, keinem zu nahe zu treten. Ja, ich muß geſtehen, mich hat in meinem ganzen Leben noch niemand gemocht. Im Regiment war auch ein Kornett, ein gewiſſer Stepanoff, ein wirk-

lich ganz leerer, nichtssagender und eigentlich sogar bescheidener Mensch; kurz, ein Mensch, der sich durch nichts Besonderes auszeichnete. Aber er war zweifellos ein anständiger Junge. Es wurde ihm bald zur Gewohnheit, mich zu besuchen — ich machte keine Umstände mit ihm —, und er saß bei mir schweigsam in der Ecke, manchmal einen Tag lang, bewahrte aber durchaus Haltung und störte mich fast nie. Eines Tages erzählte ich ihm eine Geschichte, die gerade kursierte. Im Erzählen fügte ich aber noch manches Unwahre hinzu, wie zum Beispiel, daß ich der Tochter unseres Obersten nicht ganz gleichgültig sei, und daß der Oberst auf mich als Schwiegersohn rechne, und daher selbstverständlich alles tue, was ich wünschte ... Die Einzelheiten übergehe ich, — kurz, es entstand daraus eine sehr unangenehme Klatschgeschichte. Daran war aber nicht Stepanoff schuld, sondern mein Bursche, der uns belauscht und später alles weitererzählt hatte, besonders einen lächerlichen Umstand, der die junge Dame bloßstellte. Dieser Bursche berief sich später bei seinem Verhör auf Stepanoff als Zeugen. Stepanoff befand sich da in einer peinlichen Lage; denn er konnte doch dem Burschen nicht ins Gesicht leugnen, daß er diese Geschichte tatsächlich von mir gehört hatte. Da aber zwei Drittel der Geschichte von mir frei erfunden waren, so waren die Offiziere sehr empört und der Regimentskommandeur sah sich gezwungen, das Offizierkorps bei sich zu versammeln und eine Untersuchung anzustellen. Und eben da wurde an Stepanoff jene Frage gestellt: ob er das gehört habe oder nicht? Und er war gezwungen, die ganze Wahrheit auszusagen. Was aber tat ich, ich, der Fürst aus tausendjährigem

Geſchlecht? Ich leugnete es und ſagte Stepanoff ins Geſicht, daß er gelogen habe. Natürlich ſagte ich das nur in dem Sinne, daß er mich ‚falſch verſtanden habe' uſw. uſw. . . . Ich übergehe wieder die Einzelheiten, aber der Vorteil meiner Lage war der, daß ich, da Stepanoff mich oft beſucht hatte, die Sache ſo hinſtellen konnte — und das war ſchließlich nicht ganz unwahrſcheinlich —, als ob Stepanoff das in einem geheimen Einverſtändnis mit meinem Burſchen ausgeſagt hätte und das Ganze ein abgekartetes Spiel von ihnen in einer gewiſſen eigennützigen Abſicht geweſen wäre. Stepanoff ſah mich nur ſchweigend an und zuckte die Achſeln. Ich ſehe noch ſeinen Blick und werde ihn nie vergeſſen. Darauf wollte er ſofort ſein Abſchiedsgeſuch einreichen, aber was glauben Sie wohl, was geſchah? Die Offiziere machten ihm alle, ohne Ausnahme, einen gemeinſamen Beſuch und baten ihn, nicht den Abſchied zu nehmen. Vierzehn Tage ſpäter trat ich aus dem Regiment aus: mich hatte niemand aufgefordert, zu gehen, niemand hinausgeworfen; ich gab Familienverhältniſſe als Grund meines Abſchiedsgeſuches an. Damit war die Sache erledigt. Am Anfang machte ich mir nichts daraus, ärgerte mich ſogar noch über die anderen. Ich lebte in Luga, machte die Bekanntſchaft mit Liſaweta Makarowna. Aber es verging ein Monat, und ich betrachtete meinen Revolver und dachte an den Tod. Ich ſehe immer alles ſchwarz, Arkadi Makarowitſch. Schließlich entwarf ich einen Brief an den Regimentskommandeur und an die Kameraden, in dem ich meine Schuld eingeſtand und Stepanoff vollkommen rehabilitierte. Als ich den Brief geſchrieben hatte, ſtellte ich mir die Frage: ſoll ich

ihn absenden und mich nicht erschießen oder ihn absenden und mich erschießen? Die Antwort auf die Frage hätte ich allein nie gefunden. Ein Zufall, ein blinder Zufall, ließ mich nach einem flüchtigen und sonderbaren Gespräch Lisaweta Makarowna nähertreten. Sie hatte auch früher schon oft Frau Stolbejeff besucht, wir waren uns begegnet, hatten uns auch begrüßt, aber selten ein Wort miteinander gesprochen. Und auf einmal gestand ich ihr alles. Und eben damals war es, wo sie mir ihre Hand reichte."

„Wie beantwortete sie Ihre Frage?"

„Ich schickte den Brief nicht ab. Sie sagte: wenn ich den Brief abschickte, so würde ich damit natürlich eine edle Handlung begehen, die meine Schuld aufhöbe und noch mehr als das; aber ob das nicht über meine Kraft ginge? Sie war der Meinung, daß so etwas über die Kraft eines jeden Menschen gehe: die eigene Zukunft zu vernichten und die Auferstehung zu einem neuen Leben sich selbst unmöglich zu machen. Etwas anderes wäre es gewesen, wenn Stepanoff unschuldig darunter zu leiden gehabt hätte, aber die Offiziere hatten ihn doch sowieso schon vollkommen rehabilitiert. Mit einem Wort, ihre Begründung war paradox; aber sie hielt mich zurück, und ich unterwarf mich ihr vollständig."

„Sie hat jesuitisch, doch wie ein Weib entschieden!" rief ich. „Sie muß Sie schon damals geliebt haben!"

„Gerade das hat mich ja zu neuem Leben erweckt. Ich gab mir das Wort, mich zu ändern, mit dem früheren Leben zu brechen und das Gewesene vor ihr und vor mir selbst gutzumachen, und — womit hat das nun geendet! Damit, daß ich mit Ihnen in die Roulettezirkel fahre

und ein Spieler geworden bin! Ich habe vor der Erbschaft nicht standgehalten, habe wieder an eine Karriere gedacht, mich von diesen großen Leuten und eigenen Equipagen und Pferden blenden lassen ... Ich quäle Lisa ... Oh, die Schmach!"
Er rieb sich mit der Hand die Stirn und schritt wieder durch das Zimmer.
„Das russische Schicksal hat uns beide ereilt, Arkadi Makarowitsch: Sie wissen nicht, was Sie tun sollen, und ich weiß nicht, was ich tun soll. Gerät der russische Mensch nur ein wenig aus dem durch die Gewohnheit für ihn zum Gesetz gewordenen Geleise, so hört er gleich auf zu wissen, was er tun soll. Im Geleise ist alles klar: das Einkommen, der Rang, die Stellung in der Gesellschaft, die Equipage, die Visiten, der Beruf, die Frau, — aber es braucht nur eine Kleinigkeit in die Quere zu kommen, und — was bin ich? Ein losgelöstes Blatt, mit dem der Wind spielt. Ich weiß nicht, was ich zu tun habe! In diesen zwei Monaten habe ich mir die größte Mühe gegeben, mich im Geleise zu halten; ich liebe das Geleise, ich fühlte, wie es mich ins Geleise zog. Aber Sie kennen noch nicht die ganze Größe meines neuen Verrats: ich liebe Lisa, ich liebe sie aufrichtig, und doch habe ich dabei an die Achmakoff gedacht!"
„Nicht möglich?" rief ich schmerzlich betroffen. „Übrigens, Fürst, was sagten Sie mir gestern über Werssiloff: er habe Sie aufgehetzt, Katerina Nikolajewna bloßzustellen?"
„Ich habe vielleicht übertrieben. Vielleicht tue ich ihm gerade so unrecht mit meinem Verdacht, wie ich Ihnen unrecht getan habe. Lassen wir das. Oder glauben Sie,

ich hätte nicht die ganze Zeit, seit meinem Aufenthalt in Luga, ein hohes Lebensideal im Herzen gehabt? Ich schwöre Ihnen, ich habe es niemals vergessen, es hat mir immer vorgeschwebt und hat in meiner Seele noch nichts von seiner Schönheit eingebüßt. Ich habe den Schwur, den ich Lisaweta Makarowna gegeben habe, den Schwur, ein neues Leben zu beginnen, niemals vergessen. Andrei Petrowitsch hat mir gestern, als er hier vom Adel redete, nichts Neues gesagt, das können Sie mir glauben. Mein Ideal steht mir klar und fest vor Augen: weniger als hundert Desjátinen Land (denn von der Erbschaft ist mir fast nichts mehr verblieben); ein vollkommener Bruch mit der Gesellschaft und der Karriere; ein Landhaus, eine Familie, und ich selbst — ein Ackerbauer oder nicht viel mehr als das. Oh, in unserer Familie ist das nichts Neues: der Bruder meines Vaters hat eigenhändig gepflügt, mein Großvater gleichfalls. Wir, ein tausendjähriges Fürstengeschlecht, und von so altem Adel wie die Rohans, — wir sind Bettler. Aber jedem meiner Kinder würde ich vor allem ein Gebot hinterlassen: ‚Vergiß es nie, daß du — ein Edelmann bist, daß in deinen Adern das heilige Blut russischer Fürsten fließt, und schäme dich dessen nicht, daß dein Vater selbst sein Land gepflügt hat: er hat es f ü r s t l i c h getan.‘ Ich würde meinen Kindern kein Vermögen hinterlassen, außer diesem einen Stück Land, aber dafür würde ich es für meine Pflicht halten, ihnen eine höhere Bildung zu geben. Oh, Lisa würde mir schon helfen, und die Kinder, die Arbeit; oh, wie oft habe ich mit ihr davon geträumt, hier, in diesen Räumen, und ... Und zur selben Zeit habe ich an Katerina Nikolajewna Achmakoff gedacht, ohne sie zu lie-

ben, und an die Möglichkeit einer reichen, vornehmen Heirat! Erſt als uns Naſchtſchokin geſtern die Nachricht von ihrer Verlobung mit Bjoring brachte, entſchloß ich mich, zu Anna Andrejewna zu gehen."

„Aber Sie ſind doch zu ihr gegangen, um ihr gewiſſermaßen abzuſagen. Und das war doch, denke ich, ſehr anſtändig von Ihnen."

„Glauben Sie?" Er blieb vor mir ſtehen. „Nein, dann kennen Sie meine Natur noch nicht! Oder . . . oder ich verſtehe da ſelbſt irgend etwas nicht; denn es iſt, wie es ſcheint, nicht nur eine Natur in mir. Ich liebe Sie aufrichtig, Arkadi Makarowitſch, und außerdem habe ich Ihnen in dieſen zwei Monaten ſo ſehr unrecht getan, — darum möchte ich, daß Sie, als Liſas Bruder, das alles erfahren. Ich fuhr zu Anna Andrejewna, um ihr einen Antrag zu machen, nicht aber, um ihr abzuſagen."

„Iſt es möglich? Aber Liſa ſagte mir doch . . ."

„Ich habe Liſa belogen."

„Sie haben ihr alſo einen förmlichen Antrag gemacht, und Anna Andrejewna hat Ihnen einen Korb gegeben? War es ſo? Sagen Sie, war es ſo? Die Einzelheiten ſind für mich ungeheuer wichtig, Fürſt."

„Nein, einen Antrag habe ich ihr nicht gemacht, aber nur darum nicht, weil ich gar nicht dazu kam. Sie gab mir ſchon im voraus einen Korb — das heißt, nicht buchſtäblich, aber ſie gab mir mit ſehr durchſichtigen Andeutungen ‚zartfühlend' zu verſtehen, daß dieſe Idee unmöglich ſei."

„Dann haben Sie ihr alſo doch keinen Antrag gemacht, und Ihr Stolz braucht ſich nicht verletzt zu fühlen."

„Können Sie das wirklich ſo auffaſſen! Und mein eige-

nes Gewiſſen? Und Liſa, die ich betrogen habe und ... die ich ſomit habe verlaſſen wollen? Und das Gelübde, das ich vor mir ſelbſt und meinen Vorfahren abgelegt, ein neuer Menſch zu werden und die alten Sünden gutzumachen? Ich bitte Sie, ſagen Sie Liſa nichts davon! Dieſes eine würde ſie mir vielleicht doch nicht vergeben können! Ich bin ſeit geſtern krank. Im Grunde iſt ja ſchon jetzt alles zu Ende, und der letzte der Fürſten Sſokolski wird zur Zwangsarbeit verurteilt werden. Arme Liſa! Ich habe den ganzen Tag auf Sie gewartet, Arkadi Makarowitſch, um Ihnen, als Liſas Bruder, alles das zu ſagen, was ſie nicht weiß. Alſo hören Sie: Ich bin ein — Staatsverbrecher und an der Fälſchung der —skſchen Eiſenbahnaktien beteiligt."

„Was heißt das! Wie, ein ..." Ich war aufgeſprungen und ſah ihn mit Entſetzen an.

Aus ſeinem Geſicht ſprach tiefer, düſterer, hoffnungsloſer Schmerz und das Bewußtſein, dem Verhängnis nicht mehr entrinnen zu können.

„Setzen Sie ſich," ſagte er, und er ſetzte ſich ſelbſt in einen Lehnſtuhl mir gegenüber. „Zunächſt die Tatſachen: Vor einem Jahr, alſo in demſelben Sommer, als ich in Ems war, wo ſich damals auch Lydia und Katerina Nikolajewna aufhielten, und von wo ich mich dann auf zwei Monate nach Paris begab, ging mir, eben in Paris, natürlich das Geld aus. Dort hielt ſich aber zu der Zeit gerade Stebelkoff auf, den ich übrigens ſchon von früher kannte. Er gab mir ſofort Geld und verſprach, mir noch mehr zu geben, wenn auch ich ihm einen kleinen Dienſt erweiſen wollte: er brauchte einen Künſtler, der Zeichner, Graveur, Lithograph und zugleich Chemiker und Tech-

niker war, und zwar brauchte er ihn zu einem ganz bestimmten Zweck. Diesen Zweck ließ er sogar ziemlich deutlich durchblicken. Warum sollte er auch nicht? Er kannte meinen Charakter: mich belustigte das alles nur. Ich war nämlich, wie er wußte, noch von der Schulbank her mit einem Herrn bekannt, der jetzt als russischer Emigrant — er ist aber nicht Russe — irgendwo da in Hamburg lebt. In Rußland soll er schon früher einmal in eine unangenehme Geschichte wegen gefälschter Wertpapiere verwickelt gewesen sein. Und gerade auf diesen Menschen rechnete nun Stebelkoff, aber er brauchte eine Empfehlung an ihn, und wegen dieser Empfehlung wandte er sich an mich. Ich gab ihm denn auch ein paar Zeilen mit, doch das war für mich so nebensächlich, daß ich die ganze Geschichte fast sofort vergaß. Darauf traf ich Stebelkoff noch ein paarmal, und ich erhielt von ihm damals im ganzen etwa dreitausend Rubel. Aber wie gesagt, die Hauptsache hatte ich in kürzester Zeit buchstäblich vergessen. Hier habe ich dann die ganze Zeit Geld von ihm genommen, gegen Wechsel und Pfänder; er gab sich fast sklavisch als mein ergebenster Diener. Und, gestern höre ich plötzlich von ihm, daß ich ein — Staatsverbrecher sein soll!"

„Wann denn gestern?"

„Als wir gestern dort im Nebenzimmer aneinandergerieten, kurz bevor Naschtschokin kam. Er unterstand sich da zum erstenmal, mir ganz unverfroren von Anna Andrejewna zu sprechen. Ich erhob die Hand, um ihn zu ohrfeigen, er aber sprang plötzlich auf und erklärte mir, ich dürfe nicht vergessen, daß ich mit ihm solidarisch sei, sein Helfershelfer und folglich ein Spitzbube wie er!

Wenn er ſich auch nicht ſo ausdrückte, ſo war das doch der Sinn ſeiner Worte.“

„Welch ein Unſinn! Aber das ſind doch Hirngeſpinſte?“

„Nein, das ſind keine Hirngeſpinſte. Er war heute wieder bei mir und erklärte ſich deutlicher. Die Aktien ſind ſchon längſt in Umlauf, und es werden noch neue in Umlauf geſetzt, aber an manchen Stellen ſcheint man die Fälſchung ſchon erkannt zu haben. Allerdings habe ich nichts damit zu ſchaffen, aber Stebelkoff erklärte mir: ‚Sie haben mir damals doch dieſe Empfehlung gegeben.‘“

„Aber Sie wußten doch nicht, um was es ſich handelte, — oder wußten Sie es?“

„Ich wußte es,“ ſagte der Fürſt leiſe und ſchlug die Augen nieder. „Das heißt, ſehen Sie, ich wußte es, und wußte es auch wieder nicht. Die Sache beluſtigte mich, und ich war bei guter Laune. Gedacht habe ich mir damals eigentlich überhaupt nichts, um ſo weniger, als ich die falſchen Aktien doch gar nicht brauchte, und ich auch mit der Fälſchung gar nichts zu tun hatte. Aber die Dreitauſend, die er mir damals gab, hat er mir nicht angerechnet, und ich, ich habe das zugelaſſen. Übrigens, was können Sie wiſſen, vielleicht bin ich auch ein Falſchmünzer? Ich mußte mir das doch ſelbſt ſagen, ich bin doch kein Kind, das von nichts weiß. Und ich wußte es ja auch, aber, wie geſagt, es beluſtigte mich, und ich half den Spitzbuben und Zuchthäuslern . . . und half ihnen für Geld! Folglich bin ich doch ein — Falſchmünzer!“

„Oh, Sie übertreiben! Sie ſind ja nicht ganz frei von jeder Schuld, aber ſo ſchuldig ſind Sie doch nicht!“

„Da iſt nun noch ein gewiſſer Shibelski,“ erzählte der Fürſt weiter, „ein junger Menſch, ſo eine Art Juriſt

oder Schreiber bei einer Gerichtsbehörde. Der ſoll an dieſer Aktienfälſchung auch irgendwie beteiligt ſein. Ich weiß nur, daß er von jenem Herrn in Hamburg einmal zu mir gekommen iſt, aber aus einem ganz anderen, ganz nebenſächlichen Grunde; ja, eigentlich weiß ich ſelbſt nicht, warum; denn von den Aktien war damals nicht einmal die Rede. Aber jedenfalls hat er zwei Briefe von mir in Händen, Briefe von nur zwei bis drei Zeilen, und die ſind nun Beweiſe gegen mich, — das habe ich heute ſehr gut begriffen. Stebelkoff erklärte mir, daß dieſer Shibelski der Sache gefährlich werde: er hätte da etwas unterſchlagen, irgendwelche Gelder, ich glaube Staatsgelder, und er hätte die Abſicht, noch mehr zu unterſchlagen und dann ins Ausland durchzubrennen; aber um ſeinen Plan ausführen zu können, brauche er achttauſend Rubel, nicht weniger. Mein Teil der Erbſchaft würde für Stebelkoff genügen, aber Stebelkoff ſagt, auch Shibelski müſſe befriedigt werden . . .! Kurz, ich müßte ihnen meinen Teil der Erbſchaft abtreten und noch zehntauſend Rubel dazugeben — das iſt ihre letzte Forderung. Dann würde ich meine zwei Briefe von ihnen zurückerhalten. Sie ſind natürlich unter einer Decke, das iſt klar."

„Aber das iſt doch ein offenbarer Unſinn! Wenn ſie Sie anzeigen, ſo liefern ſie ſich doch ſelbſt aus! Deshalb werden ſie das unter keinen Umſtänden tun!"

„Das weiß ich. Aber ſie drohen ja auch gar nicht damit, ſie ſagen nur: ‚Wir werden ſelbſtverſtändlich nichts anzeigen, aber wenn die Sache aufgedeckt wird, ſo . . .' — das iſt alles, was ſie ſagen, und ich denke, das genügt! Doch nicht das iſt das Schreckliche! Gleichviel was dar-

aus wird, und ob ich die Briefe in meiner Taſche habe oder nicht, — aber ſolidariſch zu ſein mit dieſen Spitzbuben, mein Lebelang ihr Mitſchuldiger zu ſein, mein Lebelang! Und mein Vaterland belügen, meine Kinder belügen, Liſa belügen und mein eigenes Gewiſſen belügen . . .!"

„Weiß Liſa davon?"

„Nein, alles weiß ſie nicht. Sie würde es in ihrer jetzigen Lage nicht überleben. Ich trage noch die Uniform meines Regimentes, aber bei jeder Begegnung mit einem Soldaten meines Regiments, in jedem Augenblick auf der Straße muß ich mir ſagen, daß ich nicht wert bin, ſie zu tragen."

„Hören Sie," fuhr ich plötzlich auf, „da ſind weiter keine Worte zu verlieren: die einzige Rettung, die Ihnen verbleibt, iſt Ihr alter Freund, Fürſt Nikolai Iwanowitſch. Gehen Sie zu ihm und bitten Sie ihn um zehntauſend Rubel, ohne ihm etwas aufzudecken. Beſtellen Sie dann die beiden Schufte zu ſich, rechnen Sie mit ihnen ab, kaufen Sie Ihre Briefe zurück, und die Sache iſt erledigt! Und dann, wenn das aus der Welt geſchafft iſt, dann ſehen Sie zu, daß Sie zu pflügen anfangen! Zum Teufel mit der Phantaſie, und vertrauen Sie ſich dem Leben an!"

„Daran habe ich ſchon gedacht," ſagte er entſchloſſen. „Ich habe es mir den ganzen Tag überlegt und geſchwankt, doch jetzt iſt mein Entſchluß gefaßt. Ich habe nur noch auf Sie gewartet; ich werde hinfahren. Wiſſen Sie, daß ich noch nie eine Kopeke vom Fürſten Nikolai Iwanowitſch genommen habe? Er iſt ſehr gut zu uns, er . . . hat ſogar bewieſen, daß er Anteil nimmt an mei-

ner Familie, aber ich, ich persönlich habe nie Geld von ihm genommen. Doch jetzt habe ich mich entschlossen. Sie müssen wissen, daß unsere Linie der Fürsten Ssokolski älter ist als die Linie des Fürsten Nikolai Iwanowitsch; er entstammt der jüngeren Linie, nur einer Seitenlinie, einem fast anfechtbaren Zweig ... Unsere Vorfahren lebten in Feindschaft miteinander. Als Peter der Große seine Reformen einführte, wollte mein Urgroßvater, der auch Peter hieß und zu den Altgläubigen gehörte, von seinem Glauben nicht lassen und mußte sich in den Kostromaschen Wäldern verbergen. Dieser Fürst Peter war in zweiter Ehe mit einer Nichtadeligen verheiratet ... Und eben dadurch kamen jene anderen Ssokolskis, die Nebenlinie, in die Höhe ... Aber ich ... ja, wovon sprach ich denn eigentlich?"

Er war sehr erschöpft und schien selbst nicht mehr zu wissen, was er sagte.

„Beruhigen Sie sich, und legen Sie sich jetzt schlafen, das ist das erste, was Sie tun müssen," sagte ich, stand auf und nahm meinen Hut. „Der Fürst Nikolai Iwanowitsch wird es Ihnen nicht abschlagen, besonders jetzt nicht, im Glück. Sie wissen doch schon das Neueste? Oder noch nicht? Ich habe etwas Unglaubliches gehört: er werde heiraten! Das soll freilich noch ein Geheimnis bleiben, aber natürlich nicht vor Ihnen."

Und ich erzählte ihm noch schnell, den Hut schon in der Hand, was ich gehört hatte. Er wußte noch nichts davon. Er erkundigte sich hastig nach den Einzelheiten, besonders wollte er wissen, wann und wo diese Verlobung stattgefunden haben sollte, und ob die Nachricht überhaupt zuverlässig sei. Natürlich verheimlichte ich

ihm nicht, daß es gleich nach seinem Besuch bei Anna Andrejewna geschehen sein mußte. Ich vermag nicht wiederzugeben, was für einen schmerzlichen Eindruck diese Nachricht auf ihn machte; sein Gesicht verzerrte sich, ein schiefes Lächeln verzog seine Lippen; als ich alles erzählt hatte, war er unheimlich blaß, starrte zu Boden und schien in tiefe Gedanken versunken zu sein. Da begriff ich, daß seine Eigenliebe durch die gestrige Absage Anna Andrejewnas furchtbar verletzt war. Vielleicht sah er in seinem krankhaften Zustande die lächerliche und erniedrigende Rolle, die er gestern gespielt hatte, in gar zu greller Beleuchtung, diese Erniedrigung vor der jungen Dame, von deren Einwilligung er die ganze Zeit über so fest überzeugt gewesen war. Und vielleicht kam ihm auch der Gedanke, was für eine Ehrlosigkeit er Lisa gegenüber begangen hatte, und alles das um nichts! Es ist wirklich merkwürdig, wofür diese Gesellschaftsmenschen einander halten, und auf welcher Basis sie sich gegenseitig achten! Dieser Fürst mußte sich doch sagen, daß Anna Andrejewna von seiner Beziehung zu Lisa, die dazu noch ihre Schwester war, einmal erfahren konnte, wenn sie nicht schon alles wußte, doch siehe da — er hatte an ihrem Jawort nicht einmal gezweifelt!

„Und Sie konnten wirklich glauben," sagte er auf einmal und sah mich stolz und hochfahrend an, „daß ich fähig wäre, nach einer solchen Mitteilung noch zum Fürsten Nikolai Iwanowitsch zu gehen und ihn um Geld zu bitten! Zu ihm, dem Verlobten dieses Mädchens, das mir soeben einen Korb gegeben hat — nein, diese Niedrigkeit, diese Lakaienhaftigkeit! Nein, jetzt ist alles verloren, und wenn die Hilfe dieses alten Fürsten noch

meine letzte Hoffnung war, ſo mag auch dieſe Hoffnung ſinken!"

In meinem Herzen ſtimmte ich ihm natürlich bei, aber der Wirklichkeit gegenüber mußte man die Sache doch etwas weitherziger auffaſſen: war denn dieſer alte Herr noch ein Mann, ein richtiger Verlobter? Mir kamen noch andere Ideen in den Kopf. Ich hatte ja ohnehin beſchloſſen, am nächſten Morgen ſofort zum alten Fürſten zu gehen. Ich bemühte mich, den ſchlimmen Eindruck meiner Erzählung abzuſchwächen und den Armen zu bereden, ſich ſchlafen zu legen. „Schlafen Sie ſich aus, und Sie werden ſehen, Ihre Gedanken werden klarer werden!" Er drückte mir feſt die Hand, aber er küßte mich nicht mehr. Ich gab ihm mein Wort, morgen abend zu ihm zu kommen, „und dann wollen wir uns ausſprechen; es gibt jetzt ſo vieles, worüber wir noch ſprechen müſſen," ſagte ich. Doch als Antwort auf meine Worte hatte er nur ein fataliſtiſches Lächeln.

Achtes Kapitel.

I.

Dieſe ganze Nacht träumte mir vom Roulette, vom Spiel, von Gold und von Berechnungen: ich mühte mich vergeblich, einen Einſatz oder eine beſondere Chance zu berechnen, und dieſer Traum quälte mich die ganze Nacht wie ein Alb. Um die Wahrheit zu ſagen: ich hatte auch ſchon dieſen ganzen Tag, trotz aller mich erſchütternden Eindrücke, immer wieder an meinen großen Gewinn bei Serſchtſchikoff gedacht. Natürlich hatte ich dieſe Gedanken zu verſcheuchen geſucht, aber der Eindruck ließ ſich nun einmal nicht ausſchalten, und ſchon bei der bloßen Erinnerung erzitterte etwas in mir. Ja, dieſer Gewinn hatte ſich wahrlich in mein Herz feſtgebiſſen. Sollte ich wirklich ein geborener Spieler ſein? Eines wenigſtens iſt mir ganz klar: daß ich Eigenſchaften eines Spielers habe. Selbſt heute noch, wo ich das niederſchreibe, liebe ich es, manchmal an das Spiel zu denken! Es iſt ſchon vorgekommen, daß ich ganze Stunden damit verbringe, ſtill dazuſitzen und mich in Gedanken mit Spielberechnungen zu beſchäftigen, mir vorzuſtellen, wie das alles vor ſich geht, wie ich ſetze, und wie mein Einſatz gewinnt. Ja, ich habe gar viele „Eigenſchaften" in mir; ich habe eine unruhvolle Seele.

Es war gegen zehn Uhr, als ich beſchloß, doch zu Stebelkoff zu gehen, und zwar zu Fuß. Mein Schlitten kam allerdings vorgefahren, aber ich ſchickte ihn nach Haus. Während ich meinen Morgenkaffee trank, verſuchte ich, mir alles zu überlegen. Ich fühlte mich eigentlich ſehr zufrieden; und wie mir das zu Bewußtſein kam und ich

einen Augenblick nachdachte, erkannte ich sofort, daß ich hauptsächlich deshalb so zufrieden war, „weil ich heute im Hause meines alten Fürsten Nikolai Iwanowitsch sein werde". Aber dieser Tag war verhängnisvoll in meinem Leben; und unvorhergesehen, wie er war, begann er auch gleich mit einer Überraschung.

Es hatte gerade zehn geschlagen, als plötzlich meine Tür sperrangelweit aufflog, und ins Zimmer stürzte — Tatjana Pawlowna. Alles hätte ich noch erwartet, aber nicht ihr Erscheinen bei mir. Erschrocken sprang ich auf. Ihr Gesicht war grimmig anzusehen, ihre Bewegungen wild und aufgeregt, und ich glaube, wenn man sie gefragt hätte, weshalb sie zu mir geeilt war, hätte sie es vielleicht selbst nicht zu sagen gewußt. Ich muß hier im voraus bemerken, damit es nicht gar zu unverständlich ist, daß sie gerade eine ungeheuerliche, sie fast niederschmetternde Nachricht erhalten hatte und sich noch unter dem ersten erschütternden Eindruck befand. Und dieses Ereignis war zum Teil durch mich verursacht worden. Übrigens blieb sie nur eine halbe Minute, oder vielleicht eine ganze Minute, aber gewiß nicht länger bei mir.

„Da ist er! Also s o bist du!" schrie sie mich an — ganz krumm stand sie vor mir, in ihrer Wut. „Du junger Hund! Was hast du angerichtet? Oder weißt du's etwa nicht? Da sitzt er und trinkt noch Kaffee! Ach du Klatschbase, du Lästerer, du Windbeutel! Du Liebhaber aus Papier . . .! Solche Lümmel muß man einfach peitschen, mit Ruten peitschen, jawohl, peitschen! peitschen!"

„Tatjana Pawlowna, was ist geschehen? Was ist denn los? Mama . . . ?"

„Wirst's erfahren!" schrie sie drohend — und fort war

ſie, kaum daß ich ſie geſehen hatte. Ich wäre ihr natürlich nachgelaufen, aber ein Gedanke hielt mich zurück oder nicht einmal ein Gedanke, ſondern nur eine dunkle Unruhe: ich ahnte, daß der „Liebhaber aus Papier" das wichtigſte und bedeutſamſte Wort von allen ihren gegen mich geſchleuderten Schmähungen geweſen war; freilich, auf den ganzen Zuſammenhang wäre ich nie und nimmer von ſelbſt gekommen. Aber ich machte mich doch ſogleich auf den Weg, um ſo ſchnell als möglich die Sache mit Stebelkoff zu erledigen und dann zum alten Fürſten zu eilen. „Dort iſt der Schlüſſel zu allem!" dachte ich inſtinktiv.

Es war mir unbegreiflich, woher Stebelkoff von der heimlichen Verlobung Anna Andrejewnas bereits gehört haben konnte, aber er wußte ſchon die ganze Geſchichte und ſogar bis in die kleinſten Einzelheiten hinein. Ich will nicht alle ſeine Reden und Gebärden wiedergeben, aber er war entzückt, war ganz zappelig vor Entzücken über dieſen „diplomatiſch genialen Coup!", wie er ſich ausdrückte.

„Nein, das iſt mir mal ein Frauenzimmer! Teufel noch eins! Nein, ſehen Sie, das iſt mal ein Frauenzimmer!" rief er ein über das andere Mal. „Die iſt uns über! Da ſitzen wir nun und ſitzen, und 's kommt nichts dabei raus; ſie aber, ſie hatte mal Luſt, das Waſſer aus der Quelle ſelbſt zu trinken, und da geht ſie einfach hin und trinkt, trinkt's auch wirklich! Das . . . das iſt eine antike Statue! Das iſt ja die antike Minerva ſelbſt, bloß daß ſie herumgeht und moderne Kleider trägt!"

Ich erſuchte ihn, zur Sache zu kommen. Es handelte ſich, wie ich ſchon vermutet hatte, nur darum, daß ich dem

jungen Fürſten zureden ſollte, zum alten Fürſten Nikolai Iwanowitſch zu fahren und ihn um ſeine Hilfe zu bitten. „Sonſt wird es ihm, dem Fürſten Sſergei Petrowitſch, doch furchtbar ſchlecht ergehen! Das liegt doch jetzt nicht mehr in meiner Macht! Iſt das ſo oder nicht?“
Er ſah mir wieder in die Augen, aber ich glaube, er vermutete nicht einmal, daß ich inzwiſchen etwas erfahren haben konnte, was ich während unſeres Geſprächs vor zwei Tagen noch nicht gewußt hatte. Aber wie hätte er das auch vermuten ſollen, da ich mit keinem Wort, mit keiner Anſpielung verriet, daß ich von den Aktien etwas wußte. Wir ſprachen nicht lange; er begann mir ſogleich Geld zu verſprechen, und zwar „viel Geld, ſehr viel Geld, wenn Sie nur dazu beitragen, daß der Fürſt hinfährt und ihn bittet! Die Sache drängt, drängt fürchterlich, und das iſt ja eben das Zwingende, daß ſie ſo drängt!“
Ich hatte keine Luſt, ihm zu widerſprechen und mich lange mit ihm abzugeben. Ich ſagte daher nur, ich würde es „verſuchen“. Doch plötzlich ſetzte er mich maßlos in Erſtaunen: ich ging bereits zur Tür, als er auf einmal ſchmeichelnd ſeinen Arm um meine Schulter legte und . . . die unverſtändlichſten Dinge zu reden anfing. Ich übergehe die Einzelheiten und gebe nur den Sinn des Geſpräches wieder, um nicht zu ermüden. Der Sinn war kurz geſagt der, daß er das Anſinnen an mich ſtellte, ihn mit — Dergatſchoff bekannt zu machen, da ich, wie er meinte, „dort doch verkehre!“
Ich verſtummte ſofort und horchte auf, — gab mir aber die größte Mühe, ihn nichts merken zu laſſen. Übrigens ſagte ich ihm gleich darauf, daß ich dort keineswegs ver-

kehrte und nur einmal, und auch damals nur zufällig, bei ihnen gewesen war.

„Aber wenn Sie schon einmal zugelassen worden sind, dann können Sie doch wieder hingehen, das ist doch so — oder nicht?"

Nun fragte ich ihn ganz offen, aber sehr kaltblütig, weshalb er das denn wünschte? Und wirklich, ich kann es noch immer nicht verstehen, wie die Naivität eines offenbar doch gar nicht dummen Menschen, dazu noch eines „Geschäftsmannes", wie Wassin ihn bezeichnet hatte, in dieser Sache so weit gehen konnte! Er erklärte mir nämlich auf meine Frage ohne weiteres, daß er bei Dergatschoff „etwas Verbotenes, sogar streng Verbotenes" vermute, und folglich könnte ich, wenn ich dahinterkäme, einen gewissen Vorteil für mich herausschlagen ... Und er zwinkerte mir lächelnd mit dem linken Auge zu. Ich antwortete ihm darauf so gut wie nichts Bestimmtes, tat aber, als erwöge ich den Vorschlag, und sagte schließlich, ich würde darüber noch „nachdenken". Dann beeilte ich mich, fortzukommen. Die Sache wurde verwickelter. Ich fuhr schnell zu Wassin, den ich zum Glück zu Hause traf.

„Ah, auch Sie!" sagte er rätselhaft, als er mich erblickte. Ich schenkte diesem Ausruf weiter keine Beachtung, sondern erzählte ihm gleich diese letzte Geschichte mit Stebelkoff. Er war sichtlich verdutzt, doch verlor er deshalb keinen Augenblick seine Kaltblütigkeit. Er fragte mich eingehend nach den Einzelheiten, und ich mußte ihm alles ganz ausführlich wiedergeben.

„Ist es nicht doch möglich, daß Sie ihn falsch verstanden haben?"

„Nein, ich habe ihn ganz richtig verstanden; denn der Sinn seiner Worte war überhaupt nicht mißzuverstehen."
„Jedenfalls bin ich Ihnen außerordentlich dankbar," sagte er aufrichtig. „Ja, in der Tat, wenn alles so war, dann hat er wohl gedacht, Sie würden einer gewissen Summe nicht widerstehen können."
„Zumal er meine Lage sehr gut kennt: ich habe viel gespielt und habe mich schlecht aufgeführt, Wassin."
„Ich habe davon gehört."
„Am unverständlichsten ist mir aber," wagte ich, scheinbar unbefangen und wie beiläufig, zu bemerken, „daß er von Ihnen doch weiß, daß Sie zu diesen Leuten gehen."
„Er weiß ganz genau," erwiderte Wassin einfach und selbstverständlich, „daß ich mit alledem nichts zu tun habe. Und eigentlich sind ja alle diese jungen Leute doch nur Schwätzer und nichts weiter; übrigens müssen Sie sich ja selbst noch am besten daran erinnern."
Wie mir schien, traute er mir in irgendeiner Beziehung doch nicht ganz.
„Jedenfalls bin ich Ihnen außerordentlich dankbar," sagte er noch einmal.
„Man spricht davon, daß es Herrn Stebelkoff geschäftlich nicht gerade gut gehen soll," bemerkte ich wieder wie beiläufig, scheinbar ohne jeden Hintergedanken, „wenigstens habe ich von gewissen Aktien gehört . . ."
„Von was für Aktien?" fragte er, und ich sah, wie er sofort aufhorchte.
Ich hatte mit Absicht die „gewissen Aktien" erwähnt, aber selbstverständlich nicht deshalb, um ihm das Geheimnis des Fürsten mitzuteilen. Ich wollte nur eine Anspielung machen und aus seinem Gesicht, aus seinen

Augen erſehen, ob er von dieſen Aktien etwas wußte. Und ich erreichte meinen Zweck: aus einem unwillkürlichen, wenn auch kaum merklichen Zucken ſeines Geſichts erriet ich, daß er auch davon etwas wußte. Ich antwortete nicht auf ſeine Frage, was für Aktien das wären, ſondern ſprach von anderem weiter; aber auch er ging merkwürdigerweiſe auf anderes über.

„Wie geht es Liſaweta Makarowna?“ erkundigte er ſich teilnehmend.

„Gut. Meine Schweſter verehrt Sie ſehr . . .“

Seine Augen erglänzten vor Freude; ich hatte ſchon längſt bemerkt, daß Liſa ihm nicht gleichgültig war.

„Fürſt Sſergei Petrowitſch Sſokolski war vor einiger Zeit bei mir,“ teilte er mir auf einmal mit.

„Wann?“ fragte ich erſtaunt.

„Vor vier Tagen.“

„Nicht geſtern?“

„Nein, geſtern nicht.“

Er ſah mich fragend an.

„Ich werde Ihnen vielleicht ſpäter einmal Näheres über dieſen Beſuch erzählen, jetzt aber möchte ich Sie nur darauf aufmerkſam machen,“ ſagte Waſſin rätſelhaft, „daß er ſich, wie mir ſchien, in einem gewiſſermaßen unnormalen Gemüts- und ſogar Geiſteszuſtand befand. Übrigens iſt noch jemand bei mir geweſen,“ ſagte er plötzlich lächelnd, „ſoeben, kurz bevor Sie kamen, und auch bei dieſem Beſuch mußte ich auf einen nicht ganz normalen Zuſtand ſchließen.“

„War der Fürſt ſoeben hier?“

„Nein, nicht der Fürſt, ich rede jetzt nicht vom Fürſten. Bei mir war vorhin . . . Andrei Petrowitſch Werſſiloff

und ... Wiſſen Sie nichts? Iſt mit ihm nicht etwas Beſonderes geſchehen?"

„Vielleicht, es wäre möglich, — aber was iſt mit ihm denn hier bei Ihnen geſchehen?" fragte ich geſpannt.

„Eigentlich dürfte ich das nicht ſagen ... Wir führen heute eine etwas ſonderbare Unterhaltung, über lauter Geheimniſſe," ſetzte er mit einem Lächeln hinzu. „Andrei Petrowitſch hat übrigens Verſchwiegenheit von mir nicht ausdrücklich verlangt. Aber da Sie ſein Sohn ſind, und ich Ihre Gefühle für ihn kenne, ſo dürfte es diesmal ſogar geboten ſein, Sie davon in Kenntnis zu ſetzen. Stellen Sie ſich vor, er kam zu mir, um mich zu fragen, ob ich, wenn er ſich in den nächſten Tagen duellieren müßte, — ob ich dann ſein Sekundant ſein würde. Ich habe natürlich abgelehnt."

Ich war maßlos verwundert. Dieſe Neuigkeit war die beunruhigendſte von allen: es mußte etwas geſchehen, ihm etwas widerfahren ſein, wovon ich noch nichts wußte! Und plötzlich, im Augenblick, fiel es mir ein, daß Werſſiloff geſtern zu mir geſagt hatte: ‚Nicht ich werde zu dir kommen, wohl aber wirſt du zu mir ſtürzen.' Ich fuhr ſchnell zum alten Fürſten Nikolai Iwanowitſch und fühlte nun noch mehr voraus, daß dort die Löſung des Rätſels zu finden war. Waſſin dankte mir beim Abſchied noch einmal.

II.

Der alte Fürſt ſaß vor dem Kamin, die Füße mit einem Plaid warm zugedeckt. Er empfing mich mit einem eigentümlich fragenden Blick, ganz, als wundere er ſich über mein Kommen, und doch hatte er faſt jeden Tag

nach mir geſchickt. Übrigens begrüßte er mich freundlich, aber auf meine erſten Fragen antwortete er gleichſam mißmutig und merkwürdig zerſtreut. Hin und wieder ſchien er über irgend etwas nachzudenken, und dann ſah er mich fragend an, ganz als verſuche er ſich einer Sache zu erinnern, die er zum Teil vergeſſen hatte, und die ſich zweifellos auf mich bezog. Ich ſagte ihm ganz offen, daß ich ſchon alles gehört hätte und mich ſehr freute. Ein freundliches und gutes Lächeln erſchien ſofort auf ſeinen Lippen, und er belebte ſich förmlich; ſeine Zurückhaltung und ſein Mißtrauen verſchwanden im Nu, als hätte er ſie plötzlich ganz vergeſſen. Und ſo war es wohl auch.

„Du biſt mein lieber junger Freund, ich wußte es ja, daß du als erſter kommen würdeſt. Weißt du, noch geſtern dachte ich an dich. Ich fragte mich: ‚Wer wird ſich darüber freuen? — Er wird ſich freuen!‘ Nun und ſonſt auch niemand mehr; aber das tut ja nichts. Die Menſchen haben böſe Zungen, doch das iſt belanglos. Cher enfant, das iſt ja alles ſo erhaben und ſo wundervoll ... Aber du kennſt ſie ja ſelbſt. Von dir hält Anna Andrejewna ſehr viel. Sie — ſie hat das ſtrenge und ſchöne Geſicht einer engliſchen Keepſake. Sie iſt wie der ſchönſte engliſche Stahlſtich, den man ſich nur denken kann ... Vor drei Jahren hatte ich eine ganze Sammlung ſolcher Stahlſtiche ... Ich habe ſchon von jeher, von jeher dieſe Abſicht gehabt! Ich wundere mich nur, weshalb ich nicht von ſelbſt darauf gekommen bin!“

„Sie haben ja Anna Andrejewna, ſoviel ich weiß, immer ſehr geliebt und ausgezeichnet.“

„Mein Freund, wir wollen niemandem ſchaden. Das

Leben mit Freunden, mit Verwandten, mit denen, die unſerem Herzen lieb und teuer ſind — das iſt das Paradies. Alle Menſchen ſind Dichter ... Das weiß man ſchon ſeit den älteſten Zeiten. Weißt du, wir werden im Sommer zuerſt nach Bad Soden reiſen und dann nach Bad Gaſtein. Aber du biſt ſo lange nicht bei mir geweſen, wo warſt du denn? Ich habe auf dich gewartet. Und nicht wahr, es iſt doch inzwiſchen ſo viel geſchehen! Schade nur, daß ich nicht ruhig bin: ſobald ich allein bin, werde ich gleich unruhig. Und deshalb darf ich auch nicht allein bleiben, nicht wahr? Das iſt doch klar wie's Einmaleins. Das habe ich auch ſofort eingeſehen, ſchon nach ihren erſten Worten. Oh, mein Freund, ſie hat ja im ganzen nur zwei Worte geſagt, aber die ... die waren in ihrer Art ſo was wie die wunderbarſte Poeſie. Aber du biſt ja ihr Bruder, ja, eigentlich ihr Bruder, nicht wahr? Mein Lieber, deshalb habe ich dich auch die ganze Zeit ſo geliebt. Ich ſchwöre dir, ich habe das alles vorausgefühlt. Ich habe ihr nur die Hand geküßt und dann geweint."

Er zog ſein Taſchentuch hervor, als wolle er wieder zu weinen anfangen. Er war ſehr erſchüttert, und ſein Zuſtand ſchien ſo ſchlecht zu ſein, wie ich es bis dahin noch nie geſehen hatte. Gewöhnlich oder ſogar faſt immer war er friſcher und aufgeräumter geweſen. „Ich würde allen verzeihen, mein Freund," ſtammelte er weiter. „Ich habe den Wunſch, allen zu verzeihen, und ich ärgere mich ſchon lange über niemand mehr. Mir bleibt die Liebe zur Kunſt, la poésie dans la vie, Wohltun den Armen, und ſie — das iſt bibliſche Schönheit. Quelle charmante personne, nicht wahr? Les chants

de Salomon . . . non, ce n'est pas Salomon, c'est David qui mettait une jeune belle dans son lit pour se chauffer dans sa vieillesse. Enfin David, Salomon — das dreht ſich alles in meinem Kopf, das reine Chaos. Jedes Ding, cher enfant, kann erhaben und gleichzeitig lächerlich ſein. Cette jeune belle de la vieillesse de David — c'est tout un poème, aber bei einem Paul de Kock wäre daraus irgendeine scène de bassinoire geworden, und wir würden alle darüber lachen. Paul de Kock hat weder Maß noch Geſchmack, wenn er auch Talent hat . . . Katerina Nikolajewna lächelt . . . Ich ſagte ihr, daß wir niemanden ſtören werden. Wir haben unſeren Roman angefangen, und nun ſoll man uns ihn beenden laſſen. Mag das ein Traum ſein, aber man ſoll uns dieſen Traum nicht nehmen!"

„Wieſo denn ein Traum, Fürſt?"

„Ein Traum? Wieſo ein Traum? Nun, meinetwegen kann es auch nur ein Traum ſein, aber man ſoll mich wenigſtens mit dieſem Traum ſterben laſſen."

„Oh, Fürſt, warum denn ſterben? Leben müſſen Sie, gerade jetzt leben!"

„Ja, was habe ich denn anderes geſagt? Ich ſage doch die ganze Zeit nur das. Ich weiß wirklich nicht, weshalb das Leben ſo kurz iſt. Damit es nicht langweilig werde, natürlich, denn das Leben iſt ein Kunſtwerk des Schöpfers ſelbſt, ein Kunſtwerk von der vollendeten und untadeligen Form eines Puſchkinſchen Gedichts. Kürze iſt die erſte Bedingung des Künſtleriſchen. Aber wenn jemand es nicht langweilig hat, ſo könnte man den doch auch etwas länger leben laſſen."

„Sagen Sie, Fürſt, iſt die Verlobung ſchon offiziell?"

„Nein, mein Lieber, das iſt ſie keineswegs! Wir haben das nur ſo beſchloſſen. Es bleibt in der Familie, nur in der Familie, nur in der Familie. Vorläufig habe ich bloß Katerina Nikolajewna alles mitgeteilt, da ich mich ihr gegenüber ſchuldig fühle. Oh, Katerina Nikolajewna iſt ein Engel, ein Engel!“

„Ja, ja, das iſt ſie!“

„Ja? Auch du ſagſt ‚ja‘? Und ich dachte, daß gerade du ihr Feind ſeiſt. Apropos, da fällt mir ein: ſie bat mich doch, dich nicht mehr zu empfangen. Und ſtell dir vor: als du hereinkamſt, hatte ich das ganz vergeſſen.“

„W a s ſagen Sie?“ Ich ſprang auf. „Aber weswegen denn? Wann hat ſie das geſagt?“

(Meine Ahnung hatte mich alſo nicht betrogen! Ja, gerade etwas von der Art hatte ich ſchon die ganze Zeit geahnt, ſeit dem überraſchenden Erſcheinen Tatjana Pawlownas bei mir!)

„Geſtern, mein Lieber, geſtern hat ſie es mir geſagt, und ich verſtehe gar nicht, wie du jetzt überhaupt haſt hereinkommen können; denn es ſind doch ſchon Anweiſungen gegeben worden. Wie biſt du hereingekommen?“

„Ich bin ganz einfach hereingegangen.“

„Das iſt auch am wahrſcheinlichſten. Wenn du dich mit vorſichtiger Schlauheit hereingeſtohlen hätteſt, würde man dich beſtimmt aufgehalten haben, aber da du ganz einfach hereinkamſt, haben ſie dich durchgelaſſen. Die Einfachheit, mon cher, iſt in Wirklichkeit die höchſte Schlauheit.“

„Ich verſtehe noch immer nicht: alſo auch Sie hatten beſchloſſen, mich nicht mehr zu empfangen?“

„Nein, mein Freund, ich habe geſagt, daß mich das nichts anginge . . . Das heißt, ich habe zu allem ja geſagt. Glaube mir, mein lieber Junge, ich habe dich viel zu lieb . . . Aber Katerina Nikolajewna hat das gar zu beſtimmt verlangt . . . Ah, ſiehe da!"

In dieſem Augenblick erſchien Katerina Nikolajewna in der Tür. Sie war zum Ausgehen angezogen und kam, um ihrem Vater vor dem Fortgehen einen Kuß zu geben, wie ſie das immer tat. Als ſie mich erblickte, ſtutzte ſie, wurde verlegen, drehte ſich ſchnell um und ging hinaus.

„Voilà!" rief der Fürſt erſchrocken und furchtbar aufgeregt.

„Das iſt ein Mißverſtändnis!" rief ich, „das muß ich im Augenblick . . . Ich . . . ich komme ſofort zurück, Fürſt!"

Und ſchon eilte ich Katerina Nikolajewna nach.

Was nun folgte, geſchah alles ſo ſchnell, daß ich nicht nur keine Zeit hatte, zu überlegen, wie ich mich verhalten und vorgehen ſollte, ſondern daß ich überhaupt nicht zur Beſinnung kam. Hätte ich auch nur ein wenig überlegen und mich vorbereiten können, ſo würde ich mich ſelbſtverſtändlich ganz anders aufgeführt haben. So jedoch verlor ich wie ein kleiner Junge einfach den Kopf. Ich eilte zunächſt zu ihren Zimmern, aber unterwegs ſtieß ich auf einen Diener, der mir ſagte, daß Katerina Nikolajewna bereits hinausgegangen ſei und ſich in den Wagen ſetze. Da lief ich Hals über Kopf ins Treppenhaus. Katerina Nikolajewna hatte ihren Pelz ſchon umgenommen und ſtieg die Treppe hinunter, und neben ihr ging, oder vielmehr, es führte ſie ein hochgewachſener

wohlgeſtalteter Offizier in Uniform, ohne Mantel, den Säbel an der Seite; ein Diener trug ihm den Mantel nach. Das war Baron Bjoring. Er war Oberſt, etwa fünfunddreißig Jahre alt, der Typ eines eleganten Offiziers: ſehnig, mit einem etwas faſt zu länglichen Geſicht, einem rötlich blonden Schnurrbart und beinahe ebenſolchen Wimpern. Sein Geſicht war zwar gar nicht hübſch, aber es war von ſcharfem Schnitt und herausforderndem Ausdruck. Ich beſchreibe ihn nur flüchtig, wie ich ihn in dem Augenblick ſah. Bis dahin hatte ich ihn noch niemals geſehen. Ich eilte ihnen ohne Hut und Pelz nach. Katerina Nikolajewna bemerkte mich zuerſt und flüſterte ihm ſchnell etwas zu. Er wollte ſchon den Kopf nach mir umwenden, gab aber dann nur dem Diener und dem Portier einen Wink. Der Diener machte ſchnell einen Schritt auf mich zu — das war ſchon an der Haustür —, doch ich ſchob ihn zur Seite und lief ihnen nach auf die Vorfahrt. Bjoring half Katerina Nikolajewna in die Equipage.

„Katerina Nikolajewna! Katerina Nikolajewna!“ rief ich ſinnlos (wie ein Eſel! Wie ein Eſel! Oh, ich erinnere mich noch ſo genau, — ich war ohne Hut!).

Bjoring wandte ſich wütend halb nach dem Diener um und rief ihm laut etwas zu, ein oder zwei Worte, ich weiß nicht, was. Ich fühlte nur, wie mich jemand am Ellenbogen packte. Da zogen die Pferde an, und die Equipage rollte davon — ich rief noch einmal und wollte ihr nachlaufen, doch ich ſah nur noch, daß Katerina Nikolajewna zum Fenſter hinausſchaute und in großer Unruhe zu ſein ſchien. Aber in meiner Haſt, ihr nachzueilen, ſtieß ich plötzlich heftig an den Baron, ohne es zu gewahren,

und ich glaube, ich trat ihm auf den Fuß. Er ſchrie leicht auf, knirſchte mit den Zähnen, faßte mich mit ſtarker Hand an der Schulter und ſtieß mich wütend fort, ſo daß ich gute drei Schritt zurückflog. In dem Augenblick reichte ihm der Diener den Mantel; er warf ihn ſich um die Schultern, ſetzte ſich in ſeinen Schlitten und rief im Fortfahren den Bedienten und dem Portier noch einmal drohend etwas zu, wobei er auf mich wies. Ich wurde von ihnen ergriffen und feſtgehalten: der eine warf mir meinen Pelz um, der andere reichte mir den Hut und — ich weiß nicht, was ſie noch ſagten; ich ſtand und hörte ſie wohl ſprechen, aber ich begriff nichts. Und auf einmal drehte ich ihnen den Rücken und eilte davon.

III.

Ich lief, ohne zu überlegen, ohne zu denken, ich ſtieß achtlos die Menſchen an und ſah kaum etwas, bis ich ſchließlich die Wohnung Tatjana Pawlownas erreichte. Ich verfiel auch nicht einmal darauf, mir unterwegs eine Droſchke zu nehmen. Bjoring hatte mich vor *ihren* Augen zurückgeſtoßen! Nun ja, ich war ihm auf den Fuß getreten, und da mag er es ganz unwillkürlich getan haben, wie einer, dem jemand auf ein Hühnerauge tritt (und ich war ihm vielleicht wirklich auf ein Hühnerauge getreten!) Aber *ſie* hatte es geſehen und hatte auch geſehen, wie die Diener mich ergriffen, und alles das war vor ihren Augen geſchehen, vor ihren Augen! Als ich zu Tatjana Pawlowna hineinſtürzte, konnte ich zunächſt kein Wort hervorbringen. Mein Unterkiefer zitterte wie im Fieber. Aber ich war ja auch im Fieber,

und außerdem weinte ich . . . Oh, man hatte mich ſo grauſam gekränkt.

„Ah! Na was? Biſt hinausgeworfen worden? Das iſt recht, das iſt recht!“ ſagte Tatjana Pawlowna.

Ich ſank ſtumm auf den Diwan und ſah ſie an.

„Aber was iſt denn mit ihm?“ Sie betrachtete mich prüfend. „Er zittert ja! — Da, trink mal etwas Waſſer, hier iſt Waſſer, trink! Und jetzt ſag, was haſt du dort noch angerichtet?“

Ich murmelte etwas davon, daß man mich hinausgeworfen und Bjoring mich auf der Straße geſtoßen hatte.

„So? Kannſt du jetzt ſchon etwas verſtehen oder noch nicht? Dann nimm mal dies hier,— ließ und freue dich!“ Sie nahm einen Brief vom Tiſch, gab ihn mir und blieb erwartungsvoll vor mir ſtehen. Ich erkannte ſofort die Handſchrift Werſſiloffs: es war ein Brief von ihm an Katerina Nikolajewna. Ich fuhr zuſammen, und im Augenblick war auch mein Verſtand wieder klar, und ich begriff mit aller Schärfe. Der Inhalt dieſes entſetzlichen, ſchändlichen, verrückten, räuberiſchen Briefes war buchſtäblich folgender:

Sehr geehrte Katerina Nikolajewna!

Obſchon ich weiß, wie verdreht Sie Ihrer Natur und Ihrer Anſchauung nach ſind, habe ich doch gedacht, daß Sie Ihre Leidenſchaften manchmal etwas zügeln und es wenigſtens nicht auf Kinder abſehen würden. Aber Ihre Schamloſigkeit ſchreckt ſelbſt davor nicht zurück. Ich teile Ihnen mit, daß das Ihnen bekannte Dokument beſtimmt nicht verbrannt worden iſt und ſich auch niemals in den Händen des Herrn Krafft

befunden hat, weshalb Sie auf dieſe Weiſe nichts erreichen werden. Verderben Sie deshalb nicht zwecklos einen Jüngling. Verſchonen Sie ihn, er iſt noch nicht volljährig, iſt faſt noch ein Knabe, iſt ſowohl geiſtig wie körperlich noch unentwickelt. Was hätten Sie an dieſem Jungen? Ich aber nehme Anteil an ihm, und deshalb wage ich, Ihnen das zu ſchreiben, wenn ich auch nicht auf einen Erfolg hoffe. Ich habe die Ehre, Ihnen noch mitzuteilen, daß ich eine Abſchrift dieſes Briefes gleichzeitig an Baron Bjoring ſende.

A. Werſſiloff.

Ich erbleichte, als ich das las, dann aber ſchoß mir das Blut plötzlich heiß ins Geſicht, und meine Lippen bebten vor Empörung.

„Das ſagt er ja von mir! Das iſt das, was ich ihm vorgeſtern anvertraut habe!“ rief ich, zitternd vor Wut.

„Das iſt's ja, daß du's ihm ‚anvertraut‘ haſt!“ Tatjana Pawlowna riß mir den Brief aus der Hand.

„Aber . . . ich habe ja gar nicht das . . . ſo was hab ich ihm doch gar nicht geſagt! O Gott, was muß ſie jetzt von mir denken! Aber er iſt ja wahnſinnig! Er iſt wirklich wahnſinnig . . . Ich habe ihn geſtern geſehen. Wann iſt der Brief abgeſandt?“

„Geſtern am Tage; am Abend hat ſie ihn erhalten, und heute früh brachte ſie ihn mir perſönlich.“

„Ich habe ihn geſtern geſehen, er iſt wahnſinnig! Das hat Werſſiloff nicht ſchreiben können, das hat ein Wahnſinniger geſchrieben! Wer ſchreibt denn ſo etwas an eine Frau?“

„Eben ſolche Verrückte ſchreiben's in ihrer Wut, wenn

ſie vor Eiferſucht und Zorn blind und taub werden, und ihr Blut ſich in Gift verwandelt ... Du weißt noch gar nicht, was für einer er iſt! Dafür wird man ihn jetzt ſo niederſchlagen, daß überhaupt nichts mehr von ihm übrigbleibt. Er ſteckt ja ſelber ſeinen Kopf unter das Richtſchwert! Er ſollte doch lieber nachts auf die Nikolaibahnſtrecke gehen und ſeinen Kopf auf die Schienen legen! Da würde er ihm ſo hübſch abgeſchnitten werden, — wenn er ihm nun mal zum Tragen zu ſchwer geworden iſt! Und was hat dich denn geplagt, ihm das zu erzählen? Wozu mußteſt du ihn denn noch aufreizen? Wollteſt dich wohl rühmen vor ihm?"

„Aber was iſt das für ein Haß! Was für ein Haß!" rief ich und ſchlug mir mit der Hand vor die Stirn. „Und weshalb, weshalb? Haß gegen eine Frau! Was hat ſie ihm denn getan? Was hat es zwiſchen ihnen gegeben, daß er einen ſolchen Brief überhaupt hat ſchreiben können?"

„‚Was für ein H a ß'! Da höre doch einer!" verhöhnte mich Tatjana Pawlowna mit beißendem Spott.

Wieder ſchoß mir das Blut ins Geſicht: es war mir, als hätte ich noch etwas ganz Neues zu begreifen; ich ſah ſie fragend an, jede Fiber in mir war geſpannt.

„Scher dich weg! Geh mir aus den Augen!" kreiſchte ſie auf einmal und wandte ſich ſchnell von mir ab. „Hab mich genug mit euch allen abgegeben! Bin es ſatt! Und wenn ihr auch alle umkommt ...! Nur um deine Mutter täte es mir noch leid ..."

Ich eilte von ihr natürlich zu Werſſiloff. Nein, war das aber eine Niedertracht! So eine Niedertracht!

IV.

Werſſiloff war nicht allein. Eines muß ich vorausſchicken: da er nun einmal dieſen verhängnisvollen Brief an Katerina Nikolajewna und eine Abſchrift desſelben tatſächlich an Baron Bjoring abgeſandt hatte (und nur Gott mochte wiſſen, weshalb), war er ſelbſtverſtändlich auch auf die Folgen ſeiner Handlungsweiſe gefaßt geweſen und hatte deshalb ſchon am Morgen gewiſſe Vorkehrungen getroffen. So waren auf ſeinen Wunſch hin Mama und Liſa (die, wie ich ſpäter erfuhr, an dieſem Morgen nicht ganz wohl zurückgekehrt war und ſich zu Bett gelegt hatte) nach oben in das Giebelſtübchen, in den ſogenannten „Sarg", übergeſiedelt; und die Zimmer unten, beſonders unſer „Wohnzimmer", waren ſorgfältig aufgeräumt und geſäubert worden. Und richtig: um zwei Uhr mittags erſchien bei ihm ein Baron R., ein Oberſt, etwa vierzig Jahre alt, gleichfalls deutſcher Abſtammung, von hohem Wuchs, hager, doch offenbar von großer körperlicher Kraft, und auch ſo rötlich blond wie Bjoring, nur zeigte ſich bei ihm ſchon der Anfang einer Glatze. Er war einer von dieſen Baronen R., deren es ſehr viele in der ruſſiſchen Armee gibt, die alle als „Barone" ein übertriebenes Ehrgefühl haben, gar kein Vermögen beſitzen und nur von ihrem Gehalt leben, dabei im Dienſt unermüdlich und vortreffliche Frontoffiziere ſind. Sie waren bereits mitten in ihrer Auseinanderſetzung, als ich eintrat, und ſchienen beide ſehr gereizt zu ſein. Wie hätten ſie es auch nicht ſein ſollen! Werſſiloff ſaß auf dem Sofa hinter dem Tiſch, der Baron ſeitlich in einem Seſſel. Werſſiloff war bleich, ſprach jedoch ſehr beherrſcht und jedes Wort ſcharf durch die

Zähne; der Baron dagegen ſprach mit erhobener Stimme und war ſichtlich zu heftigen Bewegungen geneigt, bezwang ſich aber noch, wenn auch nur mit Mühe, blickte ſtreng, hochmütig und ſogar mit Verachtung drein, doch ſah man ihm trotzdem eine gewiſſe Verwunderung an. Als er mich erblickte, verfinſterte ſich ſein Geſicht; Werſſiloff aber ſchien ſich über mein Erſcheinen faſt zu freuen.

„Guten Tag, mein Lieber. Baron, dieſer noch ſehr junge Mann iſt derſelbe, von dem in meinem Brief die Rede iſt, aber ich verſichere Sie, ſeine Anweſenheit wird uns nicht ſtören und uns vielleicht ſogar zuſtatten kommen.“ Der Baron muſterte mich mit Verachtung.

„Mein Lieber,“ fügte Werſſiloff hinzu, indem er ſich zu mir wandte, „es freut mich, daß du gekommen biſt; du ſetzt dich vielleicht ſo lange dorthin in die Ecke, bis der Baron und ich unſere Auseinanderſetzung beendet haben. Ich bitte dich darum. Beruhigen Sie ſich, Baron, er wird uns nicht ſtören und nur dort in der Ecke ſitzen.“ Mir war das ſchließlich einerlei; denn ich hatte meinen Vorſatz ſchon gefaßt, und außerdem war ich nicht wenig verwirrt. Ich ſetzte mich ſtumm in die Ecke, ſo weit wie möglich entfernt, und verharrte dort regungslos . . .

„Ich verſichere Ihnen nochmals, Baron,“ ſagte Werſſiloff mit feſter Stimme, daß ich Katerina Nikolajewna Achmakoff, an die ich dieſen unwürdigen und krankhaften Brief geſchrieben habe, nicht nur für das edelſte Weſen, ſondern für den Gipfel aller Vollkommenheiten halte!“

„Eine ſolche Widerrufung Ihrer eigenen Worte iſt aber, wie ich Ihnen bereits erklärt habe, faſt eine Wiederholung derſelben,“ erwiderte der Baron ungehalten.

„Ihre Worte bezeugen entſchieden nicht das, was man Ehrerbietung nennt.“

„Und doch kann ich Sie nur erſuchen, meine Worte in ihrem buchſtäblichen Sinne aufzufaſſen. Ich leide an gewiſſen Anfällen und . . . muß deshalb auch eine Kur durchmachen. Und in einem ſolchen Augenblick habe ich leider . . .“

„Solche Erklärungen kann ich unter keinen Umſtänden gelten laſſen. Ich mache Sie ſchon zum . . . ja, ich weiß nicht, zum wievielten Male darauf aufmerkſam, daß Sie unentwegt fortfahren, auf Ihrer falſchen Auffaſſung zu beharren, und das vielleicht ſogar abſichtlich! Ich habe Sie ſchon gleich zu Anfang darauf hingewieſen, daß dieſe Dame bei Behandlung der ganzen Frage, das heißt Ihres Schreibens an die Generalin Achmakoff, in unſerer gegenwärtigen Auseinanderſetzung ein für allemal ausgeſchaltet werden muß; Sie aber kommen immer wieder darauf zurück. Baron Bjoring hat mich gebeten und mich beauftragt, ihm in dieſer Angelegenheit nur darüber Klarheit zu verſchaffen, was ihn allein und perſönlich trifft, alſo über Ihre herausfordernde Zuſendung einer Kopie jenes Briefes an ihn und ferner über Ihre Bemerkung, daß Sie zu jeder von ihm gewünſchten Satisfaktion bereit ſeien.“

„Aber dieſes letztere dürfte doch wohl, denke ich, ohne weiteres klar ſein.“

„Ich verſtehe, das haben Sie ſchon geſagt. Sie machen alſo nicht einmal Ihre Entſchuldigung, ſondern beſtehen unverändert nur darauf, daß Sie zu jeder von ihm gewünſchten Satisfaktion bereit ſind. Aber das iſt doch gar zu wohlfeil! Und deshalb halte ich mich ſchon jetzt

für berechtigt, in Anbetracht der Wendung, die Sie dieſer Auseinanderſetzung hartnäckig zu geben ſuchen, Ihnen nun auch meinerſeits alles, und zwar rückhaltlos, zu ſagen: das heißt, ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß Baron Bjoring unter k e i—n e n Umſtänden mit Ihnen etwas zu tun haben kann . . . auf der Grundlage geſellſchaftlicher Gleichſtellung."

„Eine ſolche Auffaſſung iſt natürlich die vorteilhafteſte für Ihren Freund, den Baron Bjoring, und ich kann Ihnen geſtehen, Sie überraſchen mich damit nicht im geringſten: ich war auf ſo etwas gefaßt."

Nebenbei bemerkt: ich hatte ſchon aus den erſten Worten, ja, ſchon auf den erſten Blick erkannt, daß Werſſiloff abſichtlich auf einen Zuſammenſtoß losſteuerte, dieſen reizbaren Baron gefliſſentlich reizte und herausforderte und ſeine Geduld vielleicht einer gar zu harten Probe ausſetzte. Der Baron zuckte zuſammen, konnte ſich aber noch beherrſchen.

„Ich habe gehört, daß Sie witzig ſein können, aber Witz iſt noch nicht Verſtand."

„Eine außerordentlich tiefe Bemerkung, Oberſt."

„Ich habe Sie nicht um Ihren Beifall gebeten," fuhr der Baron gereizt auf, „und bin nicht gekommen, um hier leeres Geſchwätz zu führen! Ich erſuche Sie, mich anzuhören und zu Ende ſprechen zu laſſen: Baron Bjoring war ſich keineswegs klar darüber, was er von Ihnen nach Ihrem Brief halten ſollte, da ein ſolches Schreiben zweifellos Ihre Reife für eine Irrenanſtalt bewies. Und ſelbſtverſtändlich hätte man ſofort Mittel finden können, um Sie . . . zu beruhigen. Aber aus gewiſſen beſonderen Gründen entſchloß man ſich zur Nachſicht

mit Ihnen, und es wurden Erkundigungen über Sie eingezogen. So stellte es sich heraus, daß Sie früher allerdings zur guten Gesellschaft gehört haben und Gardeoffizier gewesen sind, jetzt jedoch in der Gesellschaft nicht mehr empfangen werden und daß Ihr Ruf heute ein mehr als zweifelhafter ist. Trotzdem bin ich hergekommen, um mich persönlich zu unterrichten, und da erlauben Sie sich noch zum Überfluß, leere Worte zu machen und sich damit zu entschuldigen, daß Sie an Anfällen leiden. Das genügt! Baron Bjoring kann in diesem Fall sich und seinen Namen nicht so tief erniedrigen, daß er sich auf diese Geschichte überhaupt einläßt . . . Und deshalb, mein Herr, bin ich ermächtigt, Ihnen zu erklären: Sollten Sie sich noch einmal so etwas oder auch nur etwas Ähnliches erlauben, so werden unverzüglich Mittel gefunden werden, Sie zur Ruhe zu bringen, und zwar schnell und sicher wirkende, davon können Sie überzeugt sein. Wir leben nicht in einem Urwalde, sondern in einem wohlgeordneten Staat!"

„Sind Sie wirklich so fest davon überzeugt, mein guter Baron R.?"

„Zum Teufel!" Der Baron sprang plötzlich auf. „Sie führen mich gar zu sehr in Versuchung, Ihnen unverzüglich zu beweisen, daß ich keineswegs ‚Ihr guter Baron R.' bin!"

„Ich möchte Sie noch einmal darauf aufmerksam machen," sagte Werssiloff und erhob sich gleichfalls, „daß meine Frau und meine Tochter sich hier in der Nähe befinden . . . und deshalb würde ich Sie bitten, nicht so laut zu sprechen, da Ihr Geschrei von ihnen gehört werden könnte."

„Ihre Frau . . . Zum Teufel! Wenn ich hier geſeſſen und mit Ihnen geſprochen habe, ſo habe ich das nur getan, um Ihnen einen anderen Standpunkt in dieſer widerlichen Geſchichte beizubringen!“ fuhr der Baron laut und zornig fort und dachte nicht daran, ſeine Stimme zu dämpfen. „Ich habe aber genug davon!“ ſchrie er wütend. „Sie ſind nicht nur aus dem Kreiſe anſtändiger Menſchen ausgeſchloſſen, Sie ſind überdies noch — ein Maniak, jawohl, ſind mit fixen Ideen behaftet, und als ſolchen hat man Sie uns auch bezeichnet! Sie ſind es nicht wert, daß man mit Ihnen Nachſicht hat, und ich erkläre Ihnen, heute noch werden die erforderlichen Schritte getan werden, und man wird Sie an einen Ort beordern, wo man es ſchon verſtehen wird, Sie wieder zur Vernunft zu bringen . . . und Sie aus der Stadt zu ſchaffen!“
Er verließ das Zimmer mit großen, ſchnellen Schritten. Werſſiloff geleitete ihn nicht hinaus: er ſtand da, ſah mich zerſtreut an, doch wie es ſchien, ohne mich zu ſehen; auf einmal lächelte er, ſchüttelte ſeine Haare zurück, nahm dann ſeinen Hut und ging zur Tür. Ich faßte ihn am Arm.
„Ach, ja, auch du biſt hier? Du . . . haſt es gehört?“ Er war vor mir ſtehengeblieben.
„Wie haben Sie das tun können! Wie haben Sie es ſo entſtellen und mir dieſe Schande antun können . . .! Und noch dazu mit ſolcher Argliſt!“
Er ſah mich die ganze Zeit unabläſſig an, aber ſein Lächeln trat immer deutlicher hervor und ſchien geradezu in ein Lachen übergehen zu wollen.
„Man hat mir die Schmach angetan . . . vor ihren Augen! Vor ihren Augen! Man hat mich verſpottet, und

er . . . hat mich auf der Straße geſtoßen!“ ſchrie ich außer mir.

„Wirklich? Ach, du armer Junge, wie ich dich bedauere . . . So hat man dich dort verſpottet?“

„Sie lachen noch, Sie lachen noch über mich! Sie finden es lächerlich!“

Er riß ſeinen Arm aus meiner Hand, ſetzte den Hut auf und verließ lachend, bereits wirklich lachend, die Wohnung. Wozu ſollte ich ihm nachlaufen, wozu jetzt noch? Ich hatte alles begriffen und — in einem Augenblick alles verloren! Auf einmal ſah ich meine Mutter in der Tür; ſie war von oben heruntergekommen und blickte ſich ängſtlich um.

„Iſt er fortgegangen?“

Ich umfing ſie ſchweigend, und ſie drückte ſich feſt, feſt an mich, ſchmiegte ſich geradezu an mich.

„Mama, Liebſte, können Sie denn wirklich noch bei ihm bleiben? Kommen Sie gleich mit mir, ich werde Sie verbergen und beſchützen, ich werde für Sie wie ein Sträfling arbeiten, für Sie und für Liſa . . . Kommen Sie, verlaſſen wir ſie alle, alle, und gehen wir fort! Leben wir ganz allein! Mama, wiſſen Sie noch, wie Sie mich bei Touchard beſuchten und ich Sie nicht anerkennen wollte?“

„Ich weiß es noch, Liebling; ich bin mein Lebelang ſchuldig vor dir; ich habe dich geboren und dich nicht gekannt.“

„Daran iſt nur er ſchuld, Mama, er allein iſt an allem ſchuld; er hat Sie niemals geliebt!“

„Doch, er hat mich geliebt.“

„Gehen wir, kommen Sie, Mama!“

„Wohin ſoll ich denn von ihm fortgehen, iſt er denn glücklich?“
„Wo iſt Liſa?“
„Sie liegt zu Bett; als ſie nach Haus kam, fühlte ſie ſich nicht wohl und legte ſich hin. Ich habe ſolche Angſt. Iſt man denn dort ſehr böſe auf ihn? Was werden ſie jetzt mit ihm tun? Wohin iſt er gegangen? Womit hat dieſer Offizier ihm hier gedroht?“
„Ach, widerfahren wird ihm ja deshalb doch nichts, beruhigen Sie ſich, Mama; ihm widerfährt nie etwas, und ihm kann auch nichts widerfahren. Er iſt ſchon einmal ſo ein Menſch! Da kommt Tatjana Pawlowna, fragen Sie die, wenn Sie mir nicht glauben, da iſt ſie!“ (Tatjana Pawlowna trat aus dem Korridor ins Zimmer.) „Auf Wiederſehen, Mama. Ich werde gleich zurückkommen, und dann werde ich Sie nochmals dasſelbe fragen . . .“
Ich eilte hinaus; ich konnte keinen Menſchen ſehen, wer es auch ſein mochte, nicht nur Tatjana Pawlowna; auch Mama quälte mich. Ich wollte allein ſein, allein!

V.

Aber ich hatte kaum eine Straße durchſchritten, als ich ſchon fühlte, daß ich nicht mehr gehen konnte, daß ich mich ſinn- und zwecklos unter dieſen fremden teilnahmsloſen Menſchen herumſtieß. Doch wo ſollte ich bleiben? Wer brauchte mich, und — was brauchte ich? Ich ſchleppte mich weiter und verfolgte ganz mechaniſch den gewohnten Weg zum Fürſten Sſergei Petrowitſch. Dabei dachte ich aber gar nicht an ihn. Er war nicht zu Haus. Dem Pjotr (ſeinem Diener) ſagte ich, ich würde

im Kabinett auf ihn warten (was ich ſchon oft getan hatte). Das Kabinett war ein großer hoher Raum, in dem ſehr viele Möbel ſtanden. Ich ſuchte mir den dunkelſten Winkel aus, ſetzte mich dort auf einen Diwan, ſtützte die Ellbogen auf den Tiſch und den Kopf in die Hände. Ja, das war die Frage: „Was brauchte ich jetzt?“ Wenn ich damals dieſe Frage bewußt hätte formulieren können, ſo wäre ich doch zu nichts weniger fähig geweſen, als ſie zu beantworten.

Aber ich konnte weder vernünftig denken noch logiſche Fragen formulieren. Ich habe ſchon einmal geſagt, daß ich zu guter Letzt von den Ereigniſſen förmlich erdrückt war. Ich ſaß dort, und in meinem Kopf drehte ſich alles. In mir war ein Chaos. „Ja, ich habe alles in ihm überſehen und nichts bemerkt, nichts begriffen,“ ging es mir flüchtig durch den Sinn. „Er hat mir ſoeben ins Geſicht gelacht; aber er lachte nicht über mich: er hat ja die ganze Zeit nur an Bjoring gedacht, nicht an mich. Vorgeſtern bei Tiſch, als ich bei ihnen aß, da wußte er ſchon alles und war finſter. Er hat meine dumme Beichte in jenem Kellerreſtaurant aufgegriffen und ſie auf Koſten der Wahrheit entſtellt. Aber wozu? Er glaubt ja ſelbſt nicht ein halbes Wort von dem, was er in ſeinem Brief an ſie geſchrieben hat. Ihm war es nur darum zu tun, ſie zu beleidigen, ſinnlos und grundlos zu beleidigen, ohne ſelbſt zu wiſſen, wozu; er hat einfach den erſten beſten Vorwand benutzt, und dieſen Vorwand gab ich ihm mit meiner Beichte ... Die Tat eines tollen Hundes! Will er jetzt etwa Bjoring totſchießen? Warum? Sein Herz wird es ſchon wiſſen, warum! Ich aber habe keine Ahnung davon, was in ſeinem Herzen iſt ... Nein, nein,

auch jetzt weiß ich es nicht . . .! Sollte er sie denn wirklich bis zu solcher Leidenschaft lieben? Oder sie so leidenschaftlich hassen? Ich weiß es nicht; aber weiß er es denn selbst? Was sagte ich vorhin meiner Mutter, ‚daß ihm nichts widerfahren kann‘, — was wollte ich damit sagen? Habe ich ihn verloren, oder habe ich ihn noch nicht verloren?“

„. . . Sie hat gesehen, wie ich gestoßen wurde . . . Sie hat wohl gelacht! — oder sollte sie nicht gelacht haben? Ich hätte an ihrer Stelle gelacht! Der Spion wurde geschlagen, der Spion . . .!“

„Was hat er damit sagen wollen“ (das fiel mir ganz plötzlich ein), „was hat er damit sagen wollen, was er in diesen schändlichen Brief noch hineingeflochten hat, daß das Dokument, ihr Brief, gar nicht verbrannt worden ist und noch existiert . . .?“

„Er wird Bjoring nicht totschießen, er sitzt jetzt bestimmt in dem Kellerrestaurant und hört die ‚Lucia‘. Aber nach der ‚Lucia‘ wird er vielleicht hingehen und Bjoring erschießen. Bjoring hat mich gestoßen, das ist so gut wie geschlagen; hat er mich wirklich geschlagen? Bjoring ist sogar zu stolz, Werssiloff zu fordern, wie sollte er da eine Forderung von mir annehmen? Vielleicht bleibt mir nichts anderes übrig, als ihn morgen auf der Straße niederzuschießen . . .“ Diesen letzten Gedanken ließ ich mir ganz mechanisch durch den Kopf gehen, ohne im geringsten dabei zu verweilen.

Hin und wieder war es mir aber, als müsse sogleich die Tür aufgehen und Katerina Nikolajewna tritt herein und reicht mir die Hand, und da lachen wir beide . . . Oh, mein Student, mein l i e b e r Student!

So zogen die Bilder und Gedanken an mir vorüber, wie meine Wünſche ſie heraufbeſchworen, als es im Zimmer ſchon dunkel geworden war.

„Wie lange iſt es denn her, daß ich noch vor ihr ſtand, mich verabſchiedete, und ſie reichte mir die Hand und lachte? Wie hat es geſchehen können, daß wir in ſo kurzer Zeit ſo entſetzlich weit auseinandergekommen ſind? Sollte ich nicht einfach zu ihr gehen und mich ſofort mit ihr ausſprechen, im Augenblick, und ganz einfach alles erklären, ganz einfach?! Mein Gott, wie iſt denn das gekommen, daß ſo plötzlich eine ganz neue Welt angefangen hat! Ja, eine neue Welt, eine ganz, ganz neue Welt ... Liſa und der Fürſt, die ſind noch aus der alten ... Ich bin doch jetzt hier beim Fürſten. Und Mama, wie hat ſie mit ihm leben können, wenn es ſo iſt! Ich würde es gekonnt haben, ich könnte alles, aber ſie? Was ſoll jetzt werden?“ Und in meinem kranken Hirn ſah ich wie in einem Wirbelwinde die Geſtalten Liſas, Anna Andrejewnas, Stebelkoffs, des Fürſten, Aferdoffs, aller meiner Bekannten, auftauchen und verſchwinden. Meine Gedanken wurden immer formloſer und unerhaſchbarer: ich war froh, wenn ich einen von ihnen ganz erfaſſen und mich an ihn klammern konnte.

„Ich habe meine ‚Idee‘!“ dachte ich auf einmal bewußt.

„Aber iſt es auch ſo? Habe ich das nicht nur auswendig gelernt? Meine Idee iſt — Finſternis und Einſamkeit, aber kann ich denn jetzt noch in die frühere Einſamkeit und Finſternis zurück, iſt das für mich jetzt überhaupt noch möglich? Ach, Gott! — Da hab ich das ‚Dokument‘ doch noch nicht verbrannt! Ich habe es vorgeſtern

richtig vergeſſen. Sobald ich nach Hauſe komme, verbrenne ich es am Licht, ja, ich zünde einfach ein Licht an und verbrenne den Brief . . . Ich weiß nur nicht, ob es das iſt, woran ich jetzt denke . . .“

Es war ſchon längſt dunkel geworden. Pjotr war einmal gekommen, hatte mir Licht gebracht und mich gefragt, ob ich zu eſſen wünſchte. Ich hatte ihn fortgeſchickt und nichts beſtellt. Inzwiſchen war vielleicht eine Stunde vergangen, da kam er wieder und brachte mir Tee. Durſtig trank ich ein ganzes Glas. Ich fragte ihn, wieviel Uhr es ſei. Es war halb neun, und ich wunderte mich nicht einmal, daß ich ſchon fünf Stunden geſeſſen hatte.

„Ich bin dreimal eingetreten,“ berichtete Pjotr, „aber der Herr ſchienen zu ſchlafen.“

Ich erinnerte mich nicht, ihn geſehen zu haben; und plötzlich erſchrak ich ſehr darüber, daß ich „geſchlafen“ hatte. Ich ſtand auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen, um nicht wieder zu „ſchlafen“. Schließlich bekam ich heftige Kopfſchmerzen. Es hatte gerade zehn geſchlagen, als auf einmal der Fürſt eintrat. Ich wunderte mich, daß ich im Glauben geweſen war, auf ihn zu warten: ich hatte ihn ganz vergeſſen und überhaupt nicht mehr an ihn gedacht.

„Sie ſind hier, und ich bin zu Ihnen gefahren, um Sie abzuholen,“ ſagte er zu mir.

Sein Geſicht war finſter und ſtreng; keine Spur von einem Lächeln war zu ſehen. Sein Blick war wie ein einziger regungsloſer Gedanke.

„Ich habe mich den ganzen Tag herumgeplagt, habe alles verſucht,“ fuhr er mit ſtarrem Geſicht fort, „aber

alles ist zusammengestürzt, und vor mir steht das Entsetzen . . ."
(NB. Zum alten Fürsten Nikolai Iwanowitsch war er doch nicht gegangen.) „Ich habe Shibelski gesehen und gesprochen, das ist ein unmöglicher Mensch. Also: zuerst muß man das Geld haben, dann kann man weiter sehen. Wenn es aber auch mit dem Gelde nicht gelingt, dann . . . Aber ich habe schon beschlossen, vorläufig d a r a n nicht mehr zu denken. Verschaffen wir uns heute nur das Geld, das weitere werden wir dann morgen sehen. Ihr Gewinn von vorgestern ist noch unangerührt. Es fehlten nur drei Rubel an dreitausend. Nach Abzug Ihrer Schuld bekommen Sie noch dreihundertundvierzig Rubel zurück. Nehmen Sie die, und dann noch siebenhundert, damit Sie tausend haben, und ich nehme die übrigen zweitausend. Und jetzt fahren wir zu Serschtschikoff, setzen uns jeder an ein anderes Ende des Tisches und versuchen, zehntausend Rubel zu gewinnen, — vielleicht gelingt uns etwas; wenn nicht — dann . . . Übrigens ist das das einzige, was uns noch bleibt."
Er sah mich fatalistisch an.
„Ja! ja!" rief ich plötzlich begeistert, und ich fühlte mich förmlich erlöst. „Fahren wir zu Serschtschikoff! Ich habe ja nur deshalb auf Sie gewartet . . ."
In Wirklichkeit hatte ich die ganze Zeit nicht einen Augenblick an die Roulette gedacht.
„Aber die Feigheit? Die Erbärmlichkeit dieses Versuchs?" fragte auf einmal der Fürst.
„Sie meinen, daß wir's mit dem Spiel versuchen? Aber das ist doch das einzige!" rief ich. „Geld ist ja alles! Nur wir zwei sind solche Heilige, Bjoring hat sich doch

verkauft, Anna Andrejewna hat ſich verkauft, Werſſiloff aber — haben Sie ſchon gehört, daß Werſſiloff ein Maniak iſt? Ein Maniak! Ein Maniak!"

„Sind Sie nicht krank, Arkadi Makarowitſch? Sie haben ſo ſonderbare Augen."

„Sagen Sie das etwa, weil Sie ohne mich hinfahren wollen? Nein, ich bleibe jetzt nicht zurück. Mir hat doch nicht umſonſt die ganze Nacht vom Spiel geträumt! Fahren wir, fahren wir!" rief ich, als hätte ich damit die Löſung aller Rätſel gefunden.

„Nun, ſo fahren wir, wenn Sie auch Fieber haben, dort aber . . ."

Er ſprach den Satz nicht zu Ende. Ein ſchwerer unheimlicher Ausdruck lag in ſeinem Geſicht. Wir brachen auf.

„Wiſſen Sie auch," ſagte er plötzlich, und blieb in der Tür ſtehen, „daß es für mich noch einen anderen Ausweg gibt, außer dem Spiel?"

„Was für einen denn?"

„Einen fürſtlichen!"

„Was . . .? Was meinen Sie?"

„Das werden Sie ſpäter erfahren. Nur dieſes eine laſſen Sie ſich geſagt ſein: daß ich dieſes Auswegs nicht mehr würdig bin, weil es zu ſpät iſt. Fahren wir, aber behalten Sie meine Worte. Verſuchen wir es mit dem lakaienhaften Ausweg . . . Als ob ich nicht wüßte, daß ich bewußt, aus freiem Willen hinfahre und handle wie ein — Lakai!"

VI.

Ich fuhr zur Roulette, als läge in ihr allein mein Heil, meine Rettung; dabei hatte ich doch, wie ich ſchon ſagte,

bis zur Ankunft des Fürſten überhaupt nicht an das Spiel gedacht. Und ich fuhr ja auch gar nicht hin, um für mich zu ſpielen, ſondern um mit dem Gelde des Fürſten für den Fürſten zu ſpielen; deshalb begreife ich nicht, was mich ſo mächtig hinzog, aber es zog mich unwiderſtehlich hin. Oh, noch niemals waren mir dieſe Menſchen, dieſe Geſichter, dieſe Croupiers, dieſe ewig gleichen Ausrufe, dieſer ganze widerliche Saal bei Serſchtſchikoff ſo ekelhaft erſchienen, ſo düſter, ſo roh und traurig, wie an dieſem Abend! Ich erinnere mich nur zu gut des Wehs und der Traurigkeit, die in dieſen Stunden am Spieltiſch von Zeit zu Zeit mein Herz ergriffen. Aber weshalb ging ich nicht fort? Weshalb ertrug ich das wie mein Los, wie mein Verhängnis, wie ein Opfer, das ich auf mich nahm? Ich kann von mir nur eines ſagen: daß ich damals wohl kaum zurechnungsfähig war. Und doch hatte ich noch nie zuvor ſo vernünftig geſpielt wie an dieſem Abend. Ich war ſchweigſam und hatte alle meine Gedanken beiſammen, war aufmerkſam und furchtbar berechnend; ich konnte geduldig ausharren und geizig ſein und gleichzeitig ſchnell entſchloſſen in dem Augenblick, wo es zu handeln galt. Ich hatte mich wieder in der Nähe des Zéro hingeſetzt, alſo wieder zwiſchen Serſchtſchikoff und Aferdoff, der immer an Serſchtſchikoffs rechter Seite ſaß; der Platz zwiſchen ihnen war mir verleidet, aber ich wollte es unbedingt wieder mit Zéro verſuchen, und die übrigen Plätze in der Nähe von Zéro waren alle beſetzt. Wir ſpielten ſchon reichlich eine Stunde, als ich auf einmal von meinem Platze aus ſah, wie der Fürſt ſich mit bleichem Geſicht erhob, zu uns herüberkam und meinem Platz gegenüber an der anderen Seite des Tiſches

ſtehenblieb: er hatte alles verſpielt und ſah ſchweigend meinem Spiel zu, doch wahrſcheinlich ohne etwas davon zu verſtehen oder überhaupt noch an das Spiel zu denken. Ich hatte gerade erſt angefangen zu gewinnen, und Serſchtſchikoff zahlte mir das gewonnene Geld aus. Plötzlich ſah ich, wie Aferdoff ruhig die Hand ausſtreckte und vor meinen Augen mit der größten Gelaſſenheit einen meiner Hundertrubelſcheine nahm und zu dem Geldhaufen legte, der vor ihm lag. Ich ſchrie auf und packte ſeine Hand. Das geſchah alles ſo plötzlich, ſo unerwartet: ich zerriß mit einem Ruck gleichſam alle meine Ketten; es war, als ob alle Schrecken und Kränkungen dieſes Tages ſich plötzlich in dieſem einen Augenblick zuſammengeballt hätten mit dieſer erneuten Kränkung des Beſtohlenwerdens um hundert Rubel. Es war, als hätte alles, was ſich in mir angeſammelt hatte und von mir unterdrückt worden war, nur auf dieſen Anſtoß gewartet, um zu explodieren.

„Der hier iſt ein Dieb! Er hat mir ſoeben einen Hundertrubelſchein geſtohlen!“ ſchrie ich und ſah mich wild im Kreiſe um.

Ich vermag die Aufregung nicht zu beſchreiben, die meine Worte hervorriefen: ein ſolcher Skandal war hier etwas ganz Neues. Bei Serſchtſchikoff führte man ſich tadellos auf, ſein Spielzirkel war dafür bekannt. Aber ich war außer mir. Und da hörte man auf einmal, mitten in dem Lärm und Geſchrei, Serſchtſchikoffs Stimme:

„Tatſächlich, das Geld iſt fort, während es noch vor einem Augenblick hier lag! Vierhundert Rubel!“

Da kam nun plötzlich noch dieſe andere Geſchichte hinzu: auch aus der Bank war Geld verſchwunden, ein Päck-

chen Banknoten von vierhundert Rubeln. Serschtschikoff wies auf die Stelle, wo das Geld gelegen hatte, „noch vor einem Augenblick“, und diese Stelle war gerade neben mir, ja, sie stieß fast an den Platz, wo mein Geld lag, und befand sich somit viel näher bei mir als bei Aferdoff.

„Hier ist der Dieb! Das hat er gleichfalls gestohlen, durchsuchen Sie ihn!“ rief ich und wies auf Aferdoff.

„Das kommt alles nur daher,“ übertönte eine mächtige Stimme das ganze erregte Stimmengewirr, „daß man hier Menschen zuläßt, die keiner kennt. Leute ohne Empfehlungen! Wer hat ihn eingeführt? Wer ist er überhaupt?“

„Ein gewisser Dolgoruki.“

„F ü r st Dolgoruki?“

„Fürst Ssokolski hat ihn eingeführt!“ schrie jemand.

„Hören Sie, Fürst,“ schrie ich über den ganzen Tisch ihm zu, „jetzt hält man hier mich für den Dieb, während ich es bin, der hier bestohlen worden ist! Sagen Sie ihnen, sagen Sie ihnen doch, wer ich bin!“

Doch was nun geschah, war das Schrecklichste von allem, was mir an diesem Tage widerfahren war . . . ja, was mir in meinem ganzen Leben widerfahren ist: der Fürst verleugnete mich. Ich sah, wie er mit den Achseln zuckte und auf die Fragen, mit denen man ihn von allen Seiten bestürmte, scharf und deutlich zur Antwort gab:

„Ich stehe für keinen ein. Ich bitte, mich in Ruhe zu lassen.“

Währenddessen stand Aferdoff, umgeben von einem ganzen Kreise von Herren, und verlangte mit lauter Stimme, man solle ihn durchsuchen. Er drehte schon selbst alle

ſeine Taſchen um. Aber auf ſeine Forderung wurde ihm beſchwichtigend zugerufen: „Nein, nein, nicht nötig, wir wiſſen ſchon, wer der Dieb iſt!“ Zwei Diener, die man gerufen hatte, ergriffen mich und hielten meine Arme auf dem Rücken feſt.

„Ich laß mich nicht durchſuchen, ich erlaube es nicht!“ ſchrie ich empört und ſuchte mich loszureißen.

Aber ich wurde ins Nebenzimmer geſchleppt und dort mitten in der mich umſtehenden Menſchenſchar bis in die letzte Falte durchſucht. Ich ſchrie und widerſetzte mich aus allen Kräften.

„Er hat das Geld wohl fortgeworfen, man muß auf dem Teppich ſuchen,“ meinte ſchließlich jemand.

„Wo denn jetzt noch auf dem Teppich ſuchen?“

„Vielleicht hat er es noch irgend wohin unter den Tiſch werfen können!“

„Jetzt iſt natürlich jede Spur verloren . . .“

Man führte mich hinaus, aber es gelang mir noch, in der Tür mich einmal zurückzuwenden und in wahnſinnigem Jähzorn über den ganzen Saal hin zu ſchreien: „Die Roulette iſt von der Polizei verboten! Heute noch werde ich Sie alle anzeigen!“

Ich wurde nach unten geführt, in meinen Pelz geſteckt, und . . . dann öffnete man vor mir die Haustür.

Neuntes Kapitel.

I.

Der Tag hatte mit einer Kataſtrophe geendet, aber es blieb noch die Nacht. Was ich von dieſer Nacht im Gedächtnis behalten habe, iſt folgendes.

Ich glaube, es wird kurz nach zwölf geweſen ſein, als ich mich ſo plötzlich wieder auf der Straße befand. Es war eine klare, ſtille, froſtige Nacht. Ich lief faſt und beeilte mich ſehr, aber — nicht auf dem Wege nach Hauſe.

„Wozu nach Hauſe? Kann es denn für mich jetzt noch ein Zuhauſe geben? Zuhauſe . . . da würde ich morgen aufwachen, um weiterzuleben! Aber iſt denn das für mich jetzt noch möglich? Mein Leben iſt zu Ende, jetzt kann ich doch unter keinen Umſtänden mehr leben!“ Und ſo irrte ich durch die Straßen, ohne darauf zu achten, wohin ich ging, ja, ich weiß nicht einmal, ob ich überhaupt ein Ziel hatte, wohin ich laufen wollte. Mir war ſehr heiß und ich ſchlug fortwährend meinen ſchweren Pelz auf. „Jetzt hat für mich ſchon nichts mehr einen Zweck,“ dachte ich, und ſo ſchien es mir damals wirklich, „gleichviel, was ich noch unternehmen wollte.“ Und ſonderbar: alles ringsum, ſelbſt die Luft, die ich atmete, ſchien mir auf einmal von einem anderen Planeten zu ſein, ganz, als befände ich mich jetzt auf dem Monde. Alles das — die Stadt, die Menſchen, die noch vereinzelt gingen, das Trottoir, auf dem ich dahineilte — alles das *gehörte ſchon nicht mehr zu mir*. „Da iſt der Schloßplatz, dort iſt die Iſaakskirche,“ ſagte irgend etwas in mir, „aber jetzt gehen ſie mich nichts mehr an.“ Alles hatte

ſich mir gleichſam entfremdet, alles war auf einmal nicht mehr m e i n. „Ich habe Mama, ich habe Liſa — aber was ſind mir jetzt noch Liſa und Mama? Alles iſt zu Ende, alles hat mit einem Schlage aufgehört, nur das eine iſt und bleibt, was jetzt für ewig feſtſteht: daß ich ein — Dieb bin."

„Wie ſoll ich beweiſen, daß ich kein Dieb bin? Iſt das jetzt überhaupt noch möglich? Nach Amerika gehen? Was beweiſt man damit? Werſſiloff wird der erſte ſein, der glauben wird, ich hätte geſtohlen! Meine ‚Idee'? Was für eine ‚Idee'? Was iſt die ‚Idee' jetzt noch? Auch nach fünfzig, nach hundert Jahren wird ſich immer noch einer finden, der auf mich weiſt und ſagt: ‚Der da — iſt ein Dieb. Er hat die Verwirklichung ſeiner „Idee" damit begonnen, daß er am Spieltiſch Geld ſtahl' . . ."

War damals Wut in mir? Ich weiß es nicht; vielleicht. Sonderbar, ich habe immer dieſen eigentümlichen Charakterzug gehabt, vielleicht ſchon von meiner früheſten Kindheit an: wenn man mir Böſes getan, mich beleidigt, bis zur letzten Demütigung erniedrigt hatte, ſo war in mir jedesmal ſofort das unwiderſtehliche Verlangen erwacht, mich paſſiv der Beleidigung zu unterwerfen oder womöglich den Wünſchen der Beleidiger noch entgegenzukommen. „Da ſeht, ihr habt mich erniedrigt, ich aber erniedrige mich ſelbſt noch mehr, ſeht und freut euch!" Touchard ſchlug mich und wollte mich fühlen laſſen, daß ich ein Bedienter wäre und nicht wie die anderen ein Senatorenſohn, und da nahm ich ſofort ſelbſt die Rolle des Bedienten auf mich. Ich reichte ihm nicht nur die Kleider, ſondern griff noch ſelber zur Bürſte, um auch das letzte Stäubchen von ihm abzubürſten; und es ge-

ſchah nicht auf ſeinen Wunſch oder Befehl hin, wenn ich im Eifer der Erfüllung meiner Bedientenpflicht ihm ſogar nachlief, um noch ein Federchen von ſeinem Frack abzubürſten, ſo daß er mir ſchließlich ſelbſt Einhalt gebot: „Schon gut, ſchon gut, Arkadi, es genügt.“ Oder er kam nach Hauſe und zog ſeinen Überrock aus: da nahm ich den Überrock und bürſtete ihn gewiſſenhaft, legte ihn ſorgfältig zuſammen und bedeckte ihn noch mit einem bunten, ſeidenen Tuch. Ich wußte, daß die Kameraden mich deshalb verachteten und auslachten, — oh, das wußte ich ganz genau, aber auch das war mir recht: „Wenn man einmal will, daß ich Diener ſei, nun gut, dann bin ich Diener. Ihr glaubt, ich ſei ein geborener Knecht — nun gut, dann bin ich eben ein Knecht!“ Paſſiven Haß und untergründige Wut habe ich jahrelang mit mir herumtragen können. Und als ich bei Serſchtſchikoff wie ein Raſender ſchrie, ich würde ſie alle anzeigen, die Roulette ſei von der Polizei verboten, — da kam, ich ſchwöre es, in dieſem Schrei eben nur jener erwähnte Charakterzug zum Ausdruck: man hatte mich erniedrigt, durchſucht, für einen Dieb erklärt, moraliſch vernichtet, — „nun, ſo hört denn alle, daß ich nicht nur ein Dieb bin, ſondern auch ein Denunziant!“ Wenn ich jetzt daran zurück denke, kann ich mir das nur ſo erklären; damals aber dachte ich natürlich durchaus nicht an eine Analyſe meiner Gefühle. Ich ſchrie es einfach in den Saal hinein, ganz ohne vorgefaßte Abſicht, noch eine Sekunde vorher wußte ich nicht, daß ich das ſchreien würde: es ſchrie aus mir, von ſelbſt — denn es iſt nun einmal ein ſolcher Zug in meiner Seele.

Zweifellos begann ich damals, als ich ſo durch die Stra-

ßen irrte, ſchon im Fieber zu phantaſieren, aber trotzdem erinnere ich mich genau, daß ich noch bewußt handelte. Allerdings kann ich mit aller Beſtimmtheit verſichern, daß ein ganzer Kreis von Gedanken und Folgerungen für mich damals ſchon nicht mehr faßbar war; ich fühlte und wußte in den Augenblicken ſogar ſelbſt, daß ich „gewiſſe Gedanken noch denken kann, an andere aber ſchon gar nicht mehr herankomme". Ebenſo konnten manche meiner Entſchlüſſe, obſchon ich ſie mit klarem Bewußtſein faßte, an ſich jeder Logik bar ſein. Und nicht nur das: ich weiß noch ganz genau, daß ich in manchen Augenblicken die Unſinnigkeit eines Entſchluſſes vollkommen klar erkennen und doch in demſelben Augenblick mit vollem Bewußtſein die Ausführung dieſes Entſchluſſes beginnen konnte. Ja, ein Verbrechen drängte ſich mir förmlich auf in jener Nacht, und nur ein Zufall war es, daß es nicht geſchah.

Mir fiel auf einmal eine Bemerkung ein, die Tatjana Pawlowna höhniſch zu Werſſiloffs Verhalten gemacht hatte: er hätte doch an die Nikolaibahn gehen und ſeinen Kopf auf die Schienen legen können, da wäre er ihm ohne weiteres abgeſchnitten worden. Dieſer Gedanke bemächtigte ſich für einen Augenblick aller meiner Gefühle, aber ich wies ihn ſofort und mit einem jähen Schmerz von mir. „Den Kopf auf die Schienen legen und ſterben, und morgen ſagt man von mir: das hat er deshalb getan, weil er geſtohlen hat, aus Scham und Reue hat er das getan, — nein, um keinen Preis!" Und in eben dieſem Augenblick, das weiß ich noch, kam plötzlich eine furchtbare Wut über mich. „Nun was?" dachte ich erboſt, „rechtfertigen kann ich mich ja doch auf keine

Weiſe, ein neues Leben anzufangen iſt gleichfalls unmöglich, und deshalb — ſollte ich mich da nicht dreinfügen, Bedienter, Hund, ein Käfer, den man zertritt, ein Denunziant, ein richtiger Denunziant werden, und dabei heimlich mich vorbereiten und dann auf einmal — alles plötzlich in die Luft ſprengen, alles vernichten, alles und alle, Schuldige und Unſchuldige, damit dann alle auf einmal erfahren, daß das derſelbe getan hat, den ſie einen Dieb genannt haben ... und dann natürlich auch mich ſelbſt umbringen!"

Ich weiß nicht mehr, auf welchem Wege ich in eine Querſtraße in der Nähe des Gardekavallerieboulevards gelangt war. Zu beiden Seiten dieſer Querſtraße zogen ſich hohe Steinmauern hin, wohl hundert Schritte weit,— die Mauern von Hinterhöfen. Hinter einer dieſer Steinmauern an der linken Straßenſeite gewahrte ich einen rieſigen Holzſtapel; der Stapel war lang und hoch, ganz wie auf einem Holzhof, und überragte die Mauer noch um gute zwei Meter. Ich blieb plötzlich ſtehen und überlegte. In meiner Taſche hatte ich Wachszündhölzer in einem kleinen ſilbernen Behälter. Ich ſage noch einmal: ich war mir vollkommen deſſen bewußt, was ich da überlegte, und erinnere mich noch ganz genau daran, was ich tun wollte; aber warum ich das tun wollte — das weiß ich nicht, das weiß ich wirklich nicht. Ich weiß nur, daß ich dazu plötzlich ſehr große Luſt hatte. „Auf die Mauer hinaufzuklettern iſt nicht ſchwer," überlegte ich; zwei Schritte von mir war in der Mauer ein Tor, das wohl monatelang verſchloſſen blieb. „Wenn man unten auf den Vorſprung tritt," überlegte ich weiter, „ſo kann man mit der einen Hand den oberen Rand des Torflügels

faſſen und ſich mit Leichtigkeit auf die Mauer hinaufſchwingen, — und niemand wird es bemerken, ringsum keine Menſchenſeele, nichts, nur lautloſe Stille! Und dann ſetze ich mich rittlings auf die Mauer und ſtecke das Holz in Brand, und dazu brauche ich nicht einmal in den Hof hinabzuſpringen, ich kann das Holz auch von der Mauer aus anſtecken; denn es ſtößt ja faſt an die Mauer. Bei dieſer Kälte wird es noch beſſer brennen. Ich brauche nur ein Scheit Birkenholz zu nehmen... und ſelbſt das iſt nicht einmal nötig: wenn man auf der Mauer ſitzt, braucht man nur mit einer Hand etwas Birkenrinde von einem Scheit abzureißen, anzuzünden und dann zwiſchen die Scheite des Stapels zu ſtecken, und der Brand wäre da. Ich aber ſpringe dann von der Mauer herab und gehe fort; ich brauche nicht einmal zu laufen; denn es wird ja noch lange nichts bemerkt werden." So überlegte ich mir das alles, und auf einmal war ich feſt entſchloſſen. Ich empfand ein außerordentliches Vergnügen und eine große Luſt und ſchickte mich ſofort an, hinaufzuklettern. Ich war ein guter Turner: Turnen war ſchon auf dem Gymnaſium mein Spezialfach geweſen, aber ich hatte jetzt hohe Galoſchen an, und da war die Sache doch ſchwieriger, als ich gedacht hatte. Ich konnte mich freilich an einem kleinen, kaum fühlbaren Vorſprung oben mit einer Hand feſthalten, und ich hob ſchon die andere Hand, um den Mauerrand zu faſſen, aber da glitt ich auf einmal aus und fiel rücklings hinunter. Ich nehme an, daß ich mit dem Hinterkopf aufs Trottoir gefallen bin und wohl eine oder zwei Minuten bewußtlos dagelegen habe. Als ich wieder zu mir kam, zog ich mechaniſch den Pelz feſter um mich; denn ich empfand auf ein-

mal eine unerträgliche Kälte; und nur halb deſſen bewußt, was ich tat, ſchleppte ich mich zum Tor und ſetzte mich dort in der Vertiefung, im Winkel zwiſchen der Mauer und dem Torflügel, ganz zuſammengekauert hin. Meine Gedanken verwirrten ſich, und ich ſchlief wohl ſehr ſchnell ein. Wie eines Traumes erinnere ich mich noch, daß in meinen Ohren auf einmal tiefer, ſchwerer Glockenklang ertönte und ich mit Luſt auf ihn zu lauſchen begann.

II.

Die Glocke ſchlug alle zwei oder drei Sekunden einmal feſt und ſicher an, aber das war keine Alarmglocke, ſondern ein ſeltſam ſchöner, ſchwingender Klang, und ſchließlich kam er mir ſo bekannt vor, und da ſagte ich mir auch ſchon, daß das ja der Glockenklang von der Nikolaikirche iſt, der roten Kirche, faſt gegenüber dem Hauſe von Touchard, — der altertümlichen Moskauer Kirche, deren ich mich noch ſo gut erinnere, die noch aus der Zeit des Zaren Alexei Michailowitſch ſtammt und mit reichem Zierat, vielen Türmen und Säulen geſchmückt iſt. Und ich wußte auf einmal, daß die Oſterwoche eben vorüber war, und an den ſchmächtigen Birken im Gärtchen hinter dem Hauſe von Touchard ſchon junge grüne Blättchen zitterten. Die grelle Vorabendſonne ſchickte ihre ſchrägen Strahlen in unſer Klaſſenzimmer, bei mir aber, in meinem kleinen Zimmer links vom Vorraum, wohin Touchard mich ſchon vor einem Jahr aus dem gemeinſamen Raum der „Grafen- und Senatorenkinder“ verbannt hat, ſitzt ein Gaſt. Ja, ich, der Elternloſe, hatte ganz unerwartet Beſuch bekommen, zum

erstenmal, seitdem ich bei Touchard war. Ich hatte diesen Besuch sofort erkannt, schon in der Tür: es war Mama. Und doch hatte ich sie nur als Dreijähriger gesehen, als sie mich damals in die Dorfkirche gebracht hatte, wo ich die Taube durch die Kuppel fliegen sah. Wir saßen zusammen in meinem Zimmerchen, und ich musterte sie verstohlen. Erst später, viele Jahre nachher, erfuhr ich, daß sie damals — Werssiloff war ins Ausland gereist und hatte sie allein zurückgelassen — daß sie damals mit ihrem eigenen spärlichen Gelde und aus eigenem Wunsch und Willen nach Moskau gereist war, fast heimlich und gegen den Willen derer, in deren Obhut er sie zurückgelassen hatte, und das alles nur, um mich wiederzusehen. Sonderbar war auch, daß sie, nachdem sie mit Touchard gesprochen hatte und von ihm zu mir geführt worden war, mir selbst kein Wort davon sagte, daß sie meine Mutter sei. Sie saß neben mir, und ich weiß noch, es wunderte mich, daß sie so wenig sprach. Sie hatte ein Bündelchen bei sich und knüpfte es auf: darin waren sechs Orangen, einige Lebkuchen und zwei gewöhnliche Franzbrote. Diese Franzbrote beleidigten mich geradezu, und ich bemerkte mit gekränkter Miene, wir hätten hier eine sehr gute „Kost", und zum Tee bekäme ein jeder von uns ein ganzes Franzbrot.

„Nimm schon vorlieb, Kindchen, ich hab' ja nur so in meiner Einfalt gedacht: vielleicht gibt man ihnen da in ihrer Schule nicht gut zu essen. Nimm nun schon vorlieb, Kindchen."

„Antonina Wassiljewna (Touchards Frau) wird es auch übelnehmen. Und die Mitschüler werden über mich lachen ..."

„Dann willst du sie nicht annehmen? oder vielleicht ißt du sie doch?"

„Meinetwegen, lassen Sie sie hier . . ."

Aber ich rührte nichts an; die Orangen und Lebkuchen lagen vor mir auf dem Tischchen, ich aber saß da mit niedergeschlagenen Augen und einer Miene, die sehr viel persönliche Würde ausdrücken sollte. Wer weiß, vielleicht wollte ich es vor ihr auch gar nicht verbergen, daß ihr Besuch mich vor meinen Mitschülern bloßstellte; ich wollte sie das vielleicht doch ein wenig fühlen lassen, damit sie begriffe, was das heißt: „Siehst du, du blamierst mich und begreifst das nicht einmal selbst!" Oh, ich lief schon damals mit der Bürste hinter Touchard her, um das letzte Stäubchen von seinem Rock zu entfernen! Ich stellte mir auch vor, wieviel Spott ich, wenn sie erst fortgegangen wäre, von den anderen Jungen zu ertragen haben würde und vielleicht auch von Touchard selbst, — deshalb war nicht das geringste gute Gefühl für sie in meinem Herzen. Nur heimlich betrachtete ich ihr dunkles, bescheidenes, wohl auch schon altes Kleid, ihre ziemlich derben, fast verarbeiteten Hände, ihre ganz einfachen Stiefel und ihr stark abgemagertes Gesicht; auf ihrer Stirn bildeten sich schon feine Falten; und doch sagte Antonina Wassiljewna am Abend zu mir, als meine Mutter schon wieder fortgegangen war: „Ihre maman muß einmal sehr gut ausgesehen haben."

So saßen wir in meinem Zimmerchen, als auf einmal Agafja hereinkam und auf einem Präsentierteller eine Tasse Kaffee brachte. Es war nach dem Mittag, und Touchards pflegten um diese Zeit in ihrem Wohnzimmer Kaffee zu trinken. Aber Mama dankte und nahm die Tasse

nicht: wie ich ſpäter erfuhr, trank ſie damals überhaupt keinen Kaffee, weil ſie davon Herzklopfen bekam. Nun hielten aber Touchards in ihren Herzen ſchon die Erlaubnis, daß meine Mutter mich ſehen durfte, für eine ungeheure Gnade, ſo daß die Taſſe Kaffee, die ſie noch meiner Mutter ſchickten, in ihren Augen ſchon eine Art Großtat der Menſchenliebe war, die ihre Herzensbildung und europäiſche Fortgeſchrittenheit aufs ſchlagendſte bewies. Und nun hatte Mama gerade dieſe Taſſe Kaffee abgelehnt!

Ich wurde zu Touchard gerufen, und er ſagte mir, ich ſolle alle meine Hefte und Bücher nehmen und ſie meiner Mutter zeigen: „Damit ſie ſieht, wieviel Kenntniſſe Sie in meiner Anſtalt erworben haben". Antonina Waſſiljewna ſchob ſchmollend die Lippen vor und ſagte gekränkt und ſpöttiſch:

„Ihrer maman ſcheint unſer Kaffee nicht zugeſagt zu haben."

Ich ſuchte meine Hefte zuſammen und ging mit ihnen an allen „Grafen- und Senatorenſöhnen", die ſich im Klaſſenzimmer zuſammendrängten und meine Mutter und mich betrachteten, vorüber ins kleine Zimmer zu Mama, die mich erwartete. Und ſiehe da, ich fand ſogar Gefallen daran, Touchards Befehl mit buchſtäblicher Genauigkeit auszuführen. „Dies hier ſind Lektionen aus der franzöſiſchen Grammatik, dies hier ſind Diktate, dies hier ſind Konjugationen der Hilfszeitwörter avoir und être, dies hier iſt Geographie, Beſchreibungen der Hauptſtädte Europas und aller Weltteile" uſw. Ich erklärte ihr das alles wohl eine halbe Stunde lang oder noch länger, erklärte mit eintönigem Kinderſtimmchen, den

Blick ſittſam geſenkt. Ich wußte, daß Mama von den Wiſſenſchaften keine Ahnung hatte, vielleicht nicht einmal zu ſchreiben verſtand, aber gerade deshalb gefiel ich mir in meiner Rolle. Doch ermüden konnte ich ſie nicht: ſie hörte mir die ganze Zeit unverändert zu, ohne mich zu unterbrechen, und ſogar mit ungeheurer Aufmerkſamkeit, ja faſt Ehrfurcht, ſo daß es ſchließlich mir ſelbſt langweilig wurde und ich aufhörte; übrigens war ihr Blick traurig, und in ihrem Geſicht lag etwas Schmerzliches.

Endlich erhob ſie ſich, um fortzugehen; da kam aber gerade Touchard herein und erkundigte ſich bei ihr mit lächerlich wichtiger Miene, ob ſie mit den Fortſchritten ihres Sohnes zufrieden wäre. Mama wußte nicht, was ſie ſagen ſollte, ſtammelte irgend etwas und dankte ihm dann, und als auch Antonina Waſſiljewna herzukam, bat ſie ſie beide, mich, „den Waiſenknaben" doch nicht zu verlaſſen, „er iſt doch ſo gut wie verwaiſt, ſeien Sie ſeine Wohltäter ..." Und mit Tränen in den Augen verneigte ſie ſich vor ihnen, vor jedem beſonders und mit einer tiefen Verbeugung, ganz ſo, wie „einfache" Leute ſich verneigen, wenn ſie ſtolze Herrſchaften um irgend etwas bitten. Touchards hatten das offenbar nicht erwartet; Antonina Waſſiljewna war ſogar etwas gerührt und änderte wohl ihre Anſicht über die Ablehnung der Taſſe Kaffee. Touchard dagegen erwiderte mit noch größerer Wichtigkeit und nahezu ſelbſt ergriffen von ſo viel „Humanität" ſeinerſeits, daß er „zwiſchen den Kindern keinen Unterſchied mache, hier ſeien alle ſeine Kinder und er ihr Vater, und ich ſtände bei ihm faſt auf der gleichen Stufe mit Senatoren- und Grafenſöhnen, und das dürfe man nicht unterſchätzen" uſw. Mama verneigte ſich nur,

ſchien aber verwirrt zu ſein; ſchließlich wandte ſie ſich an mich und ſagte mit Tränen in den Augen: „Leb wohl, Jungchen!“

Und ſie küßte mich, das heißt, ich erlaubte ihr, mich zu küſſen. Sie hatte ſichtlich das Vergnügen, mich immer wieder zu küſſen, mich zu umfaſſen, an ſich zu drücken, aber war es nun, daß ſie ſich vor den Menſchen ſchämte, oder daß ein bitteres Gefühl ſich ihrer bemächtigte, oder daß ſie erriet, daß ich mich ihrer ſchämte, — jedenfalls ging ſie, nachdem ſie ſich nochmals vor Touchards verneigt hatte, eilig zur Tür. Ich ſtand und rührte mich nicht.

„Mais suivez donc votre mère,“ ſagte Antonina Waſſiljewna zu mir, „il n'a pas de coeur cet enfant!“

Touchard zuckte dazu nur mit den Achſeln, was natürlich ſo viel ſagte wie: „Du ſiehſt, ich behandle ihn doch nicht ohne Grund wie einen Bedienten.“

Ich folgte gehorſam meiner Mutter; wir traten auf die Treppe hinaus. Ich wußte, daß ſie jetzt alle durch das Fenſter uns nachſahen. Mama wandte ſich zur Kirche und bekreuzigte und verneigte ſich dreimal; ihre Lippen bebten. Vom Turm kam tiefer, volltönender Glockenklang, ſchlug ſicher an und ſummte. Mama wandte ſich zu mir zurück, und — da konnte ſie ſich nicht mehr bezwingen: ſie legte beide Hände auf meinen Kopf und brach in Tränen aus und weinte über meinem Haupt.

„Mamachen, nicht . . . ſchämen Sie ſich doch . . . Die anderen ſehen durch das Fenſter . . .“

Sie fuhr auf und ſagte eilig, ſich faſt überſtürzend:

„Ja, ich geh ſchon . . . Gott . . . Gott beſchütze dich . . . mögen die Engel dich behüten, die heilige Mutter Gottes und der heilige Nikolai, der Gottesknecht . . . Gott, lieber

Gott!“ murmelte ſie ſchnell und bekreuzigte mich immer wieder, immer wieder, als könne ſie in der Eile mich nicht genug ſegnen. „Mein Jungchen, du mein Lieber! Wart, Jungchen . . .“

Sie griff ſchnell mit der Hand in ihre Kleidertaſche und holte ein blaukariertes Tüchlein hervor, von dem ein Zipfel zu einem Knoten gebunden war, und ſie verſuchte eilig, dieſen Knoten zu löſen . . . es gelang ihr aber nicht . . .

„Nun, tut nichts, nimm's mit dem Tüchelchen: es iſt ganz ſauber, ſieh, vielleicht kannſt du's brauchen, es ſind vier Zwanziger drin, vielleicht haſt du mal ein bißchen Geld nötig, verzeih, Jungchen, mehr hab' ich gerade ſelber nicht . . . verzeih, Jungchen.“

Ich nahm das Tüchlein, wollte aber ſchon bemerken, daß wir von Herrn Touchard und Antonina Waſſiljewna alles bekämen, was wir brauchten und ich folglich nichts nötig hätte, doch ich unterdrückte dieſe Bemerkung und nahm das Tüchlein mit dem Gelde von ihr an.

Sie bekreuzigte mich noch einmal, flüſterte noch einmal ein Gebet, und auf einmal—auf einmal verneigte ſie ſich auch vor mir, ganz wie oben vor Touchards, — es war eine tiefe, langſame, lange Verneigung — nie werde ich das vergeſſen! Ich zuckte zuſammen und wußte ſelbſt nicht, warum. Was wollte ſie mit dieſer Verneigung ſagen? Wollte ſie vielleicht „ihre Schuld vor mir bekennen?“ wie ich mich ſpäter einmal fragte, lange nachher, — ich weiß es nicht. Damals aber ſchämte ich mich deshalb noch viel mehr; denn „die ſehen doch alles durch das Fenſter, und Lambert wird mich noch mehr hauen,“ dachte ich.

Endlich verließ ſie mich. Die Orangen und Lebkuchen hatten die Grafen- und Senatorenſöhne ſchon vor meiner Rückkehr verſpeiſt, und die vier Zwanziger nahm mir ſogleich Lambert weg: für dieſe achtzig Kopeken kauften ſie in der Konditorei Kuchen und Schokolade und aßen alles allein auf; mir boten ſie nicht einmal etwas an.

Es verging ein halbes Jahr, und der windige, regneriſche Oktober war gekommen. An meine Mutter dachte ich gar nicht mehr. Oh, damals war bereits Haß, dumpfer Haß gegen alles in mein Herz gedrungen und hatte es ganz durchtränkt; zwar bürſtete ich noch immer Touchards Kleider, aber ich haßte ihn ſchon aus aller Kraft, und mit jedem Tage wurde mein Haß noch größer. In dieſer Zeit machte ich mich einmal an einem trübſeligen Abend daran, ich weiß ſelbſt nicht warum, in meiner Schublade zu kramen, und da erblickte ich plötzlich in einer Ecke ihr blaukariertes Batiſttüchlein; es lag dort, wie ich es damals hineingeworfen hatte. Ich zog es hervor und betrachtete es mit einer gewiſſen Neugier: der eine Zipfel verriet noch deutlich den Knoten und hatte ſogar noch einen glatten runden Abdruck von der Größe eines Zwanzigers; übrigens legte ich das Tüchlein wieder an dieſelbe Stelle zurück und ſchob die Schublade zu. Es war am Abend vor einem Feiertage und die Glocke von der nahen St. Nikolaikirche läutete zur Meſſe. Die anderen Zöglinge waren ſchon nach dem Mittag nach Haus gefahren, nur Lambert war diesmal geblieben und blieb auch den ganzen Feiertag über da — aus irgendeinem beſtimmten Grunde hatte man ihn nicht abgeholt. Zwar ſchlug er mich noch wie früher, aber er machte mich damals auch ſchon in vielen Dingen zu ſeinem Vertrau-

ten, und als ſolchen hatte er mich nötig. Wir ſprachen den ganzen Abend von Piſtolen des Syſtems Lepage, von denen weder er noch ich jemals eine geſehen hatten, von tſcherkeſſiſchen Säbeln und wie man mit ihnen dreinhaut, und dann, wie ſchön es doch wäre, eine Räuberbande zu gründen, und zu guter Letzt ging Lambert wieder auf ſein Lieblingsthema über, auf die bewußten ſchändlichen Geſchichten, die ich, obſchon ich mich im geheimen darüber wunderte, doch ſehr gern anhörte. An dieſem Abend aber konnte ich ſie nicht mehr ertragen, und ich ſagte, ich hätte Kopfſchmerzen. Um zehn Uhr gingen wir zu Bett. Ich zog meine Decke über den Kopf und holte dann unter dem Kiſſen ihr blaues Tüchlein hervor: eine Stunde vorher hatte ich es, ich weiß nicht weshalb, wieder aus der Schublade geholt und, da unſere Betten ſchon aufgedeckt waren, unter mein Kopfkiſſen geſteckt. Ich drückte es gleich an mein Geſicht, und plötzlich begann ich es zu küſſen: „Mama, Mama," flüſterte ich, und die Erinnerung preßte mir wie ein Schraubſtock die Bruſt zuſammen. Ich ſchloß die Augen und ſah ihr Geſicht mit den bebenden Lippen, als ſie ſich vor der Kirche bekreuzigt und nachher über mir das Kreuz geſchlagen hatte, und ich, ich hatte in dieſem Augenblick zu ihr ſagen können: „Schämen Sie ſich doch . . . Die anderen ſehen durch das Fenſter!" „Mamachen, liebe Mama, einmal im Leben biſt du bei mir geweſen . . . Mamachen, wo biſt du jetzt, du liebe, du mein lieber Gaſt aus der Ferne? Denkſt du jetzt noch an deinen armen Jungen, zu dem du einmal gekommen biſt? . . . Zeig dich mir doch noch einmal, erſcheine mir wenigſtens im Traum, nur damit ich dir ſagen kann, wie ich dich liebe! Ich will dich nur umfaſſen und

deine blauen Augen küſſen, will dir nur ſagen, daß ich mich deiner jetzt gar nicht mehr ſchäme, daß ich dich auch damals ſchon liebte und mein Herz mir weh tat, als ich ſo dasaß wie ein Bedienter! Niemals wirſt du erfahren, Mama, wie ich dich damals geliebt habe! Mamachen, wo biſt du jetzt? Hörſt du mich? Mama, liebe Mama, weißt du noch, wie das Täubchen dort in der Dorfkirche durch die Kuppel flog?"

„Zum Teufel . . . Was fehlt ihm, daß er einen nicht ſchlafen läßt!" brummte Lambert wütend in ſeinem Bett. „Wart nur, ich werde dich . . .!" Er ſpringt aus dem Bett, kommt zu mir gelaufen und will mir die Bettdecke wegreißen, ich aber habe mich ganz in ſie hineingewickelt und halte ſie krampfhaft feſt.

„Er heult! Was weinſt du, Dummkopf? So'n Schaf! Da haſt du eins!" — und er haut mich, haut mich immer ſtärker, auf den Rücken, in die Seite, die Schläge werden immer ſchmerzhafter und . . . und auf einmal ſchlage ich die Augen auf . . .

Der Morgen graut ſchon, auf dem Schnee und an der Mauer blitzen weiße Eisnadeln . . . Ich ſitze zuſammengekauert, halb noch bewußtlos, halb erfroren in meinem Pelz, und über mich beugt ſich jemand, weckt mich, ſchimpft dabei laut und ſtößt mich mit der Fußſpitze ſchmerzhaft in die Seite. Ich ſehe auf: es iſt ein Herr in einem koſtbaren Bärenpelz, auf dem Kopf eine Zobelmütze; er hat ſchwarze Augen, einen pechſchwarzen gepflegten Backenbart, eine gebogene Naſe, blendend weiße Zähne, ein weißes Geſicht und rote Wangen: faſt ein Maskengeſicht . . . Er beugt ſich ganz nah zu mir herab, und bei jedem Wort fliegt ſein Atem in der Kälte wie Dampf.

„Erfroren! Teufel! Beſoffene Fratze! Steh auf, erfrierſt ſonſt wie ein Hund, ſteh auf! Steh auf!"
„Lambert!" ſchreie ich.
„Wer biſt du?"
„Dolgoruki!"
„Zum Teufel, was für ein Dolgoruki?"
„E i n f a ch Dolgoruki! . . . Bei Touchard . . . Der, dem du im Reſtaurant die Gabel in den Schenkel geſtoßen haſt!"
„Ha—a—a!" ruft er aus und lächelt, ſich erinnernd, ein langes, verwundertes Lächeln (ſollte er mich wirklich vergeſſen haben?) „Ha! alſo du biſt es, du!"
Er hilft mir aufſtehen, ſtellt mich auf die Füße; ich kann kaum ſtehen, kaum mich bewegen, er führt mich, ſtützt mich mit dem Arm. Er ſieht mir in die Augen, ſcheint nachzudenken, um ſich zu erinnern und horcht aufmerkſam auf mein Geſtammel, und ich ſtammle ununterbrochen und ſo ſchnell ich kann, und ich bin ſo froh, ſo froh, daß ich ſprechen kann, und bin froh, daß es gerade Lambert iſt. Erſchien er mir nun als mein „Retter", oder klammerte ich mich deshalb ſo an ihn, weil ich ihn in dem Augenblick für einen Menſchen aus einer anderen Welt hielt, — ich weiß es nicht, ich dachte nicht darüber nach, — ich hielt mich an ihm feſt, ohne mir Rechenſchaft zu geben, warum und weshalb ich es tat. Ich weiß auch nicht, was ich ſprach, ich erinnere mich keines Wortes, doch es wird wohl nichts Vernünftiges geweſen ſein; denn ich konnte ja kaum ein Wort verſtändlich hervorbringen; aber er war ganz Ohr. Irgendwo erblickte er einen Schlitten, rief den Kutſcher an, und wenige Minuten ſpäter ſaß ich in einem warmen Zimmer.

III.

Jeder Menſch, wer er auch ſei, hat unter ſeinen Erinnerungen ſicherlich eine an ein beſonderes Erlebnis, das er für etwas mehr oder weniger Phantaſtiſches, Außergewöhnliches, wenn nicht gar Wunderbares hält oder zu halten geneigt iſt, gleichviel, ob das nun ein Traum, eine Begegnung, eine Weisſagung oder eine Vorahnung oder ſonſt etwas von der Art iſt. Ich für mein Teil bin auch heute noch geneigt, mein Zuſammentreffen damals mit Lambert für ein Ereignis von nahezu myſtiſcher Bedeutung zu halten ... wenigſtens was die Umſtände und die Folgen des Zuſammentreffens anbelangt. Übrigens war dabei von ſeiner Seite alles auf die natürlichſte Weiſe zugegangen: er war ganz einfach von ſeiner nächtlichen Beſchäftigung (welcher Art dieſelbe war, ſoll ſpäter erklärt werden) halbbetrunken nach Hauſe gegangen, und als er in dieſer Querſtraße beim Tor einen Augenblick ſtehengeblieben war, hatte er mich erblickt. In Petersburg hielt er ſich erſt ſeit kurzer Zeit auf.

Das Zimmer, in das er mich gebracht hatte, war ein nicht großes, ſpärlich möbliertes Petersburger Chambre garnie mittlerer Güte. Das ſtach inſofern von ihm ab, als ſeine Kleider wirklich gut und teuer waren. Auf dem Fußboden ſtanden zwei kleine Koffer, die erſt zur Hälfte ausgepackt waren. Eine Ecke des Zimmers war durch einen Schirm abgeteilt, hinter dem ein Bett ſtand.

„Alphonſine!“ rief Lambert.

„Préſente!“ antwortete hinter dem Schirm eine plärrende Frauenſtimme mit deutlichem Pariſer Akzent, und es dauerte nicht länger als höchſtens zwei Minuten, da hüpfte hinter dem Schirm Mademoiſelle Alphonſine her-

vor, die gerade aus dem Bett kam und ſchnell in ein paar Kleidungsſtücke und in eine Morgenjacke geſchlüpft war, — ein ſonderbares Geſchöpf, lang und mager wie ein Holzſpan, brünett, mit einer langen Taille, einem langen Geſicht, unruhigen Augen und eingefallenen Wangen, — ein furchtbar verlebtes Frauenzimmer!

„Schnell!“ rief Lambert (ich überſetze, er ſprach Franzöſiſch mit ihr), „die Leute hier müſſen ihre Teemaſchine ſchon aufgeſtellt haben, — ſchnell heißes Waſſer, Rotwein und Zucker, auch ein Glas, aber ſchnell, er iſt beinah erfroren ... Er iſt mein Schulkamerad ... er hat die Nacht draußen im Schnee zugebracht ...“

„Malheureux!“ rief ſie aus und ſchlug mit einer theatraliſchen Gebärde die Hände zuſammen.

„Still! Wirſt du wohl ...!“ ſchrie Lambert ſie drohend an, wie einen Hund; ſie unterließ ſofort alle weiteren Gebärden und lief hinaus, um ſeinem Befehl nachzukommen.

Er beſah und betaſtete mich, fühlte mir auch den Puls, legte die Hand auf meine Stirn, an meine Schläfen. „Unbegreiflich iſt mir,“ brummte er, „daß du nicht erfroren biſt ... Allerdings warſt du ganz im Pelz, auch dein Kopf war zugedeckt, hockteſt da wie in einer Pelzhöhle ...“

Das heiße Getränk tat mir gut, ich ſchluckte gierig und fühlte mich ſogleich wie neubelebt; ich begann auch gleich wieder zu ſprechen, zuſammenhanglos ſtammelnd. Ich ſaß halb liegend in der Diwanecke und ſprach unaufhörlich, ſprach atemlos, aber was ich ſprach, deſſen entſinne ich mich wiederum faſt gar nicht, und manches habe ich ſogar vollſtändig vergeſſen, weshalb in meiner Erinne-

rung an dieſe Stunden große Lücken ſind. Wie geſagt: wieviel er von meinem Gerede verſtanden hat, das weiß ich nicht, aber eines iſt mir nachher doch ganz klar geworden: ſoviel wird er immerhin verſtanden haben, daß er in der Begegnung mit mir ſogleich die Möglichkeit eines Vorteils für ſich erſpäht hat ... Ich werde ſpäter noch darauf zurückkommen, was für eine Berechnung er damals hat machen können.

Nach dem heißen Getränk wurde ich nicht nur ſehr geſprächig, ſondern zeitweiſe ſogar fröhlich. Ich erinnere mich noch, wie die Sonne auf einmal ins Zimmer ſchien, als die Stores hinaufgezogen wurden, wie das Feuer im Ofen praſſelte, nachdem jemand ihn angeheizt hatte — aber wer das getan hatte und wann und wie, das weiß ich alles nicht mehr. Auch erinnere ich mich eines auffallend kleinen ſchwarzen Bologneſerhündchens, das Mademoiſelle Alphonſine im Arm hielt und kokett an ihr Herz drückte. Dieſes Hündchen gefiel mir ſo ausnehmend, daß ich ſogar zu erzählen aufhörte und mich zweimal vorbeugte, ich glaube, um das Tierchen zu ſtreicheln, aber das mißfiel Lambert, und auf einen Wink von ihm zog Alphonſina ſich mitſamt dem Hündchen ſofort hinter den Schirm zurück.

Er ſelbſt war auffallend ſchweigſam, ſaß mir gegenüber, hatte ſich ſogar ſtark zu mir vorgebeugt und hörte mir geſpannt zu; hin und wieder erſchien langſam ein Lächeln auf ſeinem Geſicht, und er lächelte lange und kniff dabei die Augen zuſammen, als ſuche er hinter den Zuſammenhang des Gehörten zu kommen; jedenfalls ſchien er angeſtrengt nachzudenken. Das einzige, weſſen ich mich von meiner Erzählung noch ganz klar erinnere, iſt, daß ich

mich, als ich ihm von dem „Dokument" erzählte, auf keine Weiſe verſtändlich auszudrücken und die Geſchichte zuſammenhängend wiederzugeben vermochte, und daß ich dabei an ſeinem Geſicht ſah, wie gern er dieſe wirre Geſchichte verſtanden hätte, bis er mich ſchließlich ſogar mit einer Frage unterbrach; das war inſofern ein Wagnis, als ich, ſobald ich unterbrochen wurde, von etwas ganz anderem weiterſprach und das früher Erzählte vergaß. Wie lange wir ſo geſeſſen und geſprochen haben, weiß ich nicht und kann ich mir nicht einmal denken. Plötzlich ſtand er auf und rief Alphonſine.

„Er braucht Ruhe; vielleicht wird man auch nach dem Arzt ſchicken müſſen. Was er verlangt — das muß alles ſofort getan werden, das heißt ... vous comprenez, ma fille? Vous avez de l'argent, nicht? Da!"

Er gab ihr einen Zehnrubelſchein und flüſterte noch ziemlich lange mit ihr. Ich hörte nur, wie er zwiſchendurch immer wieder „vous comprenez? vous comprenez?" fragte. Er ſchien ihr etwas einzuſchärfen, drohte ihr dabei mit dem Finger und runzelte mit ſtrengem Geſicht die Brauen.

Ich ſah, daß ſie furchtbare Angſt vor ihm hatte.

„Ich komme bald wieder, du aber mußt dich jetzt erſt ausſchlafen," ſagte er darauf mit einem Lächeln zu mir und nahm ſeine Mütze.

„Mais vous n'avez pas dormi du tout, Maurice!" rief Alphonſine pathetiſch.

„Taisez-vous, je dormirai après."

Damit ging er hinaus.

„Sauvée!" flüſterte ſie mir zu und deutete mit pathetiſch ausgeſtrecktem Arm ihm nach.

„Monſieur, Monſieur!“ fuhr ſie gleich darauf fort, zu deklamieren und ſtellte ſich großartig mitten im Zimmer vor mir auf, „jamais homme ne fut si cruel, si Bismarck que cet être, qui regarde une femme comme une saleté de hasard. Une femme, qu'est-ce que c'est que ça dans notre époque? ‚Tue la!‘ voilà le dernier mot de l'Académie française!“

Ich ſah ſie erſtaunt an; vor meinen Augen verdoppelte ſich alles, ich glaubte ſchon zwei Alphonſinen vor mir zu ſehen ... Plötzlich bemerkte ich, daß ſie weinte: ich fuhr zuſammen und wurde mir bewußt, daß ſie ja ſchon ſehr lange zu mir ſprach, und ich folglich geſchlafen haben mußte, wenn ich nicht bewußtlos geweſen war.

„... Hélas! de quoi m'aurait-il servi de le découvrir plus tôt,“ rief ſie, „et n'aurais-je pas autant gagné à tenir ma honte cachée toute ma vie? Peut-être, n'est-il pas honnête à une demoiselle de s'expliquer si librement devant monsieur, mais enfin je vous avoue que s'il m'était permis de vouloir quelque chose, oh, ce serait de lui plonger au cœur mon couteau, mais en détournant les yeux, de peur que son regard exécrable ne fît trembler mon bras et ne glaçât mon courage! Il a assassiné ce pope russe, monsieur, il lui arracha sa barbe rousse pour la vendre à un artiste en cheveux au pont des Maréchaux, tout près de la Maison de monsieur Andrieux — hautes nouveautés, articles de Paris, linge, chemises, vous savez, n'est-ce pas? .. Oh, monsieur, quand l'amitié rassemble à table épouse, enfants, sœurs, amis, quand une vive allégresse enflamme mon cœur, je vous demande, monsieur: est-il bonheur préférable à celui dont tout

jouit? Mais il rit, monsieur, ce monstre exécrable et inconcevable et si ce n'était pas par l'entremise de monsieur Andrieux, jamais, oh, jamais je ne serais ... Mais quoi, monsieur, qu'avez vous, monsieur?"
Sie eilte auf mich zu: ich werde wohl vor Fieber oder Froſt gezittert haben, oder vielleicht war es ein Ohnmachtsanfall. Ich kann gar nicht ſagen, was für einen bedrückenden, krankhaften Eindruck dieſes halbverrückte Geſchöpf auf mich machte. Vielleicht glaubte ſie, ſie müſſe mich zerſtreuen — wenn Lambert ihr das nicht ausdrücklich befohlen hatte; wenigſtens verließ ſie mich keinen Augenblick. Vielleicht war ſie einmal beim Theater geweſen; ſie deklamierte entſetzlich, drehte und bewegte ſich ohne Unterlaß, und das Sprechen nahm bei ihr überhaupt kein Ende, während ich ſchon lange verſtummt war. Soweit ich ihr Geſchwätz verſtanden habe, war ſie auf irgendeine Weiſe mit der Maison de monsieur Andrieux — hautes nouveautés, articles de Paris, etc." eng verknüpft, ja vielleicht war ſie ſogar aus dieſer Maison de monsieur Andrieux hervorgegangen; nun aber war ſie auf ewig von dieſem monsieur Andrieux getrennt worden, und zwar durch dieſes monstre furieux et inconcevable, und darin beſtand nun die Tragödie ... Sie weinte fürchterlich, aber mir ſchien, daß ſie ſich nur verſtellte und eigentlich gar nicht daran dachte, wirklich zu weinen; manchmal ſchien es mir, daß ſie gleich auseinanderfallen werde wie ein Skelett. Sie ſprach mit einer ſeltſam gequetſchten, tremolierenden Stimme; das Wort préférable ſprach ſie zum Beiſpiel „préfér—a—able" aus, und das a blökte ſie wie ein Schaf. Einmal ſah ich, als ich gerade zu mir kam und wieder die Augen auf-

ſchlug, daß ſie mitten im Zimmer eine Pirouette machte, aber ſie tanzte dabei nicht etwa, ſondern dieſe Pirouette gehörte auch auf irgendeine Weiſe zu der Erzählung und ſollte die Sache wohl nur anſchaulicher machen. Plötzlich eilte ſie zu dem alten, kleinen, ganz verſtimmten Pianino, das an einer Wand ſtand, klimperte und begann zu ſingen. Wahrſcheinlich bin ich dann wieder eingeſchlafen oder eine Zeitlang bewußtlos geweſen, aber da bellte das Bologneſerhündchen, und ich erwachte: das Bewußtſein kehrte mir für kurze Zeit mit voller Klarheit zurück und ließ mich alles deutlich in hellem, klarem Licht erkennen; ich erſchrak und ſprang auf.

„Lambert, ich bin bei Lambert!“ dachte ich, griff ſchnell nach meiner Mütze und ſtürzte zu meinem Pelz.

„Où allez-vous, monsieur?“ rief Alphonſina erſchrocken und eilte zu mir, um mich feſtzuhalten.

„Ich will fort, ich will hinaus! Laſſen Sie mich, halten Sie mich nicht feſt . . .“

„Oui, monsieur! Oh oui, je comprends!“ nickte Alphonſina und lief ſelbſt voraus, um mir die Tür zum Korridor zu öffnen. „Mais ce n'est pas loin, monsieur, ce n'est pas loin du tout, ça ne vaut pas le peine de mettre votre manteau, c'est ici près, monsieur!“ rief ſie mir zu.

Ich bog aber, als ich auf den Korridor trat, ſchnell nach rechts.

„Par ici, monsieur, c'est par ici!“ ſchrie ſie aus Leibeskräften und klammerte ſich mit ihren langen knochigen Fingern an meinen Pelz, und mit der anderen Hand wies ſie nach links in den Korridor, irgendwohin, wohin ich gar nicht wollte.

Ich riß mich los und lief durch die Tür am Ende des Korridors auf die Treppe hinaus.

„Il s'en va, il s'en va!“ kreiſchte Alphonſina hinter mir drein und rannte mir nach. „Mais il me tuera, monsieur, il me tuera!“

Aber ich war ſchon auf der Treppe, und es gelang mir, obgleich ſie mir noch auf die Treppe nachſtürzte, die Haustür zu öffnen, mich auf die Straße zu retten und in den erſten beſten Schlitten zu ſpringen. Dem Kutſcher nannte ich Mamas Adreſſe ...

IV.

Aber das Bewußtſein, das für einen Augenblick hell geworden war, erloſch ſehr ſchnell wieder. Kaum, kaum erinnere ich mich noch deſſen, wie ich heimfuhr und dann zu Mama hineingeführt wurde, dann aber trat bei mir ſchon vollſtändige Bewußtloſigkeit ein. Am folgenden Tage ſoll ich, wie man mir ſpäter erzählt hat, auf kurze Zeit wieder zu mir gekommen ſein (übrigens habe auch ich noch einiges von dieſem Tage behalten). Ich erinnere mich, wenn auch nur unklar, daß ich mich in Werſſiloffs Zimmer auf ſeinem Diwan befand; erinnere mich der Geſichter Werſſiloffs, Mamas, Liſas, erinnere mich ſogar noch genau daran, daß Werſſiloff mir irgend etwas von Serſchtſchikoff und dem Fürſten erzählte, mir immer wieder einen Brief zeigte, mir zuredete und mich zu beruhigen ſuchte. Später haben ſie mir erzählt, ich hätte angſtvoll nach einem Lambert gefragt und immer geſagt, ein Hündchen belle. Aber das ſchwache Licht des Bewußtſeins erloſch bald: am Abend dieſes zweiten Tages hatte

ich schon hohes Fieber und phantasierte. Doch ich will nicht den Ereignissen vorgreifen und zunächst das erzählen, was inzwischen geschehen war, und wovon ich noch nichts wußte:

Als ich an jenem Abend Serschtschikoffs Spielzirkel verlassen hatte, und man dort wieder ruhiger geworden war, hatte Serschtschikoff nach dem Wiederbeginn des Spiels auf einmal mit lauter Stimme erklärt, es wäre ein bedauernswerter Irrtum geschehen: die vermißten vierhundert Rubel hätten sich unter dem anderen Gelde gefunden, und die Rechnung der Bank stimme mit dem vorhandenen Gelde vollkommen überein. Da war denn der Fürst, der den Saal noch nicht verlassen hatte, auf Serschtschikoff zugetreten und hatte von ihm in sehr bestimmtem Tone verlangt, daß er meine Unschuld sofort vor allen Anwesenden bezeuge und sich außerdem schriftlich bei mir entschuldige. Serschtschikoff fand diese Forderung durchaus gerechtfertigt und gab dem Fürsten in Gegenwart aller sein Wort darauf, daß er am nächsten Tage an mich schreiben, den Sachverhalt klarlegen und in aller Form seine Entschuldigung aussprechen werde. In der Tat erhielt Werssiloff, dessen Adresse der Fürst angegeben hatte, am nächsten Tage von Serschtschikoff einen Brief an mich und außerdem noch über tausenddreihundert Rubel, die mir gehörten und von mir auf dem Spieltisch vergessen worden waren. So war denn der peinigende Zwischenfall im Spielzirkel abgetan: diese freudige Nachricht trug später, als ich mein Bewußtsein wiedererlangt hatte, unendlich viel zu meiner Genesung bei.

Der Fürst aber hatte, nachdem er aus dem Spielzirkel heim-

gekehrt war, noch in derſelben Nacht zwei Briefe geſchrieben: den einen an mich, den anderen an ſein ehemaliges Regiment, bei dem er die Geſchichte mit dem Kornett Stepanoff gehabt hatte. Beide Briefe hatte er am nächſten Morgen abgeſchickt. Darauf hatte er einen Rapport abgefaßt und mit dieſem Rapport in der Hand ſich ſchon am frühen Morgen zu ſeinem Regimentskommandeur begeben, um ihm zu melden, daß er ein Staatsverbrecher ſei und ſich als Mitbeteiligter an der Fälſchung der und der Aktien dem Gericht ſtelle und bitte, das Verfahren gegen ihn einzuleiten. Damit hatte er ihm den Rapport eingehändigt, in dem das alles ſchriftlich dargelegt war. Er wurde verhaftet.

Hier iſt der Brief, den er in jener Nacht an mich geſchrieben hat:

Teuerſter Arkadi Makarowitſch!

Da ich es mit einem lakaienhaften „Ausweg" verſucht habe, habe ich ſomit das Recht verloren, mich auch nur ein wenig mit dem Gedanken zu tröſten, daß auch ich mich ſchließlich zu einer mutigen Tat habe entſchließen können. Ich bin ſchuldig vor meinem Vaterlande und dem ganzen Geſchlecht der Fürſten Sſokolski, und als der Letzte des Geſchlechts richte ich mich ſelbſt. Ich verſtehe nicht, wie ich mich an den niedrigen Gedanken der Selbſterhaltung habe klammern und eine Zeitlang daran denken können, mich mit Geld von ihnen loszukaufen! Vor meinem Gewiſſen wäre ich doch ewig ein Verbrecher geblieben. Und ſelbſt wenn dieſe Leute mir die kompromittierenden Briefe zurückgegeben hätten, ſie hätten mich doch mein ganzes

Leben lang nicht in Ruh gelaſſen! Was blieb mir übrig: mit ihnen zu leben, mein Lebtag an ſie gefeſſelt, mit ihnen unter einer Decke zu ſein — das war's, was mich erwartete! Dieſes Leben konnte ich nicht annehmen und habe ſchließlich doch ſo viel Kraft in mir gefunden oder vielleicht auch nur Verzweiflung, um ſo zu handeln, wie ich jetzt handle.

Ich habe an meine ehemaligen Regimentskameraden geſchrieben und Stepanoff rehabilitiert. In dieſer Handlungsweiſe liegt keineswegs eine Sühne und kann auch gar keine liegen: das iſt ja nur das Teſtament eines Menſchen, der morgen ein Toter iſt. Nur ſo iſt das aufzufaſſen.

Verzeihen Sie mir, daß ich geſtern im Spielſaal nicht für Sie einſtand; es geſchah das, weil ich in dem Augenblick Ihrer nicht ſicher war. Jetzt, da ich ſchon ein toter Menſch bin, kann ich ſogar das eingeſtehen ... aus jener Welt.

Arme Liſa! Sie weiß noch nichts von dieſem Entſchluß; möge ſie ſelbſt entſcheiden, ob ſie mich verurteilen ſoll. Ich kann mich nicht rechtfertigen und finde nicht einmal Worte, um ihr auch nur das geringſte zu erklären. Sie, Arkadi Makarowitſch, ſollen auch noch erfahren, daß ich ihr geſtern früh, als ſie zum letztenmal bei mir war, auch meinen Betrug aufgedeckt und ihr geſagt habe, daß ich zu Anna Andrejewna gefahren war, um dieſer einen Antrag zu machen. Ich konnte das nicht auf meinem Gewiſſen behalten, nachdem ich meinen letzten Entſchluß ſchon gefaßt hatte, als ich ihre Liebe zu mir ſah; und ſo geſtand ich es ihr. Sie vergab mir, vergab mir alles, aber ich glaubte ihr nicht; eine ſolche Ver-

gebung gibt es nicht; ich an ihrer Stelle könnte das nicht vergeben.

Vergeſſen Sie mich nicht ganz.

Ihr unglücklicher letzter

Fürſt Sſokolski.

Ich lag neun Tage lang bewußtlos.

Dritter Teil

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

I.

Jetzt — von etwas ganz anderem.

Ich kündige zwar immer an: „von etwas anderem, etwas anderem", und doch rede ich nach wie vor immer nur von mir. Dabei habe ich ſchon tauſendmal erklärt, daß ich keineswegs mich ſelbſt ſchildern will: das wollte ich ſogar unbedingt vermeiden, als ich dieſe Aufzeichnungen begann. Ich verſtehe doch, daß ich dem Leſer völlig gleichgültig bin. Ich ſchildere andere und wollte ja von Anfang an nur andere ſchildern, nicht mich, und wenn nun meine Perſon doch immer wieder dazwiſchen kommt — ſo iſt das nur ein bedauerliches Mißlingen meiner Abſicht, da ich es eben auf keine Weiſe vermeiden kann, wie ſehr ich es auch möchte. Vor allem ärgert mich, daß ich, wenn ich meine eigenen Erlebniſſe mit ſolchem Eifer beſchreibe, damit ſelbſt den Anlaß gebe, von mir zu denken, ich wäre jetzt noch ganz derſelbe, der ich damals war. Aber der Leſer dürfte ſich erinnern, daß ich ſchon mehr als einmal ausgerufen habe: „Oh, wenn ich das Geſchehene doch umändern und ganz von neuem anfangen könnte!" So etwas hätte ich doch nicht ausgerufen, wenn ich inzwiſchen nicht ein vollſtändig anderer Menſch geworden wäre. Das leuchtet wohl ein; und wenn ſich einer nur vorſtellen könnte, wie zuwider mir ſchon alle dieſe Entſchuldigungen und Vorreden ſind, die ich gezwungen bin, alle Augenblicke einzuflechten, ſogar jetzt noch, mitten in meine Aufzeichnungen hinein!

Zur Sache!

Nachdem ich neun Tage lang bewußtlos dagelegen hatte,

erwachte ich als ein Wiedergeborener, doch nicht als ein Gebeſſerter; übrigens war meine Wiedergeburt ziemlich dumm und natürlich nicht das, was man im weiteren Sinne darunter verſteht; wenn ſie jetzt geſchähe, würde ſie vielleicht ganz etwas anderes ſein. Meine Idee, das heißt, mein Gefühl, beſtand wiederum (wie ja ſchon tauſendmal vorher) nur darin, daß ich von allen dieſen Menſchen fort wollte, diesmal aber unbedingt, und nicht mehr ſo, wie früher, da ich mich tauſendmal vor die Entſcheidung geſtellt und mich doch immer nicht endgültig hatte entſcheiden können! Rächen wollte ich mich an keinem, darauf gebe ich mein Ehrenwort, — obſchon ich von ihnen allen beleidigt worden war. Ich wollte einfach weggehen von ihnen, ohne Haß, ohne Verwünſchungen; ich wollte eigene Kraft zeigen, wirklich eigene Kraft, die von keinem von ihnen und niemand in der ganzen Welt abhing; hatte ich mich doch mit allem in der Welt beinahe ſchon ausgeſöhnt! Dieſer Zukunftstraum war damals nicht ein Gedanke, den ich erwog, ſondern nur eine Empfindung, der ich einfach ausgeliefert war. Solange ich im Bette lag, wollte ich dieſe Empfindung nicht einmal zu formulieren verſuchen. Ich lag in Werſſiloffs Zimmer, das man zu meiner Krankenſtube gemacht hatte, und erkannte mit Schmerz, wie kraftlos ich war: da lag ja nur noch ein Strohhälmchen, aber nicht ein Menſch, ein Strohhälmchen auch dann, wenn ich nicht krank geweſen wäre, — und oh, wie mich das kränkte! Doch ſiehe da, aus der tiefſten Tiefe meines Weſens erhob ſich ein Proteſt dagegen, und mir verging der Atem vor einem eigenen Gefühl unendlich geſteigerten Hochmuts und maßloſer Überhebung. Ich kann mich in mei-

nem ganzen Leben keiner Zeit erinnern, wo ich von so anmaßenden Gefühlen erfüllt gewesen wäre, wie in jenen ersten Tagen meiner Genesung, d. h. wie gerade damals, als ich wie ein Strohhälmchen im Bett lag.

Aber fürs erste schwieg ich und nahm mir sogar vor, vorläufig noch über nichts nachzudenken. Ich sah ihnen immer nur in die Gesichter und bemühte mich, aus ihren Gesichtern alles zu erraten, was ich wissen wollte. Ich sah es ihnen an, daß auch sie mich nicht ausfragen und nicht neugierig sein wollten, und nach Möglichkeit nur von Nebensächlichem sprachen. Das gefiel mir, und zu gleicher Zeit erbitterte es mich wieder; diesen Widerspruch will ich nicht weiter erklären. Lisa sah ich seltener als Mama, wenn sie auch täglich zu mir hereinkam, gewöhnlich sogar zweimal am Tage. Aus einzelnen Bruchstücken ihrer Unterhaltung, die ich dann und wann auffing, und auch aus ihrem ganzen Gebaren schloß ich, daß Lisa wohl sehr viel zu tun hatte und wegen ihrer eigenen Angelegenheiten sogar sehr oft und stundenlang nicht zu Hause war: aber schon in dieser Möglichkeit, daß *sie* „eigene Angelegenheiten" hatte, lag für mich gleichsam etwas Kränkendes. Übrigens waren das alles nur krankhafte, rein physiologische Empfindungen, die zu beschreiben sich nicht lohnt. Auch Tatjana Pawlowna kam fast täglich zu mir, und obgleich sie durchaus nicht zärtlich zu mir war und noch nicht einmal besonders rücksichtsvoll, so schimpfte sie doch nicht wie früher. Gerade das aber ärgerte mich fürchterlich, weshalb ich ihr schließlich ins Gesicht sagte: „Sie, Tatjana Pawlowna, Sie sind wahrhaftig, wenn Sie nicht schimpfen, geradezu sträflich langweilig!" — „So, dann komm ich überhaupt nicht

mehr zu dir," verſetzte ſie kurz und ging. Ich aber war froh, daß ich wenigſtens eine hinausgejagt hatte.

Beſonders quälte ich Mama, und über ſie ärgerte ich mich am meiſten. Es ſtellte ſich bei mir ein mächtiger Hunger ein, und ich murrte fortwährend darüber, daß ich mein Eſſen zu ſpät bekäme (dabei bekam ich es niemals zu ſpät). Mama wußte nicht, wie ſie es mir recht machen ſollte. Einmal brachte ſie mir die Suppe und begann, wie ſie das gewöhnlich tat, ſelbſt mich mit dem Löffel zu füttern, ich aber murrte die ganze Zeit und hatte an allem etwas auszuſetzen. Plötzlich ärgerte ich mich über mich ſelbſt, weil ich ſo unausſtehlich war: „Sie iſt vielleicht der einzige Menſch, den ich wirklich liebe," ſagte ich mir, „und dabei quäle ich gerade ſie!" Aber meine Bosheit ließ deshalb nicht nach, und auf einmal brach ich vor lauter Wut in Tränen aus, ſie aber, die Arme, dachte wohl, ich weinte vor Rührung und beugte ſich über mich und begann mich zu küſſen. Ich biß die Zähne zuſammen und hielt es aus, ſo gut es ging, aber ich haßte ſie in dieſem Augenblick wirklich. Und doch habe ich Mama immer liebgehabt, und auch damals liebte ich ſie und haßte ſie gar nicht, es geſchah nur das, was immer geſchieht: wen man am meiſten liebt, den kränkt man am eheſten.

Wirklich gehaßt habe ich in jenen erſten Tagen nur den Arzt. Es war das ein noch junger Mann, der mit aufgeblaſener Miene in ſehr ſcharfem Tone und ſogar recht unhöflich zu reden pflegte. Dieſe Leute tun wahrhaftig immer ſo, als hätten ſie erſt geſtern und ganz unerwartet etwas Beſonderes erfahren, was außer ihnen, den Wiſſenſchaftlern, noch niemand weiß; dabei haben ſie aber in

Wirklichkeit überhaupt nichts erfahren. Doch so ist ja der Durchschnitt und die „Gasse" immer. Ich ertrug das lange genug, aber schließlich riß mir die Geduld, und ich erklärte ihm in Gegenwart aller, daß er sich ganz umsonst herbemühe, da ich auch ohne seinen Beistand gesund werden würde; daß er, obgleich er sich den Anschein eines aufgeklärten Menschen zu geben suche, doch voll von Vorurteilen sei und nicht einmal das begreife, daß die Medizin allein noch nie einen Menschen geheilt habe; und ich fügte hinzu, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach vollständig ungebildet wäre, „wie das ja bei uns jetzt alle diese Techniker und Spezialisten sind, die neuerdings die Nase so schrecklich hoch tragen". Der Doktor fühlte sich sehr beleidigt (damit allein bewies er schon, was für ein Mensch er war), stellte aber trotzdem seine Besuche nicht ein. Da erklärte ich Werssiloff, daß ich, wenn der Doktor seine Besuche nicht einstellte, ihm irgend etwas noch zehnmal Unangenehmeres sagen würde. Werssiloff meinte daraufhin nur, daß man sich wohl kaum etwas ausdenken könnte, was auch nur zweimal unangenehmer wäre als das, was ich schon gesagt hatte, geschweige denn etwas zehnmal Unangenehmeres. Es freute mich, daß er das bemerkt hatte.

Nein, was das doch für ein Mensch ist! Ich meine Werssiloff. Er, nur er allein, war an allem schuld — und dennoch: nur über ihn allein ärgerte ich mich damals nicht. Es war nicht nur sein Verhalten zu mir, das mich bestach. Ich glaube, wir fühlten damals beide, daß wir uns gegenseitig viele Erklärungen schuldeten . . . und daß es gerade deshalb das beste war, nichts zu erklären. Es ist wirklich ungemein angenehm, in solchen Lebens-

lagen auf einen klugen Menſchen zu ſtoßen! Ich habe ſchon im zweiten Teil meiner Aufzeichnungen vorgreifend erwähnt, daß er mir ſehr kurz und klar alles von dem Brief des Fürſten an mich, von Serſchtſchikoff und meiner Rehabilitierung durch ihn uſw., mitgeteilt hatte. Da ich mir aber vorgenommen hatte, zu ſchweigen, ſo ſtellte ich an ihn nur ganz trocken zwei, drei kurze Fragen, auf die er mir wiederum klar und genau antwortete, ohne alle überflüſſigen Worte und, was das beſte war, ohne überflüſſige Gefühle. Gerade damals fürchtete ich nichts ſo ſehr, wie überflüſſige Gefühle.

Von Lambert ſchweige ich, aber der Leſer wird natürlich ſchon erraten haben, daß ich nur zu oft an ihn dachte. In meinen Fieberdelirien hatte ich mehrmals von ihm geſprochen; aber als man mir dann ſagte, ich hätte laut phantaſiert, erſchrak ich und verſuchte dahinterzukommen, was ſie denn gehört haben konnten; doch ich gewann ſehr bald die Überzeugung, daß ſie von Lambert nichts wußten, auch Werſſiloff nicht. Das freute mich und meine Angſt verging. Später jedoch erfuhr ich zu meinem Erſtaunen, daß ich mich darin getäuſcht hatte: Lambert war bereits während meiner Bewußtloſigkeit dageweſen, nur hatte Werſſiloff mir dies verſchwiegen, und ſo konnte ich damals in dem Glauben leben, Lambert hätte mich ſchon vollſtändig vergeſſen. Nichtsdeſtoweniger dachte ich oft an ihn, ja, noch mehr als das: ich dachte nicht nur ganz ohne Widerwillen an ihn, nicht nur mit einer gewiſſen Neugier, ſondern ſogar mit wirklichem Intereſſe, als hätte ein Vorgefühl mir geſagt, daß meine Bekanntſchaft mit ihm meinen neuen, im Entſtehen begriffenen Plänen zuſtatten kommen könnte. Jedenfalls

beſchloß ich, den Fall Lambert als erſtes zu überdenken, ſobald ich mit dem Nachdenken erſt einmal anfangen würde. Übrigens verdient ein Umſtand, als ſonderbar erwähnt zu werden: ich hatte vollſtändig vergeſſen, wo er wohnte, in welcher Straße ſich das damals zugetragen hatte. Das Zimmer, die Alphonſina, das Hündchen, den Korridor — alles das ſah ich noch ſo deutlich vor mir, daß ich es gleich hätte zeichnen können; aber wo das geweſen war, in welcher Straße, in welchem Hauſe — deſſen konnte und konnte ich mich nicht mehr entſinnen. Und das Sonderbarſte dabei war noch, daß mir dies erſt am dritten oder vierten Tage, nachdem ich wieder zu vollem Bewußtſein gekommen war, auffiel, während ich mich in Gedanken gerade mit Lambert ſchon lange und eifrig beſchäftigt hatte.

Alſo das waren meine erſten Empfindungen nach meinem Erwachen. Ich habe nur das Nebenſächlichſte aufgezeichnet und das Wichtigſte wahrſcheinlich nicht aufzuzeichnen verſtanden. In der Tat, es iſt ſehr wohl möglich, daß alles Hauptſächliche ſich gerade damals in meinem Herzen geklärt und formuliert hat; ich habe mich in der Zeit doch nicht nur geärgert und gebolt, etwa weil ich auf meine Suppe warten mußte! Oh, ich weiß noch, wie traurig ich zeitweiſe ſein konnte und wie oft ich mich damals quälte, beſonders wenn ich lange allein blieb. Die anderen hatten zum Unglück auch noch herausgefühlt, daß es mir manchmal ſchwer wurde, mit ihnen zuſammen zu ſein, und daß ihre Teilnahme mich nur reizte, und ſo ließen ſie mich denn immer öfter allein: das war nun eine ganz unnötige Rückſicht von ihnen, zu der ein vollkommen überflüſſiges Feingefühl ſie veranlaßte.

II.

Am vierten Tage nach meinem Erwachen aus der Bewußtloſigkeit lag ich, ſo um drei Uhr nachmittags, in meinem Bett, und es war niemand bei mir. Der Tag war hell und ſonnig, und ich wußte: nach vier Uhr, wenn die Sonne untergeht, wird ein ſchräger rotgoldener Strahl gerade in die Ecke der Wand fallen, an der ich lag, und dort einen grellen Lichtfleck bilden. Ich wußte das von den früheren Tagen her, und der Gedanke, daß das in einer Stunde unfehlbar eintreten werde, und vor allem, daß ich dies ſo genau voraus wußte, wie das Ergebnis von zwei mal zwei — gerade das erboſte mich bis zur Wut. Ich drehte mich wütend auf die andere Seite und plötzlich, mitten in der tiefen Stille, hörte ich deutlich die Worte: „Herr Jeſus Chriſt, unſer Herr und Gott, erbarme dich unſer!“ Die Worte wurden halblaut gemurmelt, darauf folgte ein ſchwerer Seufzer aus tiefſter Bruſt, und dann war wieder alles ſtill. Ich hob ſchnell den Kopf.

Ich hatte auch ſchon früher, das heißt, ſchon am Abend vorher, ja ſogar ſchon vor zwei Tagen eine gewiſſe andere Stimmung in unſeren drei Zimmern hier unten wahrgenommen. In jenem anderen Zimmer, wo früher Mama und Liſa geſchlafen hatten, ſchien ſich ein fremder Menſch zu befinden. Schon ein paarmal hatte ich von dort verſchiedene Geräuſche gehört, ſowohl am Tage wie in der Nacht, aber immer nur für ein paar Augenblicke, und dann war wieder vollſtändige Stille eingetreten, wieder für mehrere Stunden, ſo daß ich weiter nicht darauf geachtet hatte. Einmal war mir ſchon der Gedanke gekommen, Werſſiloff wäre dort, da er bald

nach ſo einem Geräuſch bei mir eingetreten war, obgleich ich aus ihren Geſprächen entnommen hatte, daß Werſſiloff für die Zeit meiner Krankheit irgendwohin in eine andere Wohnung gezogen ſein mußte, wo er wohl auch nächtigte. Von Mama und Liſa wußte ich, daß ſie jetzt oben in meinem ehemaligen „Sarg" ſchliefen (damit ich mehr Ruhe hätte, wie ich glaubte), und ich fragte mich noch: „Wie haben ſie ſich denn da zu zweien einzurichten vermocht?" Und nun war dort in ihrem früheren Zimmer plötzlich doch ein Menſch, und dieſer Menſch war — nicht Werſſiloff! Mit einer Leichtigkeit, die ich mir gar nicht zugetraut hätte (da ich bis dahin gedacht hatte, ich wäre vollkommen kraftlos), ſetzte ich mich auf den Bettrand, ſchob die Füße in die Pantoffeln, zog den grauen, mit Lammfellchen gefütterten Schlafrock an (den Werſſiloff für mich geopfert hatte), und begab mich durch unſer Wohnzimmer nach Mamas früherem Schlafzimmer. Was ich dort erblickte, war für mich überraſchend genug: gerade das hatte ich am wenigſten erwartet! — ich blieb wie angewurzelt auf der Schwelle ſtehen.

Dort ſaß ein alter Mann mit ganz grauem, ſilbergrauem Haar und einem großen, furchtbar weißen Bart. Es war klar, daß er ſchon lange dort ſaß. Er ſaß nicht auf dem Bett, ſondern auf Mamas Fußbank und ſtützte nur den Rücken an das Bett. Übrigens hielt er ſich dermaßen gerade, daß es den Anſchein hatte, als brauchte er überhaupt keine Stütze, wenn man ihm auch anſah, daß er krank war. Über dem Hemde hatte er einen kurzen, von außen mit Zeug überzogenen Pelz an, über ſeine Knie war Mamas großes Tuch gebreitet und ſeine Füße

staken in Pantoffeln. Man sah sofort, daß er von hohem Wuchs sein mußte, dazu war er breitschultrig und machte, trotz seines Krankseins, einen sehr rüstigen Eindruck, obgleich er etwas bleich und mager war. Er hatte ein längliches Gesicht und dichtes, aber nicht sehr langes Haar; sein Alter konnte man auf über siebzig Jahre schätzen. Auf einem Tischchen neben ihm lagen, so daß er sie mit der Hand erreichen konnte, drei oder vier Bücher und eine silberne Brille. Ich hatte zwar mit keinem Gedanken daran gedacht, daß ich diesen Menschen hier treffen könnte, aber ich erriet sofort, wer er war, nur konnte ich noch immer nicht begreifen, wie er sich in diesen zwei Tagen so still hatte verhalten können, daß nebenan in meinem Zimmer fast nichts von ihm zu hören gewesen war.

Er rührte sich nicht, als er mich erblickte, sondern sah mich nur unverwandt und schweigend an, genau wie ich ihn ansah, bloß mit dem Unterschiede, daß in meinen Augen ein maßloses Erstaunen lag, in seinen dagegen nicht das geringste. Und nicht nur das, denn als er mich in diesen fünf oder zehn Sekunden des Schweigens bis zum letzten Zuge betrachtet hatte, lächelte er plötzlich, und dieses Lächeln ging sogar in ein stilles, unhörbares Lachen über; und wenn dieses Lachen auch schnell verschwand, so blieb von ihm doch ein heller, froher Schein in seinem Gesicht zurück, vor allem in seinen Augen, die sehr blau, strahlend und groß waren, nur daß die Lider vom Alter schwer geworden oder geschwollen zu sein schienen, und viele kleine Fältchen sie umgaben. Dieses Lachen wirkte am stärksten auf mich.

Ich finde, wenn ein Mensch lacht, wird es in der Mehr-

zahl der Fälle widerlich, ihn anzusehen. Am häufigsten äußert sich im Lachen der Menschen etwas Gemeines, etwas, was den Lachenden erniedrigt, wenn auch der Betreffende von dem Eindruck, den er auf andere macht, selbst fast nie etwas weiß. Ebensowenig wissen die Menschen, was für ein Gesicht sie haben, wenn sie schlafen. Mancher Mensch hat auch im Schlaf ein kluges Gesicht, bei manchen aber, und sogar bei klugen Leuten, wird das Gesicht im Schlaf furchtbar dumm und deshalb lächerlich. Ich weiß nicht, woher das kommt; ich will nur sagen, daß der Lachende, ganz wie der Schlafende, von dem Ausdruck des eigenen Gesichts nichts weiß. Die übergroße Mehrzahl der Menschen versteht überhaupt nicht, zu lachen. Übrigens ist da nichts zu „verstehen": das ist eine Gabe der Natur, die man sich nicht künstlich aneignen kann. Es sei denn, daß man sich selbst zu einem ganz anderen Menschen erzieht, sich zum Besseren entwickelt und die schlechten Neigungen seines Charakters bekämpft: dann könnte sich wohl auch das Lachen zum Besseren verändern. Manch einer verrät sich durch sein Lachen vollständig, und man erkennt sofort den ganzen Menschen. Aber selbst ein kluges Lachen kann mitunter widerlich sein. Das Lachen verlangt vor allen Dingen Aufrichtigkeit, aber wo findet man unter den Menschen Aufrichtigkeit? Das Lachen verlangt Arglosigkeit, die Menschen lachen aber am häufigsten aus Bosheit. Ein aufrichtiges und argloses Lachen ist Fröhlichkeit, wo aber findet man in den Menschen von heute Fröhlichkeit, und verstehen sie überhaupt, fröhlich zu sein? (Diese Bemerkung über die Fröhlichkeit habe ich einmal von Werssiloff gehört und mir gemerkt). Die Fröhlichkeit des

Menſchen iſt der Zug, der mehr als alles andere den Menſchen verrät. Mancher Charakter iſt lange nicht zu verſtehen, aber da braucht der Menſch nur einmal aus ganzem Herzen zu lachen, und ſein Charakter liegt offen vor einem, wie auf der Handfläche. Nur ein Menſch von höchſter und glücklichſter geiſtiger Ausgeglichenheit verſteht es, auf eine Weiſe fröhlich zu ſein, die anſteckend wirkt, d. h. unwiderſtehlich und gutmütig. Ich ſpreche nicht von ſeinem Intellekt, ſondern von ſeinem Charakter, von der ganzen ausgeglichenen Perſönlichkeit. Alſo, wenn man einen Menſchen durchſchauen und ſeine Seele erkennen will, ſo beobachte man nicht, wie er ſchweigt oder wie er ſpricht, oder wie er weint, oder gar, wie die edelſten Ideen ſein Gemüt bewegen, ſondern man beobachte ihn lieber, wenn er lacht: hat er ein gutes Lachen, ſo iſt er ein guter Menſch. Und man achte dabei auch auf alle Nuancen: ſo darf zum Beiſpiel das Lachen eines Menſchen einem niemals dumm erſcheinen, auch wenn er noch ſo fröhlich und gutmütig lacht. Bemerkt man nur eine Spur von Dummheit im Lachen eines Menſchen, ſo hat dieſer Menſch einen beſchränkten Verſtand, und mag er auch mit Ideen nur ſo um ſich werfen. Oder wenn das Lachen eines Menſchen nicht dumm iſt, der Menſch aber, wenn er lacht, einem aus irgendeinem Grunde lächerlich erſcheint, und wär's auch nur ein wenig, ſo hat dieſer Menſch keine wirkliche perſönliche Würde, oder wenigſtens nicht viel davon. Und ſchließlich, wenn das Lachen eines Menſchen zwar anſteckend iſt, einem aber aus irgendeinem Grunde vulgär erſcheint, ſo iſt auch die ganze Natur dieſes Menſchen vulgär, und alles Edle und Erhabene, das man früher an ihm zu be-

merken geglaubt hat, ist von ihm entweder bewußt herausgekehrt, oder unbewußt von anderen angenommen; so ein Mensch wird sich in der Folge unfehlbar zum Schlechteren verändern, wird sich dem „Vorteilhaften" zuwenden und sich nur noch mit diesem beschäftigen, die früheren edlen Regungen aber als Jugendverirrungen und Schwärmereien ohne Bedauern abschütteln.
Diese lange Abhandlung über das Lachen habe ich mit Absicht hier eingefügt, und um ihretwillen sogar die Einheitlichkeit meiner Erzählung zerstört, denn diese Erkenntnis des Lachens halte ich für eine der wichtigsten, zu denen ich in meinem Leben bisher überhaupt gekommen bin. Besonders möchte ich sie jenen angehenden Bräuten empfehlen, die fast schon bereit sind, einem Manne ihr Jawort zu geben, ihn aber doch noch nachdenklich und mißtrauisch beobachten und den endgültigen Entschluß immer noch nicht fassen können. Möge man über den Jüngling nicht lachen, der sich mit Belehrungen in Dinge mischt, von denen er keinen Deut versteht; dafür weiß er aber, daß das Lachen die sicherste Probe auf einen Menschen ist. Man beobachte einmal ein Kind: nur Kinder verstehen es, vollkommen arglos zu lachen — deshalb sind sie auch so bezaubernd. Ein weinendes Kind ist mir widerlich, ein lachendes oder fröhliches aber ist ein Sonnenstrahl aus dem Paradies, ist — eine Offenbarung aus der Zukunft, wo die Menschen endlich wieder so rein und arglos sein werden, wie jetzt nur Kinder sind. Und gerade so etwas Kindliches und ganz unglaublich Anziehendes sah ich plötzlich in dem flüchtigen Lachen dieses alten Mannes. Ich ging sogleich auf ihn zu.

„Setz dich, setz dich nieder, deine Füße, denk ich, die werden wohl noch schwach sein," forderte er mich freundlich auf, während er auf einen Platz neben sich zeigte und mir immer noch mit demselben strahlenden Blick ins Gesicht sah. Ich setzte mich neben ihn und sagte:

„Ich weiß, wer Sie sind. Sie sind Makar Iwanowitsch."

„So, Jungchen. Nu sieh, das ist schön, daß du aufgestanden bist. Du bist jung, du hast's gut. Der Alte geht zum Grabe, der Junge ins Leben."

„Sind Sie denn krank?"

„Jawohl, Freundchen, die Füße sind es arg; bis zur Tür haben sie mich noch gebracht, die Füße, aber wie ich mich dann hier niedergesetzt hab', da sind sie mir alsobald aufgeschwollen. Das ist nun von selbigem letzten Donnerstag, als die Grade einsetzten" (er wollte damit sagen, als es zu frieren begann). „Ich hab' sie bislang mit einer Salbe eingeschmiert, sieh mal: vor drei Jahren hat mir ein Doktor, Lichten hieß er, Edmund Karlytsch mit Namen, in Moskau diese Salbe verschrieben, und die hat mir schon etliche Male geholfen, och, wie die mir geholfen hat! Nun aber, sieh, hilft sie nicht mehr. Und auch auf der Brust ist mir nicht ganz richtig. Und vom gestrigen Tage an wird mir der Rücken, gleichwie von Hunden gebissen . . . Und schlafen tu ich auch nicht mehr in der Nacht."

„Wie kommt es, daß Sie hier gar nicht zu hören sind?" fragte ich. Er sah mich an und schien nachzudenken.

„Weck nur die Mutter nicht auf," sagte er auf einmal besorgt, als wäre ihm etwas eingefallen. „Sie hat hier die ganze Nacht geschafft, aber so unhörbar, wie eine

Fliege faſt, und nun hat ſie ſich hingelegt, das weiß ich. Ach, ein kranker Alter hat es ſchlecht," ſeufzte er, „und an was, fragt man ſich, klammert ſich das Herz nur ſo? Aber es hält und hält ſich feſt und freut ſich immer noch am Licht; und, meiner Treu, wenn es möglich wär, denkt man ſo bei ſich ſelber, das ganze Leben noch einmal von vorn anzufangen, die Seele würde, glaub' ich, auch davor ſich nicht fürchten; obzwar ſo ein Gedanke vielleicht ſündhaft iſt."

„Warum denn ſündhaft?"

„Ein Traum iſt er, dieſer Gedanke, ein Greis aber muß mit Würde hinſcheiden von dieſer Welt. Denn wiederum, ſo du dem Tod mit Murren oder mit Unzufriedenheit entgegengehſt, ſo iſt ſelbiges eine große Sünde. Nun, aber ſo du aus geiſtiger Freude das Leben liebgewonnen haſt, wird Gott es ſchon verzeihen, auch einem alten Mann, denk ich. Es iſt ſchwer für den Menſchen, bei jeder Sünde zu wiſſen, was ſündhaft iſt und was nicht: darüber liegt ein Geheimnis, das über Menſchenverſtand geht. Ein Greis aber muß jederzeit zufrieden ſein, und ſterben muß er in der vollen Klarheit ſeines Verſtandes, ſelig und würdevoll, geſättigt von ſeinen Tagen, ſeiner letzten Stunde entgegenſeufzend, und ſich freuend — gleichwie eine Ähre zur Garbe hingeht — und ſein Geheimnis erfüllend."

„Sie ſagen ſchon wieder ‚Geheimnis', — was heißt das: ‚ſein Geheimnis erfüllend'?" fragte ich und ſah mich nach der Tür um. Ich war froh, daß wir allein waren und daß rings um uns lautloſe Stille herrſchte. Die untergehende Sonne ſchien grell in das Zimmer. Er ſprach in etwas ſchwülſtigen Ausdrücken und unklar, aber mit

ſtarker Überzeugung und ſehr angeregt; mein Kommen hatte ihn ſichtlich erfreut. Aber es entging mir nicht, daß er ſich zweifellos in einem fieberhaften Zuſtande befand und vielleicht ſogar ſehr hohes Fieber hatte. Auch ich war krank und fieberte ſeit dem Augenblick, da ich bei ihm eingetreten war.

„Was ein Geheimnis iſt? Alles iſt ein Geheimnis, Freund, in allem iſt ein Geheimnis Gottes. In jedem Baum, in jedem Stäubchen iſt dieſes ſelbe Geheimnis eingeſchloſſen. Ob ein kleines Vöglein ſingt, oder ob die ganze Sternenſchar in der Nacht am Himmel funkelt — alles iſt ein und dasſelbe Geheimnis, des ſei du gewiß. Doch der Geheimniſſe allergrößtes liegt darinnen, was die Seele des Menſchen in jener Welt erwartet. So iſt es fürwahr, Freund!"

„Ich weiß nicht, in welchem Sinne Sie . . . Ich will Sie natürlich nicht reizen, und Sie können verſichert ſein, daß ich an Gott glaube . . . Aber alle dieſe Geheimniſſe hat der Menſchenverſtand ſchon längſt aufgedeckt, und was noch nicht aufgedeckt iſt, das wird noch aufgedeckt werden, das iſt ſicher, und vielleicht ſogar in kürzeſter Zeit. Die Botanik weiß ganz genau, wie der Baum wächſt, der Phyſiologe und der Anatom wiſſen ſogar, warum der Vogel ſingt, oder werden es bald wiſſen, und was die Sterne betrifft, ſo ſind ſie nicht nur alle ſchon gezählt, ſondern auch jede ihrer Bewegungen iſt auf die Sekunde genau ausgerechnet, ſo daß man ſogar auf tauſend Jahre vorausſagen kann, in welcher Stunde und Minute ein Komet erſcheinen wird . . . Und jetzt weiß man auch ſchon, woraus ſelbſt die entfernteſten Sterne zuſammengeſetzt ſind. Nehmen Sie ein Mikroſkop — das iſt ſo ein

Vergrößerungsglas, das die Gegenstände millionenmal größer zeigt — und betrachten Sie durch dieses Glas einen Wassertropfen: da werden Sie eine ganz neue Welt entdecken, ein ganzes Chaos von Lebewesen. Auch das war ein Geheimnis, aber man hat es doch aufgedeckt."
„Wohl, wohl, ich habe davon gehört, Freundchen, habe schon mehrfach davon reden hören. Da ist nichts drüber zu sagen, das ist eine große und ruhmvolle Tat. Alles ist dem Menschen durch Gottes Willen gegeben; nicht umsonst hat Gott ihm den lebendigen Odem eingeblasen, und nicht umsonst ist sein Gebot: ‚Lebe und erkenne'."
„Nun, das sind — Gemeinplätze. Aber Sie — sind Sie denn kein Feind der Wissenschaft, kein Klerikaler? Das heißt, ich weiß nicht, ob Sie das verstehen . . ."
„Nein, Freundchen, ich habe von Jugend auf die Wissenschaft geachtet, und wenn ich auch selber keinen Verstand davon habe, so murre ich doch nicht dawider; denn ist er nicht mir gegeben, so ist er dafür einem anderen gegeben. Es ist das vielleicht um so besser; denn man sagt: einem jeden das seine. Zumal, Freundchen, nicht einem jeden die Wissenschaft von Nutzen ist. Wir sind doch alle unenthaltsam, ein jeder will die ganze Welt in Erstaunen setzen, ich aber, wer weiß, würde das vielleicht noch mehr als alle anderen wollen, wenn ich die Begabung hätte. Doch wo ich nun ganz ohne Begabung bin und selber nichts weiß, wie kann ich mich da überheben? Du aber bist jung und gewitzigt und dir ist dies Los zugefallen, du lerne nun auch. Trachte alles zu erkennen, damit du, so du einem Gottlosen oder einem Streitsüchtigen begegnest, ihm dann Antwort stehen kannst, und er dich mit rasendem Gerede nicht taub mache und deine unreifen

Gedanken nicht irre führe. So ein Glas aber habe ich noch ganz kürzlich gesehen."

Er holte tief Atem und seufzte. Entschieden hatte ich ihm durch mein Kommen eine außerordentliche Freude bereitet. Sein Mitteilungsdrang war jedenfalls krankhaft. Ich kann wohl auch mit Bestimmtheit behaupten, daß er mich manchmal minutenlang mit ganz unsäglicher Liebe ansah: zärtlich legte er seine Hand auf meine Hand, streichelte meine Schulter . . . manchmal aber, das muß ich gestehen, schien er mich wiederum ganz zu vergessen, als wäre ich gar nicht da, und wenn er dabei auch weiterredete, so sprach er doch gleichsam irgendwohin in die Luft.

„In dem kleinen einsamen Genadijewschen Kloster," fuhr er fort, „lebt ein Mann von großem Verstande. Er ist von vornehmer Herkunft; dem Range nach ist er Oberstleutnant, und er besitzt großen Reichtum. Als er noch in der Welt lebte, wollte er sich nicht durch eine Heirat binden; und nun lebt er schon das zehnte Jahr ganz abgeschlossen von der Welt; denn er hat sein Herz an den stillen, schweigenden Zufluchtsort gehängt und seine Gefühle von den eitlen Sorgen der Welt gelöst. Er hält die ganze Klosterordnung ein, aber zum Mönch will er sich doch nicht scheren lassen. Und Bücher hat er so viel, wie meine Augen noch nie bei einem Menschen beisammen gesehen haben, — er selber sagte mir, es wären Bücher für gute achttausend Rubel. Pjotr Walerjanytsch heißt er mit Namen. In vielem hat er mich zu verschiedenen Zeiten unterwiesen, und ich hab' ihm mit überköstlichem Vergnügen zugehört. Und einmal sage ich so zu ihm: ‚Wie geht das zu, Herr, und was ist die Ursache, daß Ihr bei

Eurem ſo großen Verſtande, und wo Ihr ſchon zehn Jahre im Kloſter lebt, gehorſam alle Vorſchriften befolgt und Euer Begehren allgemach abgetötet habt — was iſt denn die Urſache, daß Ihr nicht das Gelübde ablegt, auf daß Ihr alsdann noch vollkommener werdet?' Er aber entgegnet mir darauf und ſpricht: ‚Was redeſt du, Alter, von meinem Verſtande; vielleicht iſt es gerade mein Verſtand, der mich gefangen hält, denn ich habe ihn nicht zu zähmen vermocht. Und was redeſt du von meinem Gehorſam: vielleicht habe ich ſchon längſt mein Maß verloren. Und was redeſt du von der Abtötung meines Begehrens! Auf mein ganzes Geld könnte ich ſofort verzichten, desgleichen auf alle Titel, und die ganze Kavallerie legte ich dir hier auf den Tiſch, aber auf meine Pfeife Tabak kann ich nicht verzichten, das zehnte Jahr ſchon kämpfe ich deshalb mit mir, und doch kann ich nicht davon laſſen. Was wäre ich nun nach alledem für ein Mönch, und was für eine Abtötung meines Begehrens rühmſt du an mir?' Fürwahr, ſeine Demut nahm mich damals wunder. Und ſo kam ich denn jüngſt im Sommer, zur Zeit der Petrifaſten, wieder nach jenem Kloſter — Gott führte mich hin — und da ſeh ich, in ſeiner Zelle ſteht ſo ein Ding — ein Mikroſkop, — das hatte er ſich für vieles Geld aus dem Auslande verſchrieben. ‚Warte, Alter,' ſagt er zu mir, ‚ich werde dir etwas Erſtaunliches zeigen, was du noch nie geſehen haſt. Sieh dieſen Waſſertropfen, er iſt rein wie eine Träne: nun, und jetzt überzeuge dich, was in ihm alles iſt, und du wirſt ſehen, daß die Mechaniker bald alle Geheimniſſe Gottes aufgedeckt haben werden, kein einziges werden ſie für uns beide noch übriglaſſen' — gerade ſo ſagte er, mit ſelbigen

Worten. Ich aber hatte schon vor fünfunddreißig Jahren durch so ein Ding gesehen, bei Alexander Wladimirowitsch Malgaßoff, meinem früheren Herrn, dem Onkel selig von Andrei Petrowitsch, mütterlicherseits, von dem denn auch später, nach seinem Ableben, das Stammgut an Andrei Petrowitsch fiel. Das war ein mächtiger Herr, ein hoher General, und eine große Meute hielt er sich, und ich war unter ihm lange Jahr Pikör damals. Nun, und da stellte er einmal auch so ein Mikroskop auf, das er mitgebracht hatte, und er befahl dem ganzen Hofgesinde, Männern und Weibern, alle sollten sie einer nach dem andern herantreten und durch das Rohr sehen; und da wurde denn auch alles gezeigt, ein Floh und ein Läuschen und eine Nadelspitze und ein Härchen und ein Wassertropfen. Ja, das war schon eine Kurzweil und ein Spaß: da fürchten sie sich vor dem Wunderding, aber den Herrn, den fürchteten sie auch — der konnte gewaltig aufbrausen! Manche wissen gar nicht, wie sie sehen sollen, kneifen die Augen zusammen, blinzeln bloß und sehen überhaupt nichts; andere zittern vor Angst und schreien, und der Dorfälteste Ssavin Makaroff hält sich mit beiden Fäusten die Augen zu und schreit: ‚Macht mit mir, was ihr wollt — ich guck nicht hinein!‘ Danach gab es viel unnützes Gelächter. Dem Pjotr Walerjanytsch aber sagte ich nicht, daß ich dazumal so ein Ding schon gesehen hatte, also dies selbe Wunder schon fünfunddreißig Jahre zuvor geschaut hatte, denn ich seh' doch, es macht ihm Spaß, mir das zu zeigen; da tat ich denn mit Fleiß, als wär ich mächtig verwundert und entsetzt. Er ließ mir Zeit und dann fragte er: ‚Nun, Alter, was sagst du jetzt?‘ Ich aber verneige mich und sage: ‚Und Gott

ſprach: Es werde Licht und es ward Licht,' er aber fragt mich plötzlich: ‚Ward nicht am Ende Finſternis?' Und ſo eigenartig fragte er das, lächelte nicht mal dabei. Ich wunderte mich noch über ihn, fürwahr, er aber war danach, ich muß ſagen, wie erzürnt und blieb ſtumm."

„Ganz einfach: Ihr Pjotr Walerjanytſch ißt im Kloſter zwar Faſtenſpeiſen und macht die vorſchriftsmäßigen Verneigungen wie ein Mönch, aber an Gott glaubt er nicht, und gerade in einem ſolchen Augenblick ſind Sie damals zu ihm gekommen — das iſt alles," ſagte ich. „Außerdem iſt er eigentlich recht lächerlich: er wird doch in ſeinem Leben ſicherlich ſchon zehnmal ſo ein Mikroſkop geſehen haben, warum verliert er denn beim elften Male darüber den Verſtand? Das wird wohl nur ſo eine nervöſe Reizbarkeit geweſen ſein . . . die ſich durch das Kloſterleben bei ihm entwickelt hat."

„Er iſt ein reiner Menſch und von hohem Verſtande," ſagte der Alte in belehrendem Ton, „und iſt auch kein Gottloſer. Er hat reichen Verſtand, aber ſein Herz iſt unruhig. Solcher gibt es jetzt viele unter den Gebildeten und den Gelehrten. Und was ich dir noch ſage: ſolch ein Menſch ſtraft ſich ſelber. Du aber geh' ihnen aus dem Wege und beläſtige ſie nicht, doch abends vor dem Schlaf gedenke ihrer in deinem Gebet, denn ſolche ſuchen Gott. Beteſt du auch vor dem Schlafengehen?"

„Nein, ich halte das für eine leere Förmlichkeit. Übrigens muß ich Ihnen geſtehen, daß Ihr Pjotr Walerjanytſch mir gefällt: wenigſtens iſt er kein leeres Stroh, ſondern immerhin ein Menſch, und noch dazu einer, der ſogar eine gewiſſe Ähnlichkeit mit einem uns beiden naheſtehenden Menſchen hat."

Der Alte beachtete nur den erſten Satz meiner Antwort. „Das iſt nicht recht von dir, Freund, daß du nicht beteſt; beten iſt gut, es macht das Herz froh, zumal vor dem Schlafengehen und nach dem Erwachen frühmorgens, und auch ſo du in der Nacht erwachſt. Das ſage ich dir. Einmal im Sommer war's, im Julimonat, da pilgerten wir nach dem Muttergottesklöſter zum Kirchenfeſt. Je näher wir dem Orte kamen, um ſo zahlreicher ſchloſſen ſich Pilger an, und ſchließlich waren wir unſer faſt an die zweihundert, die alle hinzogen, um die heilkräftigen Reliquien der beiden großen Wundertäter Aniki und Grigori zu küſſen. Wir übernachteten alle beiſammen unter freiem Himmel, und ich erwachte frühmorgens, als alle noch ſchliefen und ſogar die Sonne noch nicht hinter dem Walde hervorſah. Ich hob den Kopf, mein Freund, ließ den Blick ringsum über die Erde ſchweifen und atmete auf! Eine Schönheit allüberall, die unausſprechlich iſt. Still iſt alles, die Luft iſt leicht. Die Gräschen wachſen — wachſet nur, Gottes Gräschen; ein Vögelchen ſingt — ſing nur, Gottes Vögelchen; ein Kindchen ſchreit einmal leiſe in den Armen eines Weibes — Gott ſei mit dir, kleines Menſchlein, wachſe auf zum Glück, der du geboren biſt! Und da war mir, als hätte ich zum erſtenmal in meinem ganzen Leben alles dies in mich aufgenommen ... Ich legte den Kopf wieder hin, und es ſchlief ſich ſo leicht. Schön iſt es auf der Welt, Lieber! Ich möchte, wenn's mir beſſer geht, im Frühling wieder wandern gehen. Und daß die Welt ein Geheimnis iſt, das macht ſie ja noch ſchöner; furchtbar iſt es dem Herzen und wundervoll; und dieſe Furcht gereicht dem Menſchenherzen zur Freude: ‚Alles iſt in

dir, Gott, und auch ich bin in dir, so nimm mich auf!‘ Murre nicht, Jungling: um so schöner ist es noch, als es ein Geheimnis ist,“ fügte er ergriffen hinzu.
„‚Um so schöner ist es noch, als es ein Geheimnis ist‘ ... Das werde ich behalten, gerade diese Worte. Sie drücken sich furchtbar ungenau aus, aber ich verstehe schon ... Es überrascht mich, daß Sie viel mehr wissen und verstehen, als Sie ausdrücken können; nur reden Sie, wie's scheint, im Fieber ...“, entfuhr es mir unwillkürlich, als ich in seine fieberhaft glänzenden Augen und sein bleich gewordenes Gesicht sah.
Er aber hatte, glaube ich, meine Worte gar nicht gehört.
„Weißt du auch, Jungling,“ begann er wieder, als setze er seine frühere Rede fort, „weißt du auch, daß auf Erden der Erinnerung an einen Menschen eine Grenze gesetzt ist? Die Erinnerung an einen Menschen währt nur hundert Jahre. Hundert Jahre nach seinem Tode können noch seine Kinder seiner gedenken, oder seine Enkel, die noch sein Antlitz gesehen haben; wenn sich aber Erinnerung an ihn auch dann noch fortsetzt, so nur von Mund zu Mund, nur durch Worte und Gedanken, dieweil alle, so sein Antlitz mit Augen geschaut haben, alsdann schon dahingegangen sind. Und auf seinem Grabhügel auf dem Friedhof wird Gras wachsen, und der weiße Grabstein wird morsch werden und zerfallen, und alle Menschen werden ihn vergessen, desgleichen seine Nachfahren, und über ein kleines wird auch sein Name vergessen sein, zumal nur wenige Namen im Gedächtnis der Menschen verbleiben — nun, und mag es so sein! Möget ihr mich vergessen, ihr Lieben, ich aber kann euch noch aus dem Grabe heraus lieben. Ich höre eure fröhlichen

Stimmen, Kinderchen, höre eure Schritte auf den Gräbern eurer Väter am Allerſeelentage; lebt jetzt noch in der Sonne, freuet euch, ich aber werde für euch zu Gott beten, werde im Traume zu euch kommen ... gleichviel, auch nach dem Tode lebt die Liebe! ..."

Ich war in genau dem gleichen Fieberzuſtande wie er; ſtatt nun hinauszugehen oder ihn zu beruhigen oder ihn womöglich zu überreden, ſich hinzulegen, da er ja wie in Phantaſien ſprach, ergriff ich plötzlich ſeine Hand, und indem ich mich zu ihm hinabbeugte und ſeine Hand drückte, flüſterte ich erregt und mit Tränen in der Seele: „Ich freue mich, daß Sie gekommen ſind. Ich habe vielleicht ſchon lange auf Sie gewartet. Ich liebe keinen einzigen von ihnen allen: ſie haben keine Schönheit ... Ich werde ihnen nicht folgen, ich weiß nicht, wohin ich gehen werde, ich werde mit Ihnen gehen ..."

Da kam plötzlich Mama herein, — zum Glück; denn ich weiß nicht, womit es noch geendet hätte. Sie kam, ſoeben aus dem Schlaf geſchreckt, mit aufgeregtem Geſicht; in der Hand hatte ſie ein Fläſchchen und einen Eßlöffel; als ſie uns erblickte, rief ſie beſorgt aus:

„Wußt' ich's doch! Da hab' ich ihm die Chinintropfen nicht zur rechten Zeit gegeben, und nun fiebert er! Ich hab' mich verſchlafen, Makar Iwanowitſch, Liebſter!"

Ich erhob mich und ging hinaus. Sie gab ihm die Tropfen und brachte ihn ins Bett. Auch ich legte mich wieder in mein Bett, aber ich war ſehr erregt. Eine große Neugier war in mir erwacht, und ich dachte mit allen Gedanken an dieſe Begegnung. Was ich damals von ihr erwartete — ich weiß es nicht. Natürlich waren meine Gedanken ohne Zuſammenhang, und eigentlich waren

es gar keine Gedanken, ſondern nur Bruchſtücke von Gedanken. Ich lag mit dem Geſicht zur Wand und plötzlich erblickte ich in der Ecke den grellen Lichtfleck von der Sonne, an den ich vorher mit einer ſolchen Verwünſchung gedacht hatte, und ich weiß noch, wie meine ganze Seele erklang und wie gleichſam ein ganz neues Licht mein Herz erfüllte. Ich erinnere mich noch gut dieſes ſüßen Augenblicks und will ihn nie vergeſſen. Es war ein Augenblick neuer Hoffnung und neuer Kraft . . . Ich war ja damals ein Geneſender; da kann wohl dieſe plötzliche Stimmung eine unvermeidliche Folge meines Nervenzuſtandes geweſen ſein. Aber an dieſelbe lichte Hoffnung glaube ich auch jetzt, — das iſt es, was ich jetzt hier niederſchreiben und mir zu Bewußtſein bringen wollte. Selbſtverſtändlich wußte ich auch damals ſchon ganz genau, daß ich nicht mit Makar Iwanowitſch gehen würde, und daß mir ſelbſt nicht klar war, worin dieſer neue Drang, der mich erfaßt hatte, beſtand, aber ein Wort hatte ich, wenn auch im Fieberdelirium, doch ſchon ausgeſprochen: „Sie haben keine Schönheit!“ „Das iſt es,“ dachte ich von dieſem Augenblick an in meiner Verzückung, „ich ſuche Schönheit, die aber haben ſie nicht, und deshalb verlaſſe ich ſie.“

Hinter mir hörte ich ein leiſes Geräuſch, ich drehte mich um: an meinem Bett ſtand Mama, und ſie beugte ſich über mich und ſah mir mit ſcheuer Neugier in die Augen. Auf einmal ergriff ich ihre Hand.

„Mama, warum haben Sie mir nichts von unſerem teuren Gaſt geſagt?“ fragte ich plötzlich, und faſt überraſchte es mich ſelbſt, daß ich ſo ſagte.

Die ganze Unruhe verſchwand im Nu aus ihrem Geſicht und Freude leuchtete gleichſam in ihm auf, aber ſie antwortete mir nichts und ſagte nur:

„Vergiß auch Liſa nicht; du haſt Liſa vergeſſen.“

Sie ſagte das haſtig, errötete und wollte ſchnell weggehen; denn auch ſie hatte eine furchtbare Scheu davor, Gefühle zur Schau zu ſtellen, — in der Beziehung war ſie ganz wie ich: ſcheu und keuſch. Und außerdem wollte ſie mit mir natürlich nicht von dem Thema Makar Iwanowitſch anfangen; es genügte auch das, was wir uns mit den Augen ſagen konnten. Aber gerade ich, der jedes Zurſchauſtellen von Gefühlen ſo haßt, gerade ich hielt ſie mit Gewalt an der Hand zurück: ich ſah ihr innig in die Augen, lachte ſtill und zärtlich und ſtreichelte mit der anderen Hand ihr liebes Geſicht, ihre eingefallenen Wangen. Sie beugte ſich zu mir herab und preßte ihre Stirn auf die meine.

„Nun, Chriſtus ſei mit dir,“ ſagte ſie, plötzlich den Kopf erhebend, und ihr Geſicht ſtrahlte, „werde geſund! Das vergeſſe ich dir nicht. Er iſt krank, ſehr krank. Sein Leben iſt in Gottes Hand ... Ach, was ſage ich da, das kann ja doch nicht ſein!“

Sie ging hinaus. Ihr Leben lang hat ſie in Angſt und Bangen und in unermeßlicher Ehrfurcht ihren angetrauten Mann, den Pilger Makar Iwanowitſch, verehrt, ihn, der ihr großmütig und ein für allemal verziehen hatte.

Zweites Kapitel.

I.

Liſa hatte ich durchaus nicht „vergeſſen“, darin täuſchte ſich Mama. Dem feinen Gefühl der Mutter war es nur nicht entgangen, daß zwiſchen Bruder und Schweſter gleichſam eine leiſe Abkühlung einzutreten begann, aber das hatte nichts mit unſerer gegenſeitigen Liebe zu tun, ſondern entſprang eher einer gewiſſen Eiferſucht. Ich will dies im Hinblick auf das Weitere etwas näher erklären.

In der armen Liſa zeigte ſich ſeit dem Tage der Verhaftung des Fürſten ein gewiſſer unzugänglicher Stolz, ja förmlich ein unnahbarer Hochmut, der auf die Dauer unerträglich wurde; ein jeder im Hauſe begriff natürlich den Grund dieſer Veränderung und erriet die Wahrheit, d. h. wie ſehr ſie litt; und wenn ich mich in der erſten Zeit über ihre Art, mit uns umzugehen, ärgerte und meinen Ärger auch zeigte, ſo geſchah das nur infolge meiner kleinlichen Reizbarkeit, die durch die Krankheit noch zehnmal ſchlimmer geworden war, — ſo denke ich jetzt darüber. Zu lieben aber hatte ich Liſa deshalb doch nicht aufgehört; im Gegenteil, ich liebte ſie ſogar noch mehr, nur wollte ich nicht den erſten Schritt zur Annäherung machen, obwohl ich wußte, daß auch ſie um nichts in der Welt dieſen erſten Schritt tun würde. Die Sache war die, daß Liſa ſeit der Verhaftung des Fürſten, nachdem alles über ihn bekannt geworden war, ſofort ſowohl uns wie auch allen anderen gegenüber eine Haltung annahm, die nicht einmal die Möglichkeit des Gedankens zulaſſen wollte, daß man ſie bedauern

oder den Verſuch machen könnte, ſie zu tröſten oder den Fürſten zu „entſchuldigen“. Im Gegenteil, ſie ging — da ſie es offenbar unter ihrer Würde hielt, irgend etwas zu erklären oder mit jemandem zu ſtreiten — wie in einem beſtändigen Stolz umher, in einem Stolz auf die Tat ihres unglücklichen Bräutigams, als ob er die größte Heldentat vollbracht hätte. Sie ſchien förmlich in jedem Augenblick uns allen zu ſagen (doch wie geſagt, ohne ein Wort auszuſprechen): „Von euch hätte das doch niemand getan, hätte ſich niemand aus Ehr- und Pflichtgefühl ſelbſt angezeigt, von euch hat doch keiner ein ſo feines und ſtolzes Gewiſſen! Und was ſeine ſchlechten Handlungen betrifft — wer hat denn keine ſchlechten Handlungen auf dem Gewiſſen? Nur werden ſie von allen ängſtlich geheimgehalten, dieſer Menſch aber hat es vorgezogen, ſich ſelbſt ins Verderben zu ſtürzen, um nicht in ſeinen eigenen Augen ein Unwürdiger zu ſein.“ Das war ungefähr der Sinn, den jede ihrer Bewegungen auszudrücken ſchien. Ich weiß nicht, aber ich hätte mich an ihrer Stelle wohl genau ſo verhalten. Auch weiß ich nicht, ob gerade dieſe Gedanken in ihrer Seele waren, ich meine, ob ſie bei ſich wirklich ſo dachte; ich vermute ſtark, daß ſie das nicht tat. Jedenfalls mußte ſie doch mit der anderen, klaren Hälfte ihres Verſtandes die ganze Wertloſigkeit ihres „Helden“ erkennen; denn wer würde heute nicht zugeben, daß dieſer unglückliche und in ſeiner Art ſogar großherzige Menſch gleichzeitig ein im höchſten Grade wertloſer Menſch war? Ja, ſchließlich ließ gerade dieſe ihre Streitſucht und ihre Anmaßung uns allen gegenüber, und ihr unausgeſetztes Mißtrauen, wir könnten vielleicht anders über ihn denken, — ge-

rade das ließ zum Teil erraten, daß in der Tiefe ihres Herzens ſich ein anderes Urteil über ihren unglücklichen Freund gebildet hatte. Aber ich möchte doch gleich von mir aus hinzufügen, daß ſie, meiner Anſicht nach, zur Hälfte immerhin im Recht war; gerade ihr war das Schwanken vor einer endgültigen Schlußfolgerung viel eher zu verzeihen als uns anderen. Ich ſelbſt geſtehe aus ganzer Seele, daß ich auch heute, wo doch alles ſchon der Vergangenheit angehört, noch immer nicht weiß, wie und als was ich dieſen Unglücklichen, der uns allen ein ſolches Rätſel aufgegeben hat, ſchließlich beurteilen ſoll. Nichtsdeſtoweniger machte Liſa das Haus zu einer kleinen Hölle. Sie, die ſo ſtark liebte, litt gewiß ſehr, und ihrem Charakter gemäß zog ſie es vor, ſchweigend zu leiden. Ihr Charakter glich dem meinen, das heißt, er war ſelbſtherrlich und ſtolz, und eigentlich habe ich mir immer gedacht, ſowohl damals wie auch jetzt, daß ſie den Fürſten aus Herrſchſucht liebte, eben weil er keinen Charakter beſaß und ſich vom erſten Wort und von der erſten Stunde an ihr unterworfen hatte. Das geſchieht im Herzen irgendwie ganz von ſelbſt, ohne jede vorhergehende Berechnung; aber eine ſolche Liebe eines Starken zu einem Schwachen iſt manchmal unvergleichlich ſtärker und qualvoller als die Liebe zwiſchen zwei Menſchen mit gleichen Charakteren, weil der Stärkere ganz unwillkürlich die Verantwortung für ſeinen ſchwachen Freund auf ſich nimmt. Wenigſtens denke ich mir das ſo. Die Unſerigen umgaben Liſa von Anfang an mit der liebevollſten Sorge, beſonders Mama; doch Liſa ließ ſich durch nichts erweichen, verhielt ſich völlig ſtumm zu aller Teilnahme und wies jede Hilfe zurück. Anfangs ſprach

ſie noch mit Mama, aber mit jedem Tage wurde ſie wortkarger, antwortete immer knapper und ſogar immer ſchroffer. In der erſten Zeit fragte ſie Werſſiloff um Rat, bald aber erkor ſie ſich zum Ratgeber und Helfer — Waſſin, wie ich zu meiner Verwunderung ſpäter erfuhr ... Sie ging faſt jeden Tag zu Waſſin, ging auch aufs Gericht und zu den Vorgeſetzten des Fürſten, ging zu den Advokaten und zum Staatsanwalt; ſchließlich war ſie oft den ganzen Tag nicht zu Haus. Selbſtverſtändlich beſuchte ſie täglich, und ſogar zweimal am Tage, den Fürſten, der im Gefängnis ſaß, in der Abteilung für Adlige; aber dieſe Zuſammenkünfte waren, wovon ich mich ſpäter überzeugt habe, für Liſa ſehr qualvoll. Natürlich, welcher Dritte kann das Verhältnis zweier Liebenden zueinander ganz genau beurteilen? Aber ich weiß, daß der Fürſt ſie dann immer aufs tiefſte kränkte; und wodurch? Ja, ſonderbarerweiſe durch fortwährende Eiferſucht. Übrigens, darauf werde ich ſpäter noch zurückkommen; aber eines möchte ich hier doch noch bemerken: es iſt ſchwer zu ſagen, wer von ihnen den anderen mehr quälte. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß Liſa, die uns gegenüber auf ihren Helden ſo ſtolz war, ſich ihm gegenüber, unter vier Augen, ganz anders verhielt. Ich vermute das ſogar ſehr ſtark — nach einigen Anhaltspunkten, auf die ich noch zurückkommen werde.

So war denn, was meine Gefühle und mein Verhalten zu Liſa betrifft, alles Äußere, Sichtbare nur eine Vortäuſchung, und zwar ſowohl von mir wie von ihr aus; denn im Grunde haben wir uns niemals ſtärker geliebt als eben in jener Zeit. Ich muß hier noch bemerken, daß Liſa ſich zu Makar Iwanowitſch, nachdem die erſte Ver-

wunderung und das erſte Intereſſe vergangen waren, aus irgendeinem Grunde faſt geringſchätzig, ja ſogar hochmütig verhielt. Sie ſchien ihm abſichtlich nicht die geringſte Beachtung zu ſchenken.

Als ich mir vorgenommen hatte zu ſchweigen — ich habe das bereits erwähnt —, da war ich natürlich überzeugt geweſen, wie man das in der Theorie ja immer iſt, daß ich meinen Vorſatz auch durchführen würde. Oh, mit Werſſiloff zum Beiſpiel hätte ich eher von der Zoologie oder von den römiſchen Imperatoren geſprochen als von, ſagen wir, von — „ihr" oder etwa von jener wichtigſten Zeile in ſeinem Brief an ſie, wo er ihr mitteilt, daß das Dokument durchaus nicht vernichtet ſei und noch eine Rolle ſpielen könne, — von jener Zeile, an die ich ſogleich wieder zu denken begann, kaum daß ich nach den Fieberdelirien zu Bewußtſein und zur Beſinnung gekommen war. Aber, ach! Schon bei den erſten Schritten in der Praxis, ja faſt ſogar ſchon vor dem erſten Schritt, erkannte ich, wie ſchwer und unmöglich es iſt, ſolche Vorſätze zu erfüllen: ſchon am folgenden Tage nach meiner erſten Begegnung mit Makar Iwanowitſch wurde ich durch eine überraſchende Neuigkeit furchtbar aufgeregt.

II.

Dieſe mich furchtbar aufregende Neuigkeit erfuhr ich durch Darja Onißimowna, die Mutter der verſtorbenen Oljá, die mich ganz unerwartet beſuchte. Von Mama hatte ich ſchon gehört, daß Darja Onißimowna bereits während meiner Krankheit zweimal bei uns geweſen war und große Teilnahme für mein Befinden gezeigt hatte. Ob nun dieſe „gute Frau", wie Mama ſie immer nannte,

nur wie früher Mama beſucht hatte, oder ob ſie hauptſächlich meinetwegen gekommen war, danach hatte ich nicht gefragt. Gewöhnlich erzählte mir Mama, wenn ſie mir die Suppe brachte und mich fütterte (als ich noch nicht ſelbſt den Löffel führen konnte), alles, was im Hauſe geſchehen war, um mich zu zerſtreuen: ich aber gab mir jedesmal hartnäckig den Anſchein, als ob mich alle dieſe Mitteilungen wenig intereſſierten; ſo hatte ich denn auch wegen der Darja Onißimowna nichts weiter gefragt und einfach geſchwiegen.

Es war gegen elf Uhr; ich wollte gerade aufſtehen, um mich in den Lehnſtuhl am Tiſch zu ſetzen, als Darja Onißimowna in mein Zimmer trat. Da blieb ich abſichtlich im Bett. Mama war oben mit irgend etwas beſchäftigt und konnte nicht herunterkommen, und ſo waren wir denn auf einmal allein. Sie ſetzte ſich mir gegenüber auf einen Stuhl, lächelte und ſagte kein Wort. Ich ſah voraus, was bevorſtand: wir würden, wie im Geſellſchaftsſpiel, uns gegenſeitig im Schweigen zu überbieten ſuchen; und überhaupt ärgerte mich ihr Beſuch. Ich nickte ihr nicht einmal zu und ſah ihr ſchweigend gerade in die Augen: aber ſie ſah mich gleichfalls unbeweglich an.

„Sie langweilen ſich jetzt wohl in der Wohnung des Fürſten, ſeitdem Sie dort allein ſind?“ fragte ich auf einmal, da ich die Geduld verlor.

„Nein, ich bin nicht mehr in jener Wohnung. Ich bin jetzt, dank Anna Andrejewna, bei dem Kindchen.“

„Bei weſſen Kindchen?“

Sie ſah ſich nach der Tür um und flüſterte vertraulich geheimnisvoll:

„Bei Herrn Werſſiloffs Kindchen!“

„Aber dafür ſorgt doch Tatjana Pawlowna ..."
„Ganz recht, ganz recht, auch Tatjana Pawlowna und auch Anna Andrejewna, beide zuſammen, und Liſaweta Makarowna auch, und auch Ihre Mama ... alle. Alle ſorgen ſie dafür. Tatjana Pawlowna und Anna Andrejewna ſind jetzt ſehr befreundet miteinander."
Das war eine Neuigkeit. Sie belebte ſich förmlich beim Sprechen. Ich ſah ſie an und haßte ſie.
„Sie ſind ja ſeit dem letztenmal, als Sie bei mir waren, recht munter geworden."
„Ach, ja."
„Sie ſcheinen auch zugenommen zu haben?"
Sie ſah mich ſonderbar an.
„Ich habe ſie ſehr liebgewonnen, ſehr."
„Wen denn?"
„Anna Andrejewna doch. Sehr lieb. Sie ſind ein ſo edles Fräulein und ſo klug ..."
„So ſo. Und wie fühlt ſie ſich denn jetzt?"
„Sie ſind ſehr ruhig, ſehr."
„Das iſt ſie ja immer geweſen."
„Ganz recht, ſie ſind immer ſo."
„Wenn Sie mit Klatſchgeſchichten hergekommen ſind," ſchrie ich plötzlich, da ich nicht mehr an mich halten konnte, „ſo laſſen Sie ſich geſagt ſein, daß ich mit alledem nichts mehr zu tun haben will, ich habe beſchloſſen, alles im Stich zu laſſen ... alles und alle, mir iſt's egal, — ich gehe weg! ..."
Ich beſann mich plötzlich und hielt inne. Es ſchien mir erniedrigend, daß ich ihr gewiſſermaßen meine neuen Pläne mitteilte. Sie aber zeigte weder Erſtaunen noch Erregung, und es folgte wieder Schweigen. Plötzlich

ſtand ſie auf, ging zur Tür und ſah ins Nebenzimmer. Als ſie ſich überzeugt hatte, daß dort niemand war, kehrte ſie ganz ruhig zurück und ſetzte ſich auf ihren früheren Platz.

„Das haben Sie gut gemacht!“ ſagte ich plötzlich lachend.

„Werden Sie Ihre Wohnung bei dem Beamten behalten?“ fragte ſie auf einmal, wobei ſie ſich ein wenig zu mir vorbeugte und die Stimme ſenkte, ganz als wäre das die wichtigſte Frage, und als wäre ſie nur zu dem Zweck zu mir gekommen, um darüber etwas zu erfahren.

„Meine Wohnung? Ich weiß nicht. Vielleicht gebe ich ſie auch auf ... Wie ſoll ich das wiſſen?“

„Ihre Wirtsleute erwarten Sie ſehr; jener Beamte iſt ſchon ganz ungeduldig, auch ſeine Frau. Herr Werſſiloff hat ihnen verſichert, Sie würden beſtimmt zu ihnen zurückkehren.“

„Ja, aber weshalb intereſſieren Sie ſich denn dafür?“

„Anna Andrejewna wollte das gern wiſſen; ſie waren ſehr zufrieden, als ſie erfuhren, daß Sie dort bleiben.“

„Aber woher weiß ſie denn, daß ich in der Wohnung bleibe?“

Ich wollte noch hinzufügen: „Und was geht das Anna Andrejewna an?“ — bezwang mich aber und unterließ die Frage aus Stolz, da ich ſie nicht ausfragen wollte!

„Auch Herr Lambert haben dasſelbe beſtätigt.“

„Wa—a—as?“

„Ja, Herr Lambert haben auch Andrei Petrowitſch beſtätigt, Sie würden beſtimmt dort bleiben, und auch Anna Andrejewna haben ſie deſſen verſichert.“

Ich war ſtarr vor Schreck. Was hatte das nun wieder

zu bedeuten! Lambert kennt bereits Werſſiloff, Lambert war ſchon bis zu Werſſiloff vorgedrungen, — Lambert und Anna Andrejewna, er war bis zu Anna Andrejewna vorgedrungen! Mir wurde ganz heiß, aber ich ſchwieg. Eine Flut von Stolz erfüllte mich plötzlich ganz, von Stolz, oder ich weiß nicht von was. Aber ich ſagte mir in dem Augenblick: „Wenn ich jetzt auch nur ein Wort der Erklärung verlange, ſo verwickle ich mich wieder in dieſe Welt und werde mich nie mehr aus ihr herausreißen können.“ Haß entbrannte in meinem Herzen. Ich nahm mich mit aller Gewalt zuſammen und beſchloß zu ſchweigen; ich lag unbeweglich. Sie ſchwieg gleichfalls, das Schweigen dauerte ſchon minutenlang.

„Was macht der alte Fürſt Nikolai Iwanowitſch?“ fragte ich auf einmal, als hätte ich jede Überlegung verloren. Das heißt, ich fragte ja nur, um auf ein anderes Thema zu kommen, dabei ſtellte ich aber aus Verſehen die allerwichtigſte Frage, und ſo kehrte ich wie ein Wahnſinniger wieder in jene Welt zurück, aus der zu fliehen ich noch vor einem Augenblick ſo krampfhaft beſchloſſen hatte.

„Der alte Fürſt ſind in Zarſkoje Sſelo. Der Fürſt waren nicht ganz geſund, und in der Stadt herrſchen jetzt ſo viele Krankheiten, Influenza und Fieber; da haben denn alle dem Fürſten geraten, doch nach Zarſkoje in ihr eigenes Haus überzuſiedeln, wegen der guten Luft.“

Ich antwortete nichts.

„Anna Andrejewna und die Generalin beſuchen den Fürſten alle drei Tage einmal, ſie fahren dann auch zuſammen hin.“

Anna Andrejewna und die „Generalin“ (das heißt

„ſie“) — waren Freundinnen! Sie fuhren zuſammen zum alten Fürſten! — Ich ſchwieg.

„Sie ſind jetzt beide ſo befreundet, und Anna Andrejewna äußern ſich dermaßen freundlich über Katerina Nikolajewna . . .“

Ich ſchwieg immer noch.

„Und Katerina Nikolajewna haben ſich wieder in die Welt begeben, machen ein Feſt nach dem anderen mit und glänzen überall. Man ſpricht davon, daß bei Hofe alle Herren in ſie verliebt ſeien . . . aber mit Herrn Bjoring iſt es ganz aus, und die Hochzeit wird nicht ſtattfinden, das ſagen alle . . . nachdem jene Geſchichte dazwiſchengekommen iſt.“

Das heißt, nach der Geſchichte mit Werſſiloffs Brief. Ich zitterte nur, ſagte aber kein Wort.

„Anna Andrejewna bedauern ſo ſehr den Fürſten Sſergei Petrowitſch, und Katerina Nikolajewna tun das gleichfalls, und alle ſagen, er werde freigeſprochen werden, jener andere aber, der Stebelkoff, werde verurteilt werden . . .“

Ich ſah ſie haßerfüllt an. Sie erhob ſich und beugte ſich plötzlich über mich:

„Anna Andrejewna haben mich ausdrücklich gebeten, mich nach Ihrer Geſundheit zu erkundigen,“ ſagte ſie ganz leiſe flüſternd, „und haben mich beauftragt, Sie recht ſehr zu bitten, bei ihr vorzuſprechen, ſobald Sie nur auszugehen anfangen. Leben Sie wohl. Werden Sie bald geſund. Ich werde es ihr ſo ſagen . . .“

Sie ging. Ich ſetzte mich im Bett auf, kalter Schweiß krat auf meiner Stirn hervor, aber ich fühlte eigentlich gar keinen Schreck: die für mich unbegreifliche, unge-

heuerliche Nachricht von Lambert und ſeinen Machenſchaften zum Beiſpiel hatte mich tatſächlich faſt gar nicht erſchreckt, d. h. wenn ich den Eindruck dieſer Nachricht mit der vielleicht ungerechtfertigten Angſt verglich, mit der ich während der Krankheit und der erſten Tage meiner Geneſung, ohne mir darüber Rechenſchaft abzulegen, an meine Begegnung mit ihm in jener Nacht gedacht hatte. Im Gegenteil, in jenen erſten wirren Augenblicken auf dem Bett, gleich nachdem Darja Onißimowna gegangen war, hielt ich mich bei dem Gedanken an Lambert überhaupt nicht auf . . . mich beſchäftigte vor allem die Nachricht, die ſ i e betraf — ihr Bruch mit Bjoring, ihr Glück in der Geſellſchaft, ihre Feſte und ihr Erfolg. „Sie glänzen überall," glaubte ich Darja Onißimownas Stimme noch ſagen zu hören. Und plötzlich fühlte ich, daß ich mich aus dieſem Strudel mit meinen Kräften nicht mehr herausarbeiten konnte, wenn ich es auch noch fertiggebracht hatte, zu ſchweigen und Darja Onißimowna nach ihren Wundergeſchichten nicht weiter auszufragen! Ein maßloſes Verlangen nach jenem Leben, nach jenem a n d e r e n Leben, erfüllte auf einmal meine ganze Seele und . . . und dann noch eine andere ſüße Luſt, die ich bis zum ſeligſten Glück und bis zu quälender Pein empfand. Meine Gedanken aber drehten ſich gleichſam im Kreiſe, doch ich ließ ſie ſich drehen. „Da iſt nichts zu überlegen!" ſagte mir mein Gefühl. „Mama hat mir auch verſchwiegen, daß Lambert hier geweſen iſt," dachte ich ſprunghaft, „das hat Werſſiloff ihr geſagt, daß ſie darüber ſchweigen ſoll . . . Ich ſterbe eher, als daß ich Werſſiloff nach Lambert frage!" — „Werſſiloff," fiel es mir wieder blitzartig ein, „Werſſiloff und

Lambert, oh, wieviel Neues ſich da bei ihnen zugetragen hat! Bravo, Werſſiloff! Da hat er den Bjoring mit ſeinem Brief doch abgeſchreckt; er hat ſie verleumdet, la calomnie . . . il en reste toujours quelque chose, und der deutſche Hofmann hat Angſt bekommen vor einem Skandal — haha, da hat ſie ihre Lehre!" — „Lambert . . . ſollte Lambert am Ende ſchon bis zu ihr vorgedrungen ſein? Das fehlte noch! Aber warum ſollte ſie ſich nicht auch mit ihm ‚abgeben'?"

Doch dann ſchleuderte ich auf einmal alle dieſe unſinnigen Gedanken von mir und warf mich verzweifelt zurück auf mein Kiſſen. „Nein, das darf nicht ſein!" rief ich plötzlich entſchloſſen, ſprang aus dem Bett und zog die Pantoffeln und den Schlafrock an, um mich geradeswegs nach dem Zimmer Makar Iwanowitſchs zu begeben, ganz als wäre dort die Ablenkung von allen Anfechtungen, die Rettung und Erlöſung, der Anker, an dem ich mich würde halten können.

Es iſt in der Tat möglich, daß ich damals dieſen Gedanken mit allen Kräften meiner Seele fühlte; weshalb wäre ich denn ſonſt ſo plötzlich und gewaltſam aufgeſprungen, um mich in dieſer Gemütsverfaſſung zu Makar Iwanowitſch zu retten?

III.

Doch bei Makar Iwanowitſch traf ich ganz gegen meine Erwartung noch andere — Mama und den Doktor. Da ich jedoch aus einem unbekannten Grunde überzeugt geweſen war, daß ich den Alten wieder ſo allein antreffen werde wie tags zuvor, blieb ich vor Überraſchung geradezu verſtändnislos in der Tür ſtehen. Aber noch ve-

vor ich dazu kam, ein geärgertes Geſicht zu machen, erſchien auch ſchon Werſſiloff, und ihm folgte Liſa ... So fanden ſich plötzlich alle, Gott weiß weshalb, bei Makar Iwanowitſch ein, und gerade in einem Augenblick, wo mir das gar nicht paßte!

„Ich bin gekommen, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen," ſagte ich und ging geradeaus auf Makar Iwanowitſch zu.

„Danke dir, Lieber, hab' dich erwartet: ich wußte, daß du kommen würdeſt! Hab' in der Nacht an dich gedacht." Er blickte mir freundlich in die Augen, und ich ſah es ihm an, daß er mich wohl von allen am meiſten liebte. Aber gleichzeitig fiel mir auf, ganz unwillkürlich, daß ſein Geſicht zwar heiter war, ſeine Krankheit jedoch im Lauf der Nacht Fortſchritte gemacht hatte. Er war ſoeben vom Doktor gründlich unterſucht worden. Später erfuhr ich, daß dieſer Doktor (derſelbe junge Arzt, über den ich mich ſo geärgert hatte, und der ſchon am Tage der Ankunft Makar Iwanowitſchs zu Rate gezogen worden war) — daß dieſer Doktor ſeinen neuen Patienten ſehr gewiſſenhaft behandelte und eine — die mediziniſchen Ausdrücke habe ich vergeſſen — jedenfalls eine Verſchlimmerung verſchiedener Krankheiten in ihm feſtgeſtellt hatte. Wie ich auf den erſten Blick bemerkte, ſtand Makar Iwanowitſch bereits in dem engſten Freundſchaftsverhältnis zu ihm, und in demſelben Augenblick mißfiel mir das auch ſchon. Übrigens war ich gerade beſonders ſchlecht aufgelegt.

„Nun, Alexander Sſemjonowitſch, wie ſteht es denn heute mit unſerem lieben Kranken?" erkundigte ſich Werſſiloff beim Doktor.

Wenn ich nicht so erschüttert und verstimmt gewesen wäre, hätte ich sogleich mit ungeheurem Interesse Werssiloffs Verhalten zu diesem Greise beobachtet; ich hatte schon am Abend vorher darüber nachgedacht. Jetzt überraschte mich vor allem ein ungewöhnlich weicher und sympathischer Ausdruck in Werssiloffs Gesicht. Es lag etwas unendlich Aufrichtiges darin. Ich habe, glaube ich, schon einmal irgendwo gesagt, daß Werssiloffs Gesicht ganz überraschend schön werden konnte, sobald er nur ein wenig offener und treuherziger wurde.

„Ja, sehen Sie mal, wir zanken uns beständig," erwiderte der Doktor.

„Sie und Makar Iwanowitsch? Nicht möglich! Mit ihm kann man sich nicht zanken."

„Er gehorcht doch nicht: in der Nacht will er nicht schlafen . . ."

„Nun hör' schon auf, Alexander Ssemjonowitsch, hast mich doch schon genug gescholten," sagte Makar Iwanowitsch lachend. „Nun, und wie ist es denn, Väterchen Andrei Petrowitsch, wie hat man denn unser Fräulein abgeurteilt? — Sie ist mir hier schon den ganzen Morgen so in Angst und Bangen und in Unruhe," fügte er hinzu, indem er auf Mama wies.

„Ach, Andrei Petrowitsch," rief Mama tatsächlich sehr beunruhigt, „erzähl uns nur schneller, quäl uns nicht: wie ist es denn für die Arme ausgegangen?"

„Ja, da hat man nun unser Fräulein verurteilt!"

„Ach Gott!" rief Mama.

„Beruhige dich, nicht zu sibirischer Zwangsarbeit: bloß zu fünfzehn Rubel Strafe, alles in allem. Es war ein richtiges Lustspiel!"

Er ſetzte ſich, und auch der Doktor nahm Platz. Das Geſpräch bezog ſich auf Tatjana Pawlowna und auf eine Geſchichte, von der ich noch nichts wußte. Mein Platz war links von Makar Iwanowitſch, und Liſa ſaß mir gegenüber, rechts von ihm; ſie hatte an dieſem Morgen ſichtlich einen beſonderen Kummer, mit dem ſie zu Mama gekommen war; in ihrem Geſichtsausdruck lag Unruhe und Gereiztheit. Plötzlich trafen ſich unſere Blicke, und ich dachte bei mir: „Wir haben beide die Schmach kennen gelernt, ich muß den erſten Schritt zur Annäherung tun.“ Mein Herz wurde plötzlich weich. Doch Werſſiloff begann nun, von dem großen Ereignis dieſes Morgens zu erzählen.

Zwiſchen Tatjana Pawlowna und ihrer Köchin war es ſchließlich zu einem Prozeß gekommen, der an dieſem Morgen vor dem Friedensrichter ſeine Erledigung gefunden hatte. Der Anlaß war eine ganz lächerliche Geſchichte. Ich habe bereits erwähnt, daß ihre Köchin, die übellaunige Finnländerin, manchmal, wenn die Bosheit über ſie kam, wochenlang ſchweigen konnte und ihrer Herrin Tatjana Pawlowna nicht einmal auf deren Fragen antwortete; desgleichen habe ich ſchon erwähnt, daß Tatjana Pawlowna ihr gegenüber von einer unbegreiflichen Schwäche war, ſich vieles von ihr gefallen ließ und ſie um keinen Preis endlich und ein für allemal zum Teufel jagen wollte. Meiner Anſicht nach verdienen alle dieſe pſychopathiſchen Launen alter Jungfern und Damen nur die größte Verachtung und ſind es wirklich nicht wert, beachtet zu werden; wenn ich mich trotzdem entſchließe, dieſe Geſchichte hier zu erwähnen, ſo geſchieht das nur, weil dieſe Köchin ſpäter, im weiteren

Verlauf meiner Geſchichte, eine nicht geringe und verhängnisvolle Rolle zu ſpielen haben wird. Kurz, eines Tages war Tatjana Pawlowna ſchließlich die Geduld geriſſen, und ſie hatte der eigenſinnigen Perſon, die wieder ſchon ein paar Tage lang ſchwieg, eine Ohrfeige gegeben, was früher noch nie vorgekommen war. Die Köchin hatte auch auf die Ohrfeige nicht den leiſeſten Ton geantwortet, war aber noch an demſelben Tage zu einem Midſhipman außer Dienſten, namens Oſſjotroff, gegangen, der dort irgendwo an der Hintertreppe in einer elenden Kammer hauſte und ſich mit kleinen Verdienſten für Ratſchläge, Abfaſſungen von Eingaben oder Vertretungen vor Gericht, kümmerlich durchſchlug. Und die Folge der Ohrfeige war, daß Tatjana Pawlowna vor dem Friedensrichter erſcheinen mußte, und Werſſiloff als Zeuge vorgeladen wurde.

Werſſiloff erzählte nun den ganzen Hergang der Verhandlung ſo luſtig und witzig, daß ſelbſt Mama lachen mußte; er ahmte ſie alle nach, Tatjana Pawlowna, den Midſhipman und die Köchin. Letztere hatte dem Gericht gleich zu Anfang erklärt, ſie bäte um eine Geldſtrafe; „denn wenn das gnädige Fräulein eingeſteckt wird, für wen ſoll ich dann kochen?“ Auf die Fragen des Richters hatte Tatjana Pawlowna mit gewaltigem Hochmut geantwortet, ohne ſich zu einem Rechtfertigungsverſuch überhaupt herabzulaſſen, und zum Schluß hatte ſie noch geſagt: „Ich habe ſie geſchlagen und werde mich nicht abhalten laſſen, ſie nach Gutdünken wieder zu ſchlagen!“ wofür ſie unverzüglich wegen ungebührlichen Verhaltens vor Gericht zu einer Strafzahlung von drei Rubeln verurteilt worden war. Der Midſhipman, ein lang auf-

geſchoſſener, hagerer junger Mann, hatte noch eine lange Rede zur Verteidigung ſeiner Klientin halten wollen, war aber ſchmählich aus dem Konzept gekommen und hatte nur den ganzen Gerichtsſaal erheitert. Die Verhandlung war bald erledigt geweſen, und Tatjana Pawlowna ward verurteilt, ihrer geohrfeigten Marja fünfzehn Rubel zu zahlen. Sie hatte auch ſofort das Portemonnaie hervorgezogen und das Geld auszahlen wollen, aber da war ſogleich der Midſhipman aufgetaucht und hatte die Hand hingehalten, um auch ſein Geld zu empfangen, doch Tatjana Pawlowna hatte ſeine Hand empört zur Seite geſtoßen und ſich zu Marja gewandt, die aber hatte das Geld nicht annehmen wollen: „Ach, laſſen Sie's ſchon gut ſein, gnädiges Fräulein, das iſt doch nicht nötig, es kann ja auf die Rechnung kommen, und mit dieſem hier werd' ich ſchon ſelber abrechnen!" — „Wozu haſt du dir überhaupt ſo einen langen Galgen genommen!" hatte Tatjana Pawlowna verſetzt, auf den Midſhipman weiſend, erſichtlich hocherfreut, daß ihre Marja endlich wieder ſprach. „Ach, wahrhaftig, das iſt wohl ſchon ein Galgen, gnädiges Fräulein," hatte Marja mit liſtigem Geſicht geantwortet, „haben gnädiges Fräulein die Kotelettes heute mit Erbſen beſtellt, ich hörte vorhin nicht in der Eile, aufs Gericht zu kommen?" — „Ach nein, mit Kohl, Marja, aber bitte laß ſie nicht wieder anbrennen, wie geſtern." — „Ach, heute werd ich mir ſchon beſondre Mühe geben, gnädiges Fräulein; darf ich's Händchen küſſen" — und ſie hatte ihr tatſächlich zum Zeichen der Verſöhnung die Hand geküßt. Mit einem Wort, der ganze Gerichtsſaal war aus dem Lachen nicht herausgekommen.

„Nein, wie ſonderbar dieſe Tatjana Pawlowna doch iſt!“ ſagte Mama kopfſchüttelnd, ſehr befriedigt durch den guten Ausgang und durch Andrei Petrowitſchs Wiedergabe, doch ſah ſie heimlich mit Unruhe zu Liſa hinüber.
„Sie iſt ſchon von Kindesbeinen an ein charaktervolles Fräulein geweſen,“ meinte Makar Iwanowitſch lächelnd.
„Galle und Müßiggang,“ verſetzte der Doktor.
„Das ſoll wohl ich ſein, die Charaktervolle von Kindesbeinen an, die Galle und der Müßiggang?“ platzte plötzlich Tatjana Pawlowna ins Zimmer — aber ſie ſchien ſehr zufrieden mit ſich. „Na, weißt du, Alexander Sſemjonowitſch, du als Doktorchen ſollteſt mir lieber nicht ſolchen Unſinn reden! Kennſt mich von deinem zehnten Lebensjahre an, da möcht' ich wiſſen, wann du mich müßig geſehen haſt, und was die Galle betrifft, ſo biſt du es ja ſelber, der mich ſchon ein ganzes Jahr lang deshalb behandelt, und wenn du mich nicht kurieren kannſt, ſo iſt das doch nur für dich eine Blamage. Na, jetzt habt ihr euch aber genug über mich luſtig gemacht; ſchönen Dank, Andrei Petrowitſch, daß du dir die Mühe gemacht haſt, aufs Gericht zu kommen. Na, und wie geht es denn dir, Makaruſchka, ich bin ja nur gekommen, um zu ſehen, wie es hier mit der Geſundheit ſteht, mit deiner natürlich nur, nicht mit der Geſundheit dieſes da,“ ſagte ſie und wies dabei auf mich, ſchlug mir aber gleichzeitig mit der Hand freundſchaftlich auf die Schulter; ich hatte ſie noch nie bei ſo guter Laune geſehen. „Na, wie ſteht es denn mit ihm?“ wandte ſie ſich mit beſorgt gerunzelter Stirn an den Doktor.
„Er will ſich nicht ins Bett legen, und dieſes Sitzen ermüdet ihn nur.“

„Ich ſitze ja nur ſo ein bißchen, wenn Menſchen da ſind," ſagte Makar Iwanowitſch unſicher, mit faſt kindlich bittendem Geſicht.

„Ja, das haben wir gern, das haben wir gern! — ich weiß ſchon: ſo im Kreiſe ſitzen, wenn man ſich um ihn verſammelt hat, und dann zu reden — ei freilich, ich kenne doch meinen Makaruſchka!" ſagte Tatjana Pawlowna.

„Wart', ſei nicht ſo hurtig," ſagte der Alte wieder lächelnd, indem er ſich zum Doktor wandte, „höre mich erſt an und laß mich ausſprechen: ich werd' mich ſchon hinlegen, Freundchen, aber ſieh, unſereins denkt ſo: ‚Legſt du dich erſt mal hin, dann ſtehſt du vielleicht überhaupt nicht mehr auf,' — ſiehſt du jetzt, Freundchen, was bei mir dahinterſteckt."

„Na ja, wußte ich doch, daß hier irgend ſo ein Aberglaube mit im Spiel iſt: ‚leg ich mich hin, ſo ſteh ich vielleicht überhaupt nicht mehr auf', — das iſt es ja, was Leute aus dem Volk ſo oft fürchten, weshalb ſie eine Krankheit lieber ſtehenden Fußes durchmachen, als daß ſie ins Krankenhaus gehen. Sie aber, Makar Iwanowitſch, Sie haben einfach Sehnſucht bekommen, Sehnſucht nach der Freiheit und der Landſtraße — darin beſteht Ihre ganze Krankheit, Sie ſind es nicht mehr gewohnt, lange an einem Ort zu leben. Sie ſind doch ein ſogenannter Pilger! Nun, und das Vagabundieren wird ja in unſerem Volk faſt ſchon zur Leidenſchaft. Das habe ich bereits mehr als einmal unter dem Volk beobachtet. Unſer ganzes Volk iſt ein Vagabund."

„So iſt Makar Iwanowitſch deiner Meinung nach ein Vagabund?" griff Tatjana Pawlowna das Wort auf.

„Oh, ich ſagte das ja nicht in dem Sinne; ich gebrauchte den Ausdruck nur im weiteſten Sinne. Nun, ſagen wir, er iſt ein religiöſer, ein gottesfürchtiger Vagabund, aber ſchließlich doch ein Vagabund. Ein Vagabund im guten, achtbaren Sinne, aber immerhin ein Vagabund ... Ich ſage das vom Standpunkte des Mediziners ..."

„Ich verſichere Sie," wandte ich mich plötzlich an den Doktor, „eher ſind wir Vagabunden, Sie und ich und wir alle, ſo viele hier ſind, nicht aber dieſer alte Mann, von dem wir alle, Sie einbegriffen, noch lernen könnten; denn er hat immerhin etwas Feſtſtehendes im Leben, wir aber, wie wir hier ſind, wir haben überhaupt nichts Feſtes im Leben ... Übrigens, wie ſollten Sie das begreifen können!"

Ich hatte das wohl in ziemlich ſcharfem Tone geſagt, aber ſo war es mir ganz recht. Eigentlich wußte ich nicht, weshalb ich noch dort ſaß; ich war wie nicht bei Sinnen.

„Was fällt dir nun wieder ein?" fragte Tatjana Pawlowna und ſah mich mißtrauiſch an. „Na, wie findeſt du ihn, Makar Iwanowitſch?" fragte ſie dieſen und wies dabei mit dem Finger auf mich.

„Gott ſegne ihn, er iſt gewitzigt," ſagte der Alte mit ernſtem Geſicht, aber bei dem Wort „gewitzigt" fingen faſt alle zu lachen an.

Ich konnte mich gerade noch ſo weit zuſammennehmen, daß ich ernſt blieb; am lauteſten lachte der Doktor. Dumm war nur, daß ich damals nichts von ihrer Übereinkunft wußte! Werſſiloff, der Doktor und Tatjana Pawlowna hatten ſich nämlich ſchon vor drei Tagen verabredet, alles aufzubieten, um Mama von ſchlimmen Vorahnungen und Befürchtungen für Makar Iwanowitſch

abzulenken; denn sein Zustand war schon viel hoffnungsloser, als ich damals ahnte. Deshalb also gaben sie sich Mühe, möglichst lustig zu sein, zu scherzen und zu lachen. Nur der Doktor war dumm und verstand darum auch keinen Scherz: daraus entstand dann später die ganze Geschichte. Wenn ich aber um diese Verabredung gewußt hätte, so würde ich es natürlich nicht dazu gebracht haben, wozu es nun kam. Lisa wußte auch nichts von der Verabredung.

Ich saß und hörte nur mit halbem Ohre zu; sie sprachen und lachten, mir aber gingen die ganze Zeit Darja Onißimowna und ihre Neuigkeiten durch den Kopf, und es war mir nicht möglich, diese Gedanken zu verscheuchen; ich glaubte, sie immer noch vor mir zu sehen, wie sie so sitzt und mich ansieht, sich dann leise erhebt, vorsichtig zur Tür geht und ins andere Zimmer späht. Auf einmal fingen sie alle laut zu lachen an. Tatjana Pawlowna hatte, ich weiß nicht, wie das Gespräch darauf gekommen war, den Doktor einen Gottlosen genannt: „Na, ihr Mediziner, ihr seid doch alle Gottlose! . . ."

„Makar Iwanowitsch!" rief sofort der Doktor, der auf eine höchst dumme Weise den Beleidigten spielte, der Gerechtigkeit heischt, „bin ich ein Gottloser?"

„Du ein Gottloser? Nein, du bist kein Gottloser," antwortete der Alte ehrlich, nachdem er ihn prüfend angesehen hatte. „Nein, Gott sei Dank!" Er schüttelte den Kopf. „Du bist ein heiterer Mensch."

„Und wer heiter ist, der ist schon kein Gottloser?" fragte der Doktor ironisch.

„Das ist in seiner Art ein Gedanke," bemerkte Werssiloff, lachte aber dabei gar nicht.

„Das iſt ſogar ein ſtarker Gedanke!“ rief ich unwillkürlich aus, ganz betroffen durch dieſen Gedanken.
Der Doktor ſah fragend von einem zum anderen.
„Dieſe Gelehrten, dieſe Studierten und großen Profeſſoren“ (wahrſcheinlich hatten ſie vorher von Profeſſoren geſprochen), begann Makar Iwanowitſch, den Blick ein wenig geſenkt, „vor denen hab' ich anfänglich gewaltige Angſt gehabt: ich hab' mich an ſie überhaupt nicht herangewagt; denn ich hab' nichts alſo gefürchtet wie den Gottloſen. Ich dachte bei mir: ich hab' doch nur eine einzige Seele; wenn ich die nun verderbe, kann ich doch keine andere mehr finden. Nun, mit der Zeit aber faßte ich Mut: ‚Was können ſie denn in aller Welt ſein,‘ dacht' ich, ‚Götter ſind ſie doch nimmer, ſondern Menſchen ganz wie unſereiner, Menſchen mit denſelben Leidenſchaften.‘ Und groß war auch meine Neugier: ‚Ich werde doch erfahren,‘ dacht' ich bei mir, ‚was das nun eigentlich iſt, ſelbige Gottloſigkeit.‘ Nur iſt mir, Freund, nachher ſelbſt dieſe Neugier ganz vergangen.“
Er verſtummte, doch man ſah ihm an, daß er weitersprechen wollte, immer mit demſelben ſtillen und ehrwürdigen Lächeln. Es gibt eine Einfalt, die allen und jedem vertraut und niemals Spott befürchtet. Solche Menſchen ſind immer beſchränkt; denn ſie ſind bereit, auch das Wertvollſte aus ihrem Herzen vor jedem erſten beſten auszubreiten. Aber bei Makar Iwanowitſch war es, wie mir ſchien, etwas ganz anderes, was ihn zu ſprechen veranlaßte, war es nicht die Gedankenloſigkeit der Einfalt: es kam in ihm gleichſam ein Propagandiſt zum Vorſchein. Mit Genugtuung hörte ich aus ſeinem Ton ſogar einen leiſen Spott heraus, der dem Doktor und viel-

leicht auch Werſſiloff galt. Was er nun ſagte, war offenbar eine Fortſetzung ihrer früheren Dispute im Laufe der Woche, doch zum Unglück fiel wieder jenes verhängnisvolle Wort, daß mich ſchon geſtern ſo elektriſiert hatte, und das mich nun zu einem Ausfall veranlaßte, den ich noch heute bedauere.

„Einen gottloſen Menſchen," fuhr der Alte geſammelt fort, „den würde ich vielleicht noch heutigentags fürchten; nur iſt das ſo eine Sache, Freund Alexander Sſemjonowitſch: einem wirklich Gottloſen bin ich in meinem ganzen Leben noch nicht begegnet. Statt ſeiner bin ich nur dem Ruheloſen begegnet—ſiehſt du, ſo muß man ihn richtiger nennen. Es ſind das die verſchiedenſten Leute; kannſt dir fürwahr gar nicht ausdenken, was für Leute das alles ſind: große und kleine, dumme und gelehrte, und manche darunter ſind ſogar von allereinfachſtem Stande, und alle ſind ſie ruhelos; denn ſie leſen und reden darüber ihr ganzes Leben lang, ſo ſie ſich an der Süße der Bücher geſättigt haben, ſelber aber verbleiben ſie ewig im Zweifel und können zu keinem Schluß kommen. Manch einer breitet ſich ſo weit aus, daß er ſich ſelber nicht mehr ſieht. Manch einer iſt in ſeiner Erbitterung härter denn ein Stein, ſein Herz aber iſt voll von Träumen. Manch einer wiederum iſt gefühllos und leichtſinnig und hat Genüge, wenn er ſeinen Spott belachen kann. Manch einer hat aus den Büchern nur die Blumen herausgepflückt, und auch die nur nach ſeinem Gefallen; er ſelber aber iſt unruhig, und es iſt in ihm gar kein Gefühl für das Rechte. Und ich ſage wiederum: es iſt viel Langeweile. Manch ein Geringer leidet wohl Not, er weiß nicht einmal, womit er ſeine Kinderchen

durchbringen ſoll, da es ihm an Brot gebricht, und er ſchläft auf ſtechendem Stroh, aber ſein Herz iſt doch heiter und leicht, und wenn er auch ſündigt und unflätig iſt, ſo iſt ſein Herz ihm dennoch alleweil leicht. So ein großer Herr dagegen hat zu eſſen und zu trinken in Hülle und Fülle und hat Gold in Haufen, in ſeinem Herzen aber iſt immer dieſelbe Schwermut. Manch einer hat alle Wiſſenſchaften ſtudiert — und doch weicht die Schwermut nicht von ihm. Ich denke ſo, daß je mehr Verſtand hinzukommt, um ſo mehr kommt auch Langeweile hinzu. Und wenn man noch das bedenkt: ſie lehren ſolange die Welt ſteht, aber was haben ſie denn Gutes gelehrt, daß die Welt davon die ſchönſte und heiterſte und eine von jeglicher Freude erfüllte Wohnung werde? Und ich ſage noch mehr: innere Schönheit haben ſie nicht und wollen ſie nicht einmal haben. Alle ſind ins Verderben geraten, nur lobt ein jeder ſein Verderben, ſich aber der einzigen Wahrheit zuzuwenden, daran denkt er nicht; ohne Gott aber zu leben iſt nur eine Qual. So kommt es, daß wir das verfluchen, wodurch wir erleuchtet werden, und das ſelber nicht einmal ahnen. Ja, und was hat es auch für einen Sinn: ſo einen Menſchen kann es ja gar nicht geben, der ſich nicht vor irgend etwas beugt; ein ſolcher Menſch würde ſich ſelber nicht ertragen können; kein Menſch könnte das. Wenn er Gott verſtoßen hat, ſo beugt er ſich vor einem Götzen — einem hölzernen oder goldenen oder einem gedanklichen. Götzendiener ſind das alles, aber nicht Gottloſe, ſieh, ſo muß man ſie nennen. — Aber wie ſollte es keine Gottloſen geben? Es gibt welche, die wirklich gottlos ſind, nur ſind dieſe viel ſchrecklicher als jene, dieweil ſie den Namen Gottes im

Munde führen. Von ſolchen hab' ich mehrfach gehört, aber begegnet bin ich ſo einem noch nie. Es gibt aber ſolche, und ich denke, es muß ſie auch geben."

„Es gibt ſolche," beſtätigte plötzlich Werſſiloff, „es gibt ſolche und ‚es muß ſie auch geben'."

„Unbedingt gibt es ſie und ‚muß es ſie auch geben'!" brach es unaufhaltſam und mit Leidenſchaft aus mir hervor, ich weiß ſelbſt nicht, weshalb, aber Werſſiloffs Ton riß mich hin, und in dem Ausſpruch, ‚es muß ſie auch geben', lag ein Gedanke, der mich gefangen nahm. Dieſes Geſpräch war für mich wirklich eine Überraſchung." Doch da geſchah plötzlich etwas ganz Unvorhergeſehenes.

IV.

Es war ein ſelten klarer Tag. Die Vorhänge im Zimmer Makar Iwanowitſchs waren anfänglich auf Anordnung des Doktors den Tag über nicht aufgezogen worden; jetzt aber hatte man vor das Fenſter einen Vorhang gehängt, der den oberen Teil des Fenſters freiließ, denn der Alte hatte ſich bei den früheren Vorhängen bedrückt gefühlt, da er die Sonne nicht ſehen konnte. Und wie wir nun ſo ſaßen, traf es ſich, daß ein Sonnenſtrahl auf einmal Makar Iwanowitſch gerade ins Geſicht ſchien. Im Eifer des Geſprächs hatte er das zunächſt gar nicht bemerkt, jedoch unwillkürlich ſchon ein paarmal den Kopf zur Seite gebogen, da der grelle Schein ſeine ſchwachen Augen blendete und reizte. Mama, die neben ihm ſtand, hatte ſchon unruhig nach dem Fenſter geblickt; man hätte das Fenſter einfach verhängen müſſen, doch um das Geſpräch

nicht zu unterbrechen, verſuchte ſie ſchließlich, die Bank, auf der Makar Iwanowitſch ſaß, etwas aus der Sonne zu rücken, wenn auch nur um eine Handbreit mehr nach rechts. Sie beugte ſich herab und erfaßte die Bank, konnte ſie aber nicht von der Stelle rücken: die Bank mit Makar Iwanowitſch darauf rührte ſich nicht. Makar Iwanowitſch hatte im Geſpräch nur unbewußt ihre Anſtrengung empfunden und unwillkürlich ſchon ein paarmal verſucht, ſich zu erheben, doch ſeine Füße hatten ihm den Dienſt verſagt. Mama aber fuhr immer noch fort, ſich zu bücken und zu ziehen, und das war es, was Liſa ſchließlich furchtbar ärgerte und aufbrachte. Ich erinnere mich, daß mir ſchon ein paar funkelnde, empörte Blicke von ihr aufgefallen waren, nur hatte ich im Augenblick nicht verſtanden, worauf ſie ſich bezogen, und außerdem war ich durch das Geſpräch ganz und gar in Anſpruch genommen. Plötzlich hören wir, wie ſie Makar Iwanowitſch beinahe anſchreit:

„So erheben Sie ſich doch ein wenig! Sehen Sie denn nicht, daß es ſo über Mamas Kraft geht!“

Der Alte ſah ſie mit einem ſchnellen Blick an, begriff ſofort, was ſie meinte, und verſuchte eilig, ſich zu erheben, doch es gelang ihm nicht: er kam nur eine Handbreit hoch und fiel wieder zurück.

„Ich kann nicht, Liebling,“ ſagte er traurig und ſah Liſa gewiſſermaßen gehorſam an.

„Erzählen können Sie ein ganzes Buch, aber ſich erheben, das können Sie nicht?“

„Liſa!“ rief Tatjana Pawlowna.

Makar Iwanowitſch verſuchte noch einmal mit aller Gewalt, ſich zu erheben.

„Nehmen Sie doch den Krückstock, er liegt ja neben Ihnen, versuchen Sie es mit dem Stock!" sagte Lisa noch einmal barsch.
„Ja, wirklich," sagte der Alte und griff hastig nach seinem Stock.
„Man muß ihm einfach helfen!" sagte Werssiloff schnell und erhob sich sofort; auch der Doktor und Tatjana Pawlowna sprangen auf, aber noch bevor sie ihm helfen konnten, hatte sich Makar Iwanowitsch, der sich aus aller Kraft auf den Stock stützte, schon von selbst erhoben, und nun stand er da in freudigem Triumph und blickte uns alle an.
„Da bin ich doch aufgestanden!" sagte er fast stolz und lachte froh. „Hab' Dank, Liebe, sieh mal, hast mich klug gemacht; und ich dachte schon, fürwahr, die Füße gehorchten mir gar nicht mehr . . ."
Aber er stand nicht lange; er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als plötzlich der Stock, auf den er sich mit der ganzen Schwere seines Körpers stützte, auf dem Teppich ausglitt, und da die Füße ihn nicht mehr trugen, stürzte er, dieser große alte Mann, plötzlich mit Wucht zu Boden. Das war geradezu furchtbar anzusehen. Alle schrien auf und eilten zu ihm, um ihn aufzuheben, aber zum Glück hatte er sich keinen Schaden getan: er war nur schwer und mit einem Krach auf beide Knie gestürzt, hatte aber doch noch die rechte Hand vorstemmen können, und so war er wenigstens nicht aufs Gesicht gefallen. Er wurde aufgehoben und aufs Bett gesetzt. Er war sehr bleich geworden, aber nicht vom Schreck, sondern von der Erschütterung. (Der Doktor hatte bei ihm außer allem anderen noch ein Herzleiden festgestellt).

Mama aber war vor Schreck außer ſich. Doch plötzlich wandte Makar Iwanowitſch, noch ganz bleich und zitternd und wohl noch nicht recht bei Beſinnung, das Geſicht Liſa zu und ſagte mit faſt zärtlicher leiſer Stimme:

„Nein, Liebe, ſieh, die Füße gehorchen mir doch nicht mehr!“

Ich kann gar nicht ſagen, was für einen Eindruck das damals auf mich machte! Das Erſchütterndſte war, daß in den Worten des armen Alten nicht die geringſte Klage, nicht der leiſeſte Vorwurf lag; im Gegenteil, man ſah ſofort, daß er aus Liſas Worten von Anfang an nichts Böſes herausgehört und alles ganz in Ordnung gefunden hatte, d. h. daß er für ſein Verſchulden gerade eine ſolche Zurechtweiſung verdient zu haben glaubte. Alles das wirkte natürlich furchtbar auf Liſa. Als er gefallen war, war ſie wie alle aufgeſprungen und ſtand nun leichenblaß da. Natürlich litt ſie, da ſie die Schuld an dem ganzen Unfall trug, doch als ſie dieſe Worte hörte, wurde ſie plötzlich, im Augenblick, feuerrot vor Scham und Reue.

„So, jetzt iſt es aber genug!“ kommandierte auf einmal Tatjana Pawlowna, „das kommt alles nur von dieſem Geſchwätz! Es iſt Zeit, auseinanderzugehen; was kann dabei Gutes herauskommen, wenn der Doktor ſelbſt zu ſchwätzen anfängt!“

„Sie haben recht,“ ſtimmte ihr Alexander Sſemjonowitſch freimütig bei, während er ſich noch bei dem Kranken zu ſchaffen machte. „Es war meine Schuld, Tatjana Pawlowna, ich hätte es früher ſagen ſollen, daß er Ruhe braucht.“

Aber Tatjana Pawlowna hatte ſich ſchon von ihm abgewandt: ſie ſtand und ſah wohl eine halbe Minute lang ſchweigend und geſpannt Liſa an.

„Komm her, Liſa, und gib mir einen Kuß, mir alten dummen Perſon, wenn du's nur willſt," ſagte ſie auf einmal ganz unerwartet.

Und ſie küßte Liſa, ich weiß nicht, wofür, aber gerade das war es, was man tun mußte; ich wäre am liebſten ſelbſt auf Tatjana Pawlowna zugeſtürzt und hätte ſie dafür geküßt. Sie hatte das einzig Richtige getan: ſtatt Liſa Vorwürfe zu machen, mußte man das neue, gute Gefühl, das ſich jetzt zweifellos in ihr erhob, mit Freude begrüßen und ſie dazu beglückwünſchen. Aber ſtatt das nun auch zu tun, ſprang ich plötzlich auf und ſagte laut, mit harter Stimme:

„Makar Iwanowitſch, Sie haben wieder das Wort ‚Schönheit' gebraucht, ‚innere Schönheit', und gerade dieſes Wort hat mich noch geſtern und alle dieſe Tage gequält . . . und überhaupt hat es mich mein Lebelang gequält, nur habe ich früher nicht gewußt, was mich quälte. Dieſes Zuſammentreffen der Worte halte ich für eine Schickſalsfügung, faſt für ein Wunder. Ich erkläre das in Ihrer Gegenwart . . ."

Aber man fiel mir ſogleich ins Wort und ließ mich nicht zu Ende ſprechen. Ich ſage nochmals: ich wußte nichts von ihrer Verabredung wegen Mama und Makar Iwanowitſch; ſie aber glaubten von mir natürlich, nach früheren Erfahrungen, ich wäre zu jedem Skandal von dieſer Art fähig.

„Schweig! Bringt ihn zum Schweigen!" rief Tatjana Pawlowna gleich ganz wild vor Wut. Mama erzitterte.

Makar Iwanowitſch, der den Schreck der anderen ſah, erſchrak gleichfalls.
„Arkadi, höre auf!“ rief Werſſiloff ſtreng.
„Für mich, meine Herrſchaften,“ rief ich noch lauter, „für mein Empfinden iſt es, Sie alle hier neben dieſem reinen Kinde zu ſehen (ich deutete auf Makar Iwanowitſch) — einfach eine Gemeinheit. Hier iſt nur eine Heilige — das iſt Mama, aber auch ſie . . .“
„Sie erſchrecken ihn!“ ſagte der Doktor eindringlich.
„Ich weiß, daß ich — ein Feind der ganzen Welt bin,“ ſtotterte ich (oder ſo etwas Ähnliches), ſah mich im Kreiſe um und blickte ſchließlich herausfordernd Werſſiloff an.
„Arkadi!“ rief er wieder, „einmal iſt es hier ſchon zu ſo einem Auftritt zwiſchen uns gekommen. Ich beſchwöre dich, beherrſche dich jetzt!“
Ich kann es nicht wiedergeben, mit was für einem ſtarken Gefühl er das ſagte. Eine außergewöhnliche, aufrichtige, tiefe Trauer ſprach aus ſeinem Geſicht. Das Erſtaunlichſte aber war, daß er ſo ausſah wie ein Menſch, der ſich ſeiner Schuld bewußt iſt: ich war der Richter, er — der Verbrecher. Das alles gab mir den Reſt.
„Ja!“ ſchrie ich zur Antwort, „genau ſo einen Auftritt hat es ſchon einmal gegeben, als ich Werſſiloff begrub und ihn aus meinem Herzen riß . . . Doch dann kam ſeine Auferſtehung von den Toten, jetzt aber . . . jetzt folgt kein Morgen mehr! . . . Aber Sie alle hier, Sie alle werden noch ſehen, wozu ich fähig bin: Sie laſſen ſich das ja nicht einmal träumen, was ich beweiſen kann!“
Und nachdem ich das geſagt hatte, ſtürzte ich in mein Zimmer. Werſſiloff kam mir eilig nach . . .

V.

Ich bekam einen Rückfall; das Fieber ſtieg beängſtigend ſchnell, und in der Nacht fing ich wieder zu phantaſieren an. Aber es war doch nicht alles nur Fieberdelirium: es waren auch Träume, unzählige, einer nach dem anderen, in ſinnloſer Folge, Träume, von denen ich nur einen Traum oder nur den Teil eines Traumes für mein ganzes Leben behalten habe. Ich will ihn ohne alle Erklärungen wiedergeben; dieſer Traum war prophetiſch, und ich kann ihn nicht übergehen.

Ich befand mich plötzlich, mit irgendeiner großen und ſtolzen Abſicht im Herzen, in einem hohen, großen Zimmer, es war aber nicht bei Tatjana Pawlowna; ich erinnere mich dieſes Zimmers noch ſehr genau; das erwähne ich hier ſchon vorgreifend. Und obgleich ich allein bin, fühle ich doch die ganze Zeit mit Unruhe und Pein, daß ich nicht allein bin, und daß man irgendwo auf mich wartet und irgend etwas von mir erwartet. Irgendwo hinter einer Tür ſitzen Menſchen und warten auf das, was ich tun werde. Ein unerträgliches Gefühl! „Wenn ich doch allein wäre!“ denke ich. Und auf einmal kommt ſie herein. Sie ſieht mich ſchüchtern an, ſie fürchtet ſich entſetzlich, ſie ſucht meinen Blick. Und ich halte das Dokument in der Hand. Sie lächelt, um mich zu beſtricken, ſie will ſich bei mir einſchmeicheln; ſie tut mir leid, aber ſchon fange ich an, Ekel zu empfinden. Auf einmal bedeckt ſie ihr Geſicht mit den Händen. Da werfe ich ihr mit unſäglicher Verachtung das Dokument hin: „Bitten Sie mich nicht, da haben Sie es, ich brauche nichts von Ihnen! Ich räche mich für alle mir angetane Schmach durch Verachtung!“ Und ich gehe aus dem

Zimmer, ganz erfüllt von maßloſem Stolz. Aber in der Tür, im Dunkeln, ergreift mich Lambert! „Dummkopf! Dummkopf!“ flüſtert er mir aufgebracht zu und hält mich an der Hand zurück, „ſie muß in einem billigen Stadtteil eine Penſion für adlige junge Mädchen eröffnen“ (d. h. wenn ihr Vater von mir dieſes Dokument erhielte — den unvorſichtigen Brief ſeiner Tochter an Andronikoff — ſie enterbte und aus dem Hauſe jagte. Ich habe dieſe Worte Lamberts buchſtäblich ſo niedergeſchrieben, wie er ſie in meinem Traum zu mir ſagte).

„Arkadi Makarowitſch ſucht ‚Schönheit‘,“ höre ich Anna Andrejewnas Stimme irgendwo in der Nähe ſagen, dort auf der Treppe; aber kein Lob, ſondern ein unerträglicher Spott klingt aus ihren Worten. Ich kehre mit Lambert ins Zimmer zurück. Doch wie ſ i e Lambert erblickt, beginnt ſie zu lachen. Mein erſter Eindruck iſt ein furchtbarer Schreck, ein Schreck, daß ich ſtehen bleibe und mich ihr nicht zu nähern wage. Ich ſehe ſie an und kann es nicht glauben; es iſt, als hätte ſie plötzlich eine Maske von ihrem Geſicht fallen laſſen: es ſind dieſelben Züge, aber es iſt, als wäre jeder Zug ihres Geſichtes durch unſägliche Schamloſigkeit entſtellt. „Den Preis, Gnädigſte, den Preis!“ ruft Lambert und beide lachen ſie noch mehr, mein Herz aber will ſtille ſtehen: „Oh, iſt denn dieſes ſchamloſe Weib — dieſelbe, deren Blick allein ſchon alle Tugenden in meinem Herzen erweckte?“

„Sieh, wozu dieſe Stolzen der hohen Kreiſe fähig ſind — für Geld!“ ruft Lambert. Aber die Schamloſe läßt ſich auch durch dieſe Worte nicht verwirren; ſie lacht gerade darüber, daß ich ſo erſchrocken bin. Oh, ſie iſt bereit, den Preis für das Dokument zu zahlen, das ſehe ich,

und . . . und was iſt mit mir? Schon fühle ich weder Mitleid noch Ekel; ich zittere, wie ich noch niemals gezittert habe . . . Ein neues Gefühl bemächtigt ſich meiner, ein unnennbares, das ich noch nie gekannt, und das ſo ſtark iſt wie die ganze Welt . . . Oh, jetzt bin ich ſchon nicht mehr imſtande, fortzugehen, oh, um keinen Preis! Und wie es mir gefällt, daß das ſo ſchamlos iſt! Ich ergreife ihre Hände, die Berührung ihrer Hände erſchüttert mich qualvoll, und ich nähere meine Lippen den ihren, dieſen ſchamloſen, roten, vor Lachen zitternden und mich rufenden Lippen.

Oh, hinweg mit dieſer niedrigen Erinnerung! Dieſer verwünſchte Traum! Ich ſchwöre, daß vor dieſem ſchamloſen Traum in meinem Geiſte noch nichts gelebt hatte, was einem ſo ſchändlichen Gedanken auch nur ähnlich geweſen wäre. Nicht einmal eine unfreiwillige Träumerei von der Art war bis dahin in mir geweſen (wenn ich auch das „Dokument" in meiner Taſche eingenäht trug und manchmal mit einem eigenen Lächeln nach dieſer Taſche gefühlt hatte). Wie aber war es denn möglich geweſen, daß alles das plötzlich in dieſer fertigen Form in mir hatte auftauchen können? Das kam daher, weil die Seele einer Spinne in mir war! Dieſer Traum beweiſt, daß alles dies in meinem wollüſtigen Herzen ſchon längſt gekeimt hatte und in ihm lag, in meinem W u n ſ ch lag, aber im wachen Zuſtande hatte mein Herz ſich deſſen noch geſchämt, und mein Geiſt hatte noch nicht gewagt, ſich etwas Ähnliches bewußt vorzuſtellen. Doch im Schlaf und Traum verriet und zeigte meine Seele, was in meinem Herzen war, zeigte es in deutlichen Bildern, der Wahrheit getreu und — in pro-

phetiſcher Form. War es denn wirklich das geweſen, was ich ihnen hatte beweiſen wollen, als ich am Morgen aus Makar Iwanowitſchs Zimmer geſtürzt war? Doch jetzt genug davon, vorläufig werde ich darauf nicht mehr zu ſprechen kommen! Dieſer Traum, den ich damals hatte, iſt eines der ſonderbarſten Erlebniſſe meines Lebens.

Drittes Kapitel.

I.

Nach drei Tagen ſtand ich am Morgen vom Bett auf, und als ich mich auf meine Füße ſtellte, fühlte ich, daß ich mich nun nicht wieder hinlegen würde. Mein ganzer Menſch empfand bereits die Nähe der völligen Geneſung. Vielleicht iſt es nicht der Mühe wert, alle dieſe kleinen Einzelheiten aufzuzeichnen, aber mit jenem Morgen begannen damals ein paar Tage, die, obſchon in ihnen nichts Beſonderes geſchah, doch unauslöſchlich in meinem Gedächtnis geblieben ſind, wie etwas Tröſtliches und Ruhiges, und das iſt etwas, was in meinen Erinnerungen nur ſelten vorkommt. Meinen damaligen Seelenzuſtand will ich vorläufig noch nicht ausführlicher ſchildern; wenn ich dem Leſer erzählte, welcher Art dieſer Zuſtand war, würde er mir gewiß nicht glauben. So mag denn alles ſpäter aus den Tatſachen ſich ſelbſt erklären. Fürs erſte ſage ich nur dieſes Eine: möge der Leſer nicht vergeſſen, daß ich von der „S e e l e e i n e r S p i n n e“ geſprochen habe. Und dieſe Seele — war in einem Menſchen, der im Namen der „Schönheit“ allen ſeinen Anverwandten und der ganzen Welt den Rücken kehren wollte! Das Verlangen nach Schönheit war in mir ſogar in hohem Maße vorhanden, und es war ein echtes und wirkliches Verlangen, wie aber und auf welche Weiſe es ſich mit anderen, Gott weiß was für Wünſchen in mir vertrug — das iſt für mich ſelbſt ein Geheimnis. Und das iſt mir auch immer ein Geheimnis geweſen: ich habe mich wohl ſchon tauſendmal über dieſe Fähigkeit des Menſchen (und wie mir ſcheint,

beſonders des Ruſſen) gewundert, das höchſte Ideal neben der niedrigſten Gemeinheit in ſeiner Seele hegen zu können, und beides mit vollkommener Aufrichtigkeit. Die Frage iſt jetzt nur, ob das eine beſondere Weitherzigkeit der Natur des ruſſiſchen Menſchen iſt, die ihn noch weit führen wird, oder aber — einfach menſchliche Gemeinheit?

Doch laſſen wir das. Wie dem auch ſein möge, jedenfalls trat damals ſo etwas wie eine Windſtille ein. Ich ſagte mir eben, daß ich unbedingt ſobald wie möglich geſund werden mußte, um ſobald wie möglich handeln zu können, und deshalb nahm ich mir vor, hygieniſch zu leben und die Vorſchriften des Doktors (gleichviel was für ein Menſch dieſer Doktor war) gewiſſenhaft zu beobachten; meine ſtürmiſchen Pläne aber verſchob ich mit außerordentlicher Vernünftigkeit (eine Frucht der „Weitherzigkeit") auf den Tag, da ich zum erſtenmal ausgehen würde, d. h. bis zu meiner völligen Geneſung. Auf welche Weiſe alle meine friedlichen Eindrücke und das Genießen beſagter Windſtille ſich mit und neben den qualvoll ſüßen und erregten Schlägen meines Herzens vertragen konnten, noch dazu bei dem ſtarken Vorgefühl nah bevorſtehender ſtürmiſcher Entſcheidungen — das weiß ich nicht; ich kann alles das wieder nur der „Weitherzigkeit" zuſchreiben. Aber die Unruhe, die ich noch unlängſt verſpürt hatte, war nicht mehr in mir; ich hatte alles auf jenen erwähnten Tag verſchoben und zitterte nicht mehr vor dem Kommenden, wie noch kurz zuvor, ſondern fühlte mich wie ein reicher Mann, der ſeiner Mittel und ſeiner Kraft ſicher iſt. Mein Hochmut und das Gefühl der Herausforderung dem Schickſal gegenüber, das mich er-

wartete, wurden immer größer. Zum Teil kam das wohl von der fortſchreitenden Geſundung und dem ſchnellen Zuſtrom neuer Lebenskräfte. Und gerade an dieſe Tage der endgültigen und vollſtändigen Geneſung denke ich jetzt mit wirklichem Vergnügen zurück.

Oh, man hatte mir ſchon alles verziehen, d. h. meinen ganzen Ausfall, und das taten dieſelben Menſchen, denen ich ins Geſicht geſagt hatte, ſie wären gemein! Das liebe ich an Menſchen, das nenne ich den Verſtand des Herzens; wenigſtens zog mich das ſofort zu ihnen hin, aber natürlich nur bis zu einem gewiſſen Grade. Mit Werſſiloff zum Beiſpiel fuhr ich fort, mich wie früher zu unterhalten, wir ſprachen wie zwei gute Bekannte, aber wiederum nur bis zu einer gewiſſen Grenze: ſobald wir merkten, daß man etwas mehr aus ſich herauszugehen begann (und das wollte bisweilen geſchehen), nahmen wir uns ſogleich wieder zuſammen, und es war dann, als ſchämten wir uns aus irgendeinem Grunde beide ein wenig. Es gibt Fälle, wo der Sieger nicht umhin kann, ſich vor dem Beſiegten zu ſchämen, gerade deshalb, weil er ihn beſiegt hat. Der Sieger war offenbar — ich; und ſo ſchämte ich mich denn auch.

An jenem Morgen, als ich nach meinem Rückfall zum erſtenmal aufgeſtanden war, kam er zu mir ins Zimmer, und da erſt teilte er mir ihre Verabredung mit, die ſie alle wegen Mama und Makar Iwanowitſch getroffen hatten: zum Schluß ſagte er mir noch, daß Makar Iwanowitſch ſich allerdings beſſer fühle, der Doktor aber für nichts einſtehe. Natürlich verſprach ich ihm ſogleich und von ganzem Herzen, künftighin vorſichtiger zu ſein. Die Art und Weiſe, wie Werſſiloff mir alles dies mit-

teilte und darüber ſprach, zeigte mir zu meiner Überraſchung, daß er ſelbſt um den alten Mann aufrichtig beſorgt war, ſogar viel mehr, als ich von einem Menſchen wie ihm jemals erwartete hätte; ich ſah, daß dieſer alte Mann auch ihm ſelbſt aus irgendeinem Grunde beſonders teuer war, und daß er ſich nicht nur Mamas wegen um ihn ſorgte. Das beſchäftigte mich von nun an auf das lebhafteſte, und ich will gleich geſtehen, daß ich an dieſem alten Mann vieles nicht bemerkt oder nicht weiter beachtet oder gar nicht zu ſchätzen verſtanden hätte, wenn Werſſiloff nicht geweſen wäre. So aber hat dieſer Alte eine der nachhaltigſten und eigenartigſten Erinnerungen in meinem Herzen hinterlaſſen.

Werſſiloff ſchien anfangs wegen meines Verkehrs mit Makar Iwanowitſch gewiſſe Befürchtungen zu hegen, das heißt, er war nicht ganz ſicher, ob er ſich auf meine Klugheit und mein Taktgefühl wirklich verlaſſen könne; deshalb war er ſpäter mehr als zufrieden, als er ſah, daß auch ich manchmal begreife, wie man ſich zu einem Menſchen von ganz anderen Anſchauungen zu verhalten hat, und daß ich, falls nötig, auch nachgiebig und duldſam ſein kann. Ich geſtehe auch ohne zu zögern (und ich glaube, mir dadurch nichts zu vergeben), daß ich in dieſem Mann aus dem Volk in bezug auf gewiſſe Gefühle und Anſichten manches für mich ganz Neue gefunden habe, etwas, was viel klarer und tröſtender war als meine frühere Auffaſſung dieſer Dinge. Nichtsdeſtoweniger war es ganz unmöglich, manchmal nicht aus der Haut zu fahren, wenn man auf ſeine Vorurteile ſtieß, an die er mit der allerempörendſten Ruhe und Unerſchütterlichkeit glaubte. Doch daran war natürlich

nur ſeine Unbildung ſchuld; ſeine Seele aber war ſo beſchaffen, daß ſie alles verſtehen konnte, und ſogar in einer Weiſe, daß ich noch bei keinem Menſchen ein größeres Verſtehen angetroffen habe.

II.

Vor allem war es ſeine ungeheure Offenherzigkeit und das vollkommene Fehlen jeglicher Eigenliebe, was einen, wie ich ſchon früher bemerkt habe, am meiſten zu ihm hinzog; man ahnte ſogleich ein Herz, das wohl kaum jemals ſündigte. Er hatte dieſe „Heiterkeit" des Herzens und deshalb jene „innere Schönheit". Das Wort „Heiterkeit" liebte er ſehr und gebrauchte es auch oft. Freilich kam manchmal eine gewiſſe krankhafte Verzücktheit über ihn, eine Ergriffenheit bis zur Krankhaftigkeit, — zum Teil, wie ich annehme, infolge des Fiebers, das ihn, ſtreng genommen, die ganze Zeit nicht völlig verließ; aber die innere Schönheit wurde dadurch nicht geſtört. Es gab in ihm auch Widerſprüche: neben einer erſtaunlichen Einfalt, die Ironie gewöhnlich überhaupt nicht wahrnahm (oft zu meinem Ärger), war in ihm gleichzeitig eine gewiſſe feine Schlauheit, die am häufigſten bei polemiſchen Scharmützeln hervortrat. Polemik liebte er ſehr, wenn auch nur Polemik auf ſeine Art. Man merkte, daß er viel in Rußland gewandert war, viel gehört hatte, aber, ich wiederhole, am meiſten liebte er das Ergreifende und alles, was rührend war, und gern erzählte er Geſchichten, die ans Herz griffen. Überhaupt liebte er es ſehr, zu erzählen. Ich habe ihn viel erzählen hören, ſowohl von ſeinen eigenen Wanderungen wie auch Legenden aus dem Leben der früheſten „Glau-

benskämpfer". Die Legenden waren mir nicht bekannt, aber ich glaube, er wird beim Erzählen vieles hinzu- oder umgedichtet haben, zumal er sie größtenteils aus der mündlichen Überlieferung des einfachen Volkes kannte. Manches klang auch so unglaubhaft, daß es einfach nicht anzuhören war. Aber trotz allen augenscheinlich freien Erfindungen oder unzweifelhaften Lügengeschichten kam immer wieder etwas erstaunlich Ganzes, Abgeschlossenes zum Vorschein: ein Ausdruck des Volkes und seines Gefühls, und das hatte fast immer etwas Rührendes . . . So ist mir von seinen Erzählungen unter anderen auch noch eine lange Geschichte im Gedächtnis geblieben: „Die Legende von der ägyptischen Maria." Von allen diesen Legenden hatte ich bis dahin gar keine Vorstellung gehabt. Ich kann ohne weiteres sagen: es war kaum möglich, sie ohne Tränen anzuhören, und zwar nicht so sehr vor Rührung, als aus einer ganz eigenartigen Begeisterung: man empfand etwas Ungewöhnliches und Glühendes, etwas von der Gewalt und Großartigkeit jener glühenden Wüste, durch die die Löwen streifen, und in der die Heilige umherirrt. Übrigens will ich diese Geschichte nicht wiedergeben: ich könnte es auch gar nicht.

Was mir sonst noch an Makar Iwanowitsch gefiel, waren seine eigenartigen Ansichten über gewisse noch sehr strittige Fragen aus dem Leben der Gegenwart. Einmal, zum Beispiel, erzählte er die Geschichte von einem Soldaten, die sich vor nicht langer Zeit zugetragen, und die er selbst miterlebt hatte. Es war da ein Soldat nach der Dienstzeit in die Heimat zurückgekehrt, aber es gefiel ihm nicht mehr, mit den Bauern zu leben, und

er gefiel den Bauern nicht. Der junge Mensch kam auf Abwege, begann zu trinken und schließlich führte er irgendwo einen Raub aus. Man hatte zwar keine sicheren Beweise gegen ihn, aber er wurde doch verhaftet und vors Gericht gebracht. Im Laufe der Verhandlungen war es dann dem Advokaten fast schon gelungen, die Geschworenen von der Unschuld des Angeklagten zu überzeugen, es gab eben keine Beweise gegen ihn, und da ließ sich nichts machen — als der Angeklagte, der ihm die ganze Zeit stumm zugehört hatte, plötzlich aufstand und seinen Verteidiger mit den Worten unterbrach: „Nein, du, halt ein mit dem Reden." Darauf erzählte er selbst den ganzen Vorgang und „vergaß auch das letzte Staubkörnchen nicht": unter Tränen der Reue legte er ein volles Geständnis ab. Die Geschworenen zogen sich zur Beratung zurück, kamen dann wieder in den Gerichtssaal, und ihr Urteil wurde verkündet: „Nein, er ist unschuldig." Alle klatschten in die Hände, freuten sich und schrien, der Soldat aber blieb stehen, wie er stand, rührte sich nicht vom Fleck, als wäre er zur Säule geworden, und begriff noch immer nichts; auch davon, was der Vorsitzende ihm zur Ermahnung sagte, bevor er ihn in die Freiheit entließ, verstand er nichts. So kehrte denn der Soldat in die Freiheit zurück, aber er konnte es selbst nicht fassen. Er fing an, sich zu grämen und nachzudenken, aß nicht, trank nicht, sprach mit keinem Menschen, und am fünften Tage ging er hin und erhängte sich. „Sieh, so ist es, mit einer Sünde in der Seele zu leben!" schloß Makar Iwanowitsch. Diese Geschichte war ja an sich nichts Besonderes, solcher Geschichten findet man heutzutage eine Unmenge in allen

Zeitungen; aber was mir dabei ausnehmend gefiel, war ſein Ton, und vor allen Dingen manche Ausſprüche, in denen entſchieden ein neuer Gedanke lag. Als er zum Beiſpiel von dieſem Soldaten erzählte, daß er nach ſeiner Rückkehr den Bauern nicht gefallen habe, äußerte er dazu: „Man weiß doch, was ein Soldat iſt: ein Soldat iſt ein verdorbener Bauer.“ Und als er auf den Verteidiger zu ſprechen kam, der den Prozeß beinahe ſchon gewonnen hatte, ſagte er: „Man weiß doch, was ſo'n Advokat iſt: ein Advokat iſt ein gemietetes Gewiſſen.“ Dieſe beiden Ausdrücke brachte er völlig ohne Mühe oder tiefſinniges Nachdenken hervor, ſie kamen für ihn ſelbſt ganz unverſehens. Dabei lag dieſen beiden Ausdrücken eine vollkommen eigene Auffaſſung zugrunde, — wenn auch nicht die des ganzen Volkes, ſo doch Makar Iwanowitſchs eigene, von keinem anderen entlehnte Anſchauung! Ja, derartige Volksurteile über manche Erſcheinungen ſind mitunter wirklich wunderbar in ihrer Urſprünglichkeit und Wahrheit.

„Aber wie denken Sie, Makar Iwanowitſch, über die Sünde des Selbſtmordes?“ fragte ich ihn bei der Gelegenheit.

„Der Selbſtmord iſt fürwahr die größte menſchliche Sünde,“ erwiderte er und ſeufzte; „aber Richter darüber iſt nur Gott allein, dieweil nur ihm alles bekannt iſt, jegliches Ziel und Maß. Wir aber müſſen gewißlich beten für einen ſolchen Sünder. Wenn du von ſolcher Sünde hörſt, bete vor dem Schlafengehen inbrünſtig für ſolchen Sünder; und ſo du um ihn auch nur einmal zu Gott aufſeufzeſt, auch wenn du den Sünder gar

nicht gekannt haſt, um ſo eher wird dein Gebet für ihn erhört werden."

„Aber was kann mein Gebet ihm noch helfen, wenn er ſchon verdammt iſt?"

„Was kannſt du wiſſen! Viele, ach viele ſind ungläubig und verleiten die Unwiſſenden; du aber höre nicht auf ſie, denn ſie wiſſen ſelber nicht, wohin ſie irren. Das Gebet aber für einen Verdammten von einem lebendigen Menſchen wird wahrlich erhört. Oder was glaubſt du, wie dem zumute iſt, der niemand hat, der für ihn betet? Deshalb füge, wenn du vor dem Schlafen dein Gebet ſprichſt, zum Schluß noch die Worte hinzu: ‚Erbarme dich, Herr, auch aller derer, die niemand haben, der für ſie betet.' Dies Gebet iſt gewißlich Gott wohlgefällig und wird auch erhört werden. Und bete auch für alle noch lebenden Sünder: ‚Herr, ſei du ſelbſt ihr Richter und ſei gnädig allen unbußfertigen Sündern,' — auch dies iſt ein gutes Gebet."

Ich verſprach ihm, ſo zu beten, denn ich fühlte, daß ich ihm mit dieſem Verſprechen eine große Freude bereiten würde. Und in der Tat ſah ich, wie ſein Geſicht vor Freude aufleuchtete. Doch ich will hier gleich hinzufügen, daß er ſich in ſolchen Fällen niemals hochmütig mir gegenüber verhielt, nicht wie ein überlegener Greis zu irgendeinem grünen Jüngling; im Gegenteil, er hörte auch mir, gleichviel worüber ich ſprach, ſogar ſehr gern zu, und immer mit großem Intereſſe; wohl in der Annahme, daß es nicht nutzlos wäre, obſchon ich noch ein „Jungling" war, wie er ſich in ſeiner eigenartigen Redeweiſe auszudrücken pflegte (er wußte ſehr gut, daß man „Jüngling" ſagen mußte und nicht „Jung-

ling"); aber er ſah doch, daß dieſer „Jungling" ihm an Bildung weit überlegen war. Unter anderem liebte er es ſehr, von dem Einſiedlerleben zu ſprechen, und er ſtellte den Einſiedler viel höher als den „Pilgrim". Ich widerſprach ihm lebhaft und wies immer wieder auf die Ichſucht dieſer Menſchen hin, die der Welt einfach den Rücken kehren und an den Nutzen nicht denken, den ſie der Menſchheit bringen könnten, einzig um der ichſüchtigen Idee der eigenen Rettung willen. Zunächſt verſtand er mich gar nicht, und ich vermute ſogar, daß er mich auch ſpäter nicht verſtand; jedenfalls verteidigte er das Einſiedlerleben ſehr. „Zu Anfang tut man ſich gewißlich ſelber leid" (d. h. wenn man Einſiedler wird), „dann aber wird die Freude mit jedem Tage größer, bis du zu guter Letzt Gott ſchauſt." — Daraufhin malte ich ihm denn ein ganzes Bild aus von der nützlichen Tätigkeit eines Gelehrten, eines Arztes oder überhaupt eines Menſchenfreundes in der Welt, und verſetzte ihn in wahres Entzücken, denn ich ſprach mit Begeiſterung; und er ſtimmte mir auch in einem fort bei: „So, Lieber, ſo, Gott ſegne dich, wahr iſt, was du denkſt." Doch als ich geendet hatte, war er nichtsdeſtoweniger gar nicht überzeugt: „Das iſt ſo, wie es iſt," meinte er mit einem tiefen Seufzer, „aber wie viele gibt es denn ſolcher, die ſtandhalten und ſich nicht ablenken laſſen? Geld iſt — wenn auch kein Gott, ſo doch eines Halbgottes gewaltige Verſuchung; und dann iſt da noch allerweil das weibliche Geſchlecht, dazu die Zweifel und Anfechtungen jedweder Art, und dazu kommt noch allgemach der Neid. Somit vergeſſen die Menſchen das Große und geben ſich mit dem Kleinen ab. In der Ein-

ſamkeit iſt das ganz anders: der Menſch feſtigt ſich in ſich ſelbſt und wird ſtark zu jeglicher großen Tat. Freund! Und was iſt denn in der Welt?" fragte er plötzlich mit tiefem Gefühl. „Iſt das nicht alleweil nur ein Traum? Nimm mal trocknen Sand und ſäe ihn auf einen Stein; wenn der gelbe Sand auf dem Stein dir aufgeht, alsdann wird dein Traum in der Welt in Erfüllung gehen, — ſieh, ſo ſagt man bei uns. Chriſtus ſagt: ‚Gehe hin und verteile deine Habe und werde zum Diener aller.' Und ſo du ſelbiges tuſt, wirſt du um unzähligemal reicher ſein, als du warſt; denn nicht durch Brot, nicht durch koſtbare Kleider, nicht durch Stolz und Neid wirſt du glücklich, ſondern durch unermeßlich geſteigerte Liebe. Nicht geringwertigen Reichtum erwirbſt du ſo, nicht etliche Hunderttauſend, nicht eine Million, ſondern erwirbſt dir die ganze Welt! Heutzutage ſammeln wir unerſättlich und verſchwenden mit Unvernunft, dann aber wird es weder Waiſen noch Bettler geben; denn alle werden mein ſein, meine Verwandten, alle werde ich verdient und erworben haben! Heutzutage iſt es nicht ſelten, daß auch dem Reichſten und Vornehmſten die Zahl ſeiner Tage gleichgültig iſt und er ſelber nicht weiß, was für ein Vergnügen er ſich noch ausdenken ſoll; dann aber werden deine Tage und Stunden ſich vertauſendfältigen, dieweil du nicht eine Minute wirſt verlieren wollen, da du jedwede in der Fröhlichkeit deines Herzens empfinden wirſt. Dann wirſt du auch nicht nur aus Büchern Weisheit erwerben, ſondern wirſt Gott von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen und die Erde wird heller denn die Sonne erſtrahlen, und es wird keine Trauer und kein

Seufzen ſein, ſondern ein einziges unſchätzbares Paradies . . .“

Dieſe begeiſterten Ausbrüche liebte gerade Werſſiloff, wie mir ſchien, ganz beſonders. An jenem Abend war er auch zugegen.

„Makar Iwanowitſch!“ unterbrach ich ihn auf einmal, und ich war ſelbſt über alle Maßen begeiſtert (ich erinnere mich jenes Abends noch gut), „aber das iſt doch Kommunismus, was Sie da predigen, ausgeſprochener Kommunismus!“

Und da er von der kommuniſtiſchen Lehre noch nichts ahnte, ja ſelbſt das Wort Kommunismus von mir jetzt zum erſtenmal hörte, ſo begann ich unverzüglich, ihm das Weſentliche dieſer Lehre, ſoweit ich ſelbſt Beſcheid darüber wußte, zu erklären. Nun war aber mein diesbezügliches Wiſſen, ehrlich geſagt, ziemlich mangelhaft und eigentlich recht unklar; ja, ich muß geſtehen, daß ich in dieſen Dingen auch jetzt noch nicht viel beſſer unterrichtet bin; doch was ich wußte, das erklärte ich ihm mit dem größten Eifer, ohne mich durch irgend etwas einſchüchtern zu laſſen. Noch heute denke ich mit Vergnügen an den mächtigen Eindruck, den ich damit auf den Alten machte. Das war faſt ſchon kein Eindruck mehr, ſondern geradezu eine Erſchütterung! Dabei intereſſierte er ſich ungeheuer für die hiſtoriſchen Einzelheiten: „Wo iſt das? Wie? Wer hat's eingeführt? Wer hat's geſagt?“ — Übrigens habe ich bemerkt, daß das einfache Volk überhaupt dieſe Eigenſchaft hat: wenn irgend etwas ſein Intereſſe erweckt, ſo gibt es ſich mit der allgemeinen Idee niemals zufrieden, ſondern verlangt unbedingt die ſicherſten und genaueſten An-

gaben aller Einzelheiten. Ich aber war gerade in den Einzelheiten nicht ganz ſicher, und da Werſſiloff zugegen war, ſo ſchämte ich mich ein wenig und geriet deshalb noch mehr in Eifer. Es endete damit, daß Makar Iwanowitſch, der ganz gerührt war, faſt zu jedem meiner Worte: „Ja, ja!“ ſagte, dabei aber, wie es ſchien, nicht mehr viel begriff und wohl auch den Faden verloren hatte. Ich wollte mich darüber faſt ſchon ärgern, doch da erhob ſich Werſſiloff und erklärte, es wäre Zeit, ſchlafen zu gehen. Wir hatten uns damals wieder alle bei Makar Iwanowitſch verſammelt, und es war in der Tat ſchon ſpät geworden. Als Werſſiloff wenige Minuten ſpäter noch für einen Augenblick in mein Zimmer trat, fragte ich ihn ſogleich, wie er über Makar Iwanowitſch denke, und wofür er ihn halte. Werſſiloff lächelte heiter. (Aber durchaus nicht wegen meiner fehlerhaften Angaben über den Kommunismus, — im Gegenteil, von ihnen ſprach er überhaupt nicht.) Ich ſage nochmals: er hatte Makar Iwanowitſch ganz entſchieden liebgewonnen. Mir war ſchon des öfteren ein ungemein anziehendes Lächeln in ſeinem Geſicht aufgefallen, wenn er dem Alten zuhörte — doch übrigens ſtand dieſes Lächeln einer Kritik durchaus nicht im Wege.

„Makar Iwanowitſch iſt vor allen Dingen kein Bauer, ſondern ein Hofknecht,“ antwortete er mir ſehr bereitwillig auf meine Frage, „ein ehemaliger Hofknecht und Diener, der als Diener und Sohn eines Dieners geboren iſt. In früheren Zeiten nahmen die Hofleute und die Dienerſchaft oft ſehr großen Anteil an dem privaten, religiöſen und geiſtigen Leben ihrer Guts-

herrſchaft. Merke dir, daß Makar Iwanowitſch ſich auch heute noch aufs lebhafteſte für Ereigniſſe aus dem herrſchaftlichen Leben, dem Leben der höheren Kreiſe intereſſiert. Du weißt noch nicht, wie ſehr ihn manche Vorgänge in Rußland, die ſich in der letzten Zeit zugetragen haben, beſchäftigen. Und weißt du auch, daß er ein großer Politiker iſt? Du brauchſt ihn nicht mit Honig zu bewirten, ſondern erzähle ihm nur, wie und wo Krieg geführt wird, und ob Ausſicht vorhanden iſt, daß auch wir bald Krieg führen werden — das wird ihm lieber ſein als der ſüßeſte Honig. Früher konnte ich ihn mit ſolchen Geſprächen geradezu ſelig machen. Die Wiſſenſchaften verehrt er ſehr, und am meiſten liebt er die Aſtronomie. Bei alledem hat er etwas ſo Selbſtändiges in ſich entwickelt, und dieſes Selbſtändige ſteht ſo feſt, daß du es in keinem einzigen Fall auch nur um Haaresbreite verrücken kannſt. Er hat Überzeugungen, und die ſind ſogar ziemlich klar . . . und auch aufrichtig. Trotz ſeiner vollkommenen Unbildung kann er einen plötzlich mit einer ganz genauen Kenntnis mancher Begriffe überraſchen, mit einer Kenntnis, die man bei ihm niemals vermutet hätte. Er preiſt mit Begeiſterung das Einſiedlerleben, er ſelbſt aber würde um keinen Preis Einſiedler oder Mönch werden, eben weil er ganz und gar ‚Vagabund‘ iſt, wie Alexander Sſemjonowitſch ihn ſo nett benannt hat. Nebenbei: über dieſen Alexander Sſemjonowitſch ärgerſt du dich ganz grundlos. Nun, und was wäre denn ſonſt noch von Makar Iwanowitſch zu ſagen? Es ſteckt in ihm auch ein Künſtler, er prägt oft eigene Worte, aber er gebraucht freilich auch Ausdrücke, die nicht ſeine eigenen ſind. Bei

logiſchen Auseinanderſetzungen verſagt er wohl ein wenig; bisweilen ſpricht er ſehr abſtrakt. Er hat Anwandlungen von Sentimentalität, aber von einer durchaus volklichen Sentimentalität, oder richtiger, von jener volklichen Rührung, die unſer Volk ſo verſchwenderiſch in ſein religiöſes Gefühl hineinlegt. Von ſeiner Treuherzigkeit und Güte ſchweige ich: davon zu ſprechen, ſteht uns beiden nicht an . . .“

III.

Um die Charakteriſtik Makar Iwanowitſchs zu beenden, will ich hier wenigſtens eine ſeiner Erzählungen wiedergeben, gerade eine aus dem ruſſiſchen Volksleben. Der Charakter aller dieſer Erzählungen war eigenartig; oder vielleicht iſt es richtiger, wenn ich ſage, daß ſie gar keinen allgemeinen Charakter hatten: eine allgemeine Moral oder Tendenz ließ ſich aus ihnen nicht herushören; das einzige, was man von ihnen ſagen könnte, wäre nur, daß ſie alle mehr oder weniger rührend waren. Aber es gab auch andere, nicht rührende Geſchichten; ja einige waren geradezu luſtig und enthielten ſogar Spott über manche lockeren Mönche, ſo daß er mit dem Erzählen dieſer Geſchichten ſeiner Idee unmittelbar ſchadete, — worauf ich ihn auch aufmerkſam machte, aber er verſtand gar nicht, was ich damit ſagen wollte. Manchmal war es ſchier unbegreiflich, was ihn denn eigentlich veranlaßte, ſo viel zu erzählen; wenigſtens habe ich mich über dieſe ſeine Redſeligkeit gewundert und ſie mir zum Teil nur durch ſeine Altersſchwäche und ſeinen krankhaften Zuſtand erklären können.

„Er iſt nicht mehr das, was er früher war," raunte Werſſiloff mir einmal zu, „er war gar nicht ſo, wie er jetzt iſt. Der wird bald ſterben, viel früher, als wir denken, darauf müſſen wir gefaßt ſein."

Ich habe vergeſſen, zu ſagen, daß bei uns in dieſer Zeit ſo etwas wie „Abende" ſtattfanden: man verſammelte ſich bei Makar Iwanowitſch. Außer Mama, die natürlich nicht von ihm wich, kam gegen Abend immer Werſſiloff zu ihm; desgleichen fand ich mich regelmäßig in ſeinem Zimmer ein, denn wo ſollte ich mich ſchließlich ſonſt aufhalten. In den letzten Tagen kam auch Liſa; zwar kam ſie immer ſpäter als alle anderen und ſprach faſt nie etwas, aber wenigſtens ſaß ſie da. Auch Tatjana Pawlowna fand ſich gewöhnlich ein, und manchmal, allerdings ſelten, erſchien noch der Doktor. Mit dieſem hatte ich mich ganz unverſehens ausgeſöhnt; es hatte ſich faſt von ſelbſt ſo gemacht: wir vertrugen uns fortan, wenn auch nicht gerade gut, ſo doch leidlich, wenigſtens kam es meinerſeits nicht mehr zu Ausfällen gegen ihn. Ich erkannte ſchließlich ſeine ganze Harmloſigkeit, und die gefiel mir, ebenſo wie ſeine Anhänglichkeit an unſer Haus, weshalb ich mich denn entſchloß, ihm ſeinen Medizinerhochmut zu verzeihen. Außerdem brachte ich ihm bei, die Hände zu waſchen und die Nägel zu putzen, wenn ich ihn auch nicht dazu bewegen konnte, ſaubere Wäſche zu tragen. Ich ſetzte ihm ſogar klar auseinander und bewies ihm, daß meine Forderungen nichts mit Geckenhaftigkeit oder mit irgendwelchen „ſchönen Künſten" zu tun hatten, ſondern daß Sauberkeit einfach zum Handwerk des Arztes gehöre. Schließlich war auch Lukerja aus ihrer Küche gekommen und

hatte, hinter der Tür ſtehend, zugehört, wie Makar Iwanowitſch erzählte; aber einmal hatte Werſſiloff ſie hereingerufen und ihr geſagt, ſie ſolle doch einen Stuhl nehmen und ſich hier hinſetzen: mir hatte das gefallen — doch ſeitdem kam ſie nicht wieder an die Tür. Eigene Sitten!

Ich will hier eine ſeiner Erzählungen einfügen, ohne beſondere Wahl; wenn ich gerade dieſe bringe, ſo geſchieht das, weil ich ſie am beſten behalten habe. Es iſt die Geſchichte von einem Kaufmann, und ich denke, ſolche Fälle gibt es in unſeren Städten und Städtchen zu Tauſenden, wenn man nur aufmerkſam hinſieht und zu ſehen verſteht. Wen dieſe Geſchichte nicht intereſſiert, der kann ſie ja überſchlagen, um ſo mehr, als ich ſie nicht mit meinen, ſondern mit ſeinen Worten wiederzugeben verſuchen will.

IV.

‚Jetzt will ich euch erzählen, was für ein Wunder ſich einmal bei uns in der Stadt Afimjewſk zugetragen hat. Es lebte da ein Kaufmann, Skotoboinikoff hieß er, Marim Iwanowitſch mit ſonſtigen Namen, und in der ganzen Gegend war kein Reicherer denn er. Eine große Kattunfabrik hatte er ſich erbaut, und Arbeiter hielt er etliche hundert; und eingebildet war er über die Maßen. Man muß ſchon ſagen, daß alles nach ſeinem Wink ging, und auch die Obrigkeit ſelbſt war ihm in nichts entgegen, und der Archimandrit*) ſelbſt dankte ihm noch für ſeinen Glaubenseifer: viel hatte er ſchon für

*) Der Vorſteher eines oder mehrerer Klöſter. E. K. R.

das Kloſter geſtiftet, und wenn es über ihn kam, ſeufzte er ſehr um ſein Seelenheil und war um das zukünftige Leben nicht wenig beſorgt. Witwer war er und hatte keine Kinder; von ſeiner Frau aber erzählte man, daß er ſie ſchon im erſten Jahr geprügelt habe; denn ſchon von Jugend auf habe er ſeine Fäuſte nicht gern im Zaum gehalten: nur war das alles ſchon lange vor dieſer Zeit geweſen; von neuem aber wollte er ſich durch eine Heirat nicht binden. Auch das Trinken war eine Schwäche von ihm, und wenn ſeine Zeit kam, ſo lief er in der Betrunkenheit nackend durch die Straßen und brüllte: es war ja keine vornehme Stadt, aber eine Schande war's doch. Wenn aber die Zeit vorüber war, wurde er böſe, und alles, was er dann ſagte, mußte ſomit gut ſein, und alles, was er befahl, mußte ſomit richtig ſein. Mit ſeinen Arbeitern aber rechnete er ſo ab, wie es ihm gefiel: nimmt das Rechenbrett, ſetzt die Brille auf: ‚Du, Foma, wieviel haſt du zu bekommen?‘ — ‚Hab' ſeit Weihnachten nichts bekommen, Marim Iwanowitſch; neununddreißig Rubel hab' ich zugut.‘ — ‚Hu, wieviel Geld! Das iſt zuviel für dich; ſo viel biſt du alles in allem nicht wert; ſo viel Geld paßt gar nicht zu dir: zehn Rubel zieh' ich dir ab, neunundzwanzig kannſt du kriegen.‘ Und der Menſch ſteht und ſchweigt; es wagte eben keiner, wider ihn zu murren; alle ſchwiegen ſie.

‚Ich weiß ſchon, wieviel man einem jeden geben kann,‘ ſagte er. ‚Mit dieſen Leuten kann man ja anders gar nicht umgehen. Das hieſige Volk iſt doch mehr als verderbt; ohne mich würden ſie alle Hungers ſterben, wie viele ihrer hier nur ſind. Und Diebe ſind's auch: was

einer ſieht, das ſtiehlt er ſchon, 's iſt gar keine Männlichkeit in ihnen. Und ſchließlich ſind's auch Trunkenbolde: zahlſt du ihm alles aus, ſo trägt er's ſofort zum Wirt und bleibt dort, bis er alles verſoffen hat, auch das letzte Fädchen, und nackend verläßt er die Schenke. Und auch Jämmerlinge ſind ſie, dieſe Kerle: da ſetzt ſich denn ſo einer auf einen Stein gegenüber der Schenke hin, und dann hebt das Geweine an: „Meine Mutter hat mich geboren, ach, warum haſt du mich Saufbold in die Welt geſetzt? Hätteſt du mich Elenden doch bei der Geburt erwürgt!“ — Iſt denn ſo einer überhaupt ein Menſch? Das iſt doch ein Tier, aber kein Menſch; ſo einen muß man zuvor aufklären, und dann erſt kann man ihm Geld geben. Oh, ich weiß ſchon, wann ich ihm welches gebe!‘

Alſo ſprach Maxim Iwanowitſch von den Leuten in Afimjewſk; und wenn er auch viel Schlechtes ſprach, ſo war doch manches Wahre dabei: die Leute waren wahrlich ſchwach, konnten der Verſuchung nicht ſtandhalten. Es lebte aber in derſelben Stadt noch ein anderer Kaufmann, und der ſtarb. Das war ein noch junger und leichtſinniger Menſch; und der machte Bankrott und büßte ſein ganzes Vermögen ein. Das letzte Jahr zappelte er noch wie ein Fiſch auf dem Sande und verſuchte noch immer, ſich zu retten, aber ſeine Tage waren ſchon gezählt. Mit Maxim Iwanowitſch hatte er ſich die ganze Zeit nicht gut geſtanden und war ihm viel Geld ſchuldig. Alſo kam es, daß er in ſeiner Sterbeſtunde Maxim Iwanowitſch verfluchte. Und er hinterließ eine Witwe in jungen Jahren und fünf kleine Kinderchen. Schon eine einſame Witfrau iſt nach des Mannes

Tode wie eine Schwalbe ohne Neſt, — das iſt keine kleine Prüfung! Und nun noch eine, die mit fünf kleinen Kindern zurückbleibt, für die ſie kein Stückchen Brot hat, um ſie zu ernähren: das Letzte, was ſie noch beſaß, war ein Holzhaus, und das nahm ihr nun Marim Iwanowitſch für die Schuld weg. Da ging ſie denn mit ihren Kinderchen zur Kirche, ſtellte ſie alle eins neben das andere an der Kirchentür auf: das älteſte, ein Knabe, war achtjährig, die anderen waren Mädelchen, eins immer ein Jahr jünger als das andere, eins kleiner als das andere; das älteſte war erſt vier Jährchen alt, das jüngſte noch auf dem Arm an der Mutterbruſt. Der Gottesdienſt war zu Ende, Marim Iwanowitſch kam heraus, und wie ſie ihn erblickten, da fielen alle Kinderchen vor ihm auf die Knie, die ganze Reihe — ſo hatte die Mutter ihnen geſagt — und die Händchen legten ſie bittend zuſammen, und als letzte ſtand ſie ſelbſt mit dem fünften Kindchen auf dem Arm. Und während alle die Leute zuſahen, verneigte ſie ſich tief vor ihm und bat ihn mit ihren Kinderchen: ‚Väterchen, Marim Iwanowitſch, erbarm' dich der Waiſen, nimm ihnen nicht ihr Letztes, wirf ſie nicht aus ihrem Neſt!' Und allen, wer dort nur war, wurden die Augen feucht — ſo gut hatte ſie den Kinderchen das beigebracht. Sie dachte wohl: ‚So vor allen Leuten wird er zu ſtolz ſein, mir meine Bitte abzuſchlagen, und wird das Haus den Waiſen zurückgeben.' Doch es kam anders. Marim Iwanowitſch blieb ſtehen: ‚Du,' ſagt er, ‚du biſt eine junge Witwe und willſt nur einen Mann. Nicht wegen der Waiſen weinſt du, und von deinem Mann weiß ich wohl, daß er mich noch auf dem Sterbebett verflucht

hat!‘ Und mit dieſen Worten ging er vorbei und gab ihnen das Haus nicht zurück. ‚Wozu ſich von ihren Dummheiten rühren laſſen? Erweiſt man ihnen Wohltaten, ſo ſchmähen ſie einen noch mehr; alles das iſt doch nur eitel, und das Gerede wird davon bloß noch größer.‘ Und es gab auch wirklich ein Gerede, wonach er dieſer Witwe, als ſie noch ein junges Mädchen war, ſo an die zehn Jahre zurück, heimlich ein großes Geld durch Kuppler hatte anbieten laſſen (denn ſchön war ſie ſehr), und hatte dabei nicht gedacht, daß ſelbige Sünde gerade ſo groß iſt, wie wenn einer ein Gotteshaus zerſtört. Aber er hatte damals nichts erreicht. Und ſolcher Schändlichkeiten beging er in der Stadt und ſogar im ganzen Umkreiſe nicht wenig und hatte in dieſer Sache wahrlich jedwedes Maß verloren.

Die Mutter und ihre Kinder aber weinten laut; er trieb ſie aus dem Hauſe und tat es nicht nur aus böſem Herzen, ſondern — wie der Menſch ſo manchmal ſelber nicht weiß, was ihn veranlaßt, hartherzig auf ſeinem Willen zu beſtehen und nicht nachzugeben. Eine Zeitlang halfen ihr gute Leute, dann ſuchte ſie ſich Arbeit. Aber was gibt es denn in ſo einer Kleinſtadt für Arbeit, außer auf der Fabrik? Hier wuſch ſie die Dielen auf, dort jätete ſie im Gemüſegarten oder heizte eine Badeſtube; dabei das jüngſte Kindchen immer auf dem Arm; und die vier anderen ſpielen derweil im Hemdchen auf der Straße. Als ſie die Kinderchen vor der Kirchentür niederknien ließ, da hatten ſie doch noch alle Schuhchen angehabt und Kleidchen, gleichviel was für welche, aber es waren doch immer noch Kaufmannskinder geweſen! Nun aber liefen ſie ſchon barfuß: an Kinderchen ſind

doch Kleider wie Zunder, das weiß man ja. Aber was machen ſich denn Kindchen daraus? Wenn nur die Sonne ſcheint, freuen ſie ſich ſchon; ſie ahnen ja das Unheil nicht, ganz wie Vögelchen ſind ſie, und ihre Stimmchen klingen wie Glöckchen. Die Witwe aber denkt bei ſich: ‚Wenn es nun Winter wird, wo laſſe ich ſie dann? Wenn Gott euch doch vorher zu ſich nähme!‘ Aber ſie brauchte nicht einmal ſo lange zu warten. Es gibt dort in der Gegend einen argen Huſten, Keuchhuſten nennen ſie ihn, und der geht von einem Kinde auf alle anderen über, mit denen es zuſammenkommt. Als erſtes ſtarb das jüngſte Kindchen, danach erkrankten auch die anderen, und noch im ſelben Herbſt begrub ſie alle ihre vier Mädchen. Eins davon war auf der Straße überfahren worden. Und was glaubt ihr wohl? Selbſt hatte ſie gewünſcht, Gott möge die Armen zu ſich nehmen, doch als ſie ſie begrub, weinte ſie laut, denn es tat ihr doch weh. So iſt das Mutterherz!

Von allen ihren Kinderchen blieb ihr nur noch der älteſte Knabe am Leben, und den hütete ſie nun wie ihren Augapfel, ſo zitterte ſie für ihn. Ein ſchwächlicher und zarter Knabe war's, von Angeſicht lieblich wie ein Mädchen. Schließlich brachte ſie ihn auf die Fabrik zu ſeinem Taufpaten, der dort Verwalter war, ſelbſt aber wurde ſie bei einem Beamten Kinderfrau. Da geſchah es, daß der Knabe einmal auf den Hof lief, und plötzlich kommt Marim Iwanowitſch in ſeinem Wagen mit zwei Pferden vorgefahren, und er hatte wieder einmal getrunken; der Knabe aber ſpringt die Treppe herunter, ſtolpert und rennt dem Marim Iwanowitſch, der gerade aus dem Wagen ſteigt, mit beiden Fäuſten

in den Bauch. Der packt den Knaben wütend an den Haaren und brüllt ihn an: ‚Wer bist du? Ruten her! Prügelt ihn! Sofort! Hier vor meinen Augen!‘ Der Knabe war zu Tode erschrocken. Man holte Ruten herbei und begann ihn zu schlagen, Marim Iwanowitsch aber brüllte: ‚So schreist du noch? Prügelt ihn, bis er aufhört zu schreien,‘ befahl er. Ob man ihn nun viel oder wenig schlug, wer kann das wissen? Aber er schrie die ganze Zeit, bis er wie tot liegen blieb. Da hielt man erschrocken inne: der Knabe atmet gar nicht mehr, liegt ganz bewußtlos da. Später sagte man, sie hätten ihn nicht einmal stark geschlagen, der Knabe wäre nur gar zu schreckhaft und zart gewesen. Auch Marim Iwanowitsch erschrak! ‚Wem gehört er?‘ fragte er; man sagte es ihm. ‚Hm! Bringt ihn zu seiner Mutter; was hat er hier auf der Fabrik zu suchen?‘ Zwei Tage lang schwieg er, dann fragte er wieder: ‚Wie steht's denn mit dem Knaben?‘ Mit diesem aber stand es schlecht: er lag krank bei der Mutter im Stubenwinkel, und die Mutter hatte ihre Stelle bei dem Beamten aufgeben müssen, denn der Knabe war noch dazu an Lungenentzündung erkrankt. ‚Hm!‘ sagte Marim Iwanowitsch, ‚und wovon denn eigentlich? Ich will nicht sagen, wenn man ihn Gott weiß wie sehr gedroschen hätte: er sollte doch nur etwas eingeschüchtert werden. Ich habe noch ganz anders prügeln lassen, und es hat doch noch niemand deshalb solche Dummheiten gemacht!‘ Er wartete nun darauf, daß die Mutter des Knaben ihn verklage, und so schwieg er aus Stolz. Aber wie durfte sie ihn denn verklagen, das wagte sie ja gar nicht. Da schickte er ihr von sich aus fünfzehn

Rubel und den Arzt; nicht deshalb, weil er Angſt gehabt hätte, ſondern nur ſo, er war nachdenklich geworden. Dann kam aber wieder ſeine ſchlimme Zeit, und er trank drei Wochen lang.

Der Winter ging vorüber, und gerade am Oſterſonntag, am heiligen Feiertag, fragt Marim Iwanowitſch wieder einmal: ‚Wie geht es denn jenem Knaben?‘ Den ganzen Winter über hatte er geſchwiegen, nichts gefragt. Und man ſagt ihm: ‚Der iſt geſund geworden, iſt bei der Mutter, die tagsüber wieder für Lohn arbeitet.‘ Da fuhr Marim Iwanowitſch noch an ſelbigem Tage zu der Witwe, ging aber nicht ins Haus hinein, ſondern ließ ſie zum Hofpförtchen rufen; ſelbſt ſitzt er im Wagen: ‚Hör' mich an, ehrbare Witwe,‘ ſagt er, ‚ich will deinem Sohn ein wirklicher Wohltäter werden und ihm alles Gute erweiſen: ich nehme ihn zu mir in mein Haus. Und wenn er mir nur ein wenig gefällt, ſo verſchreibe ich ihm ein gewiſſes Kapital; und wenn er mir ſehr gut gefällt, ſo kann ich ihm auch mein ganzes Vermögen verſchreiben und ihn zu meinem Erben und Nachfolger einſetzen, gleichwie einen leiblichen Sohn; jedoch mit der Bedingung, daß Ihr ſelber nicht in mein Haus kommt, außer an hohen Feiertagen. Wenn Ihr darauf eingeht, ſo bringt den Knaben morgen früh zu mir. Es iſt Zeit für ihn, mit dem Spielchenſpielen aufzuhören.‘ Und nachdem er ſo geſagt hatte, fuhr er davon, die Mutter aber war wie von Sinnen. Die Leute, die davon hörten, ſagten zu ihr: ‚Dein Sohn wird heranwachſen und dir ſelber Vorwürfe machen, daß du ihm ſolch ein Glück vorenthalten haſt.‘ Da weinte die Mutter die ganze Nacht über ihren Sohn, am

Morgen aber brachte ſie ihn hin. Der Knabe war vor Angſt mehr tot als lebendig.

Marim Iwanowitſch ließ ihn wie ein vornehmes Kind ankleiden, nahm für ihn einen Lehrer ins Haus und ſetzte ihn unverzüglich hinter die Bücher; und es kam ſo weit, daß er ihn nicht mehr aus den Augen ließ, immer war er bei ihm. Kaum ſah der Knabe vom Buch auf, da ſchrie er ihn ſchon an: ‚Sieh ins Buch! Lern! Ich will aus dir einen Menſchen machen.‘ Der Knabe aber war kränklich: nach jenem ſelben Tage, als er damals geprügelt worden war, hatte er zu huſten angefangen. Marim Iwanowitſch wunderte ſich: ‚Hat er bei mir nicht ein gutes Leben? Bei der Mutter iſt er barfuß umhergelaufen und hat nur Brotkruſten gekaut, warum iſt er denn jetzt kränklicher als zuvor?‘ Der Lehrer aber ſagt zu ihm: ‚Jeder Knabe,‘ ſagt er, ‚muß auch etwas ausgelaſſen ſein und nicht immer nur über den Büchern ſitzen; ihm tut Bewegung not,‘ und er erklärte ihm alles ganz vernünftig. Marim Iwanowitſch dachte nach. ‚Du haſt recht,‘ ſagte er. Dieſer Lehrer aber, Pjotr Stepanowitſch hieß er, Gott hab' ihn ſelig, war eigentlich ſozuſagen ein behafteter Menſch, und trinken tat er ſo viel, daß man ſagen kann, es war ſchon mehr als zuviel, und deshalb hatte er auch ſchon lange keine Stelle mehr und lebte in der Stadt, ſo gut es ging von milden Gaben und zufälliger Unterſtützung, dabei war er aber von großem Verſtande und wußte in allen Wiſſenſchaften Beſcheid. ‚Mein Platz iſt nicht hier,‘ ſagte er ſelber von ſich, ‚mein Platz wäre an der Univerſität, Profeſſor müßt' ich in der Hauptſtadt ſein, hier aber bin ich im Schmutz verſunken und meine

Kleider ſelbſt haben Abſcheu vor mir.' Marim Iwanowitſch aber ſetzte ſich ſomit hin und ſchreit den Knaben an: ‚Bewege dich!' — Der Knabe aber wagt kaum vor ihm zu atmen. Und es kam ſo weit, daß der Knabe, ſobald er nur ſeine Stimme hörte, ſchon zu zittern anfing. Marim Iwanowitſch aber wundert ſich immer mehr: ‚Er iſt dies nicht und iſt das nicht; ich hab' ihn aus dem Schmutz gezogen, in teures Tuch gekleidet, er hat die feinſten Halbſtiefelchen an, ein Hemd mit Stickereien, wie einen Generalsſohn halte ich ihn, — weshalb iſt er mir nun nicht zugetan? Weshalb ſchweigt er wie ſo'n kleiner Wolf?' Und wenn man auch ſchon längſt aufgegeben hatte, ſich über Marim Iwanowitſch noch zu wundern, hiernach fing man doch wieder ſich über ihn zu wundern an: der Menſch war gar nicht mehr derſelbe; er hing an dieſem Knaben, daß er ihn nicht mehr aus den Augen ließ. ‚Ich will nicht leben, wenn's mir nicht gelingt, dieſen Starrſinn in ihm auszurotten! Sein Vater hat mich noch auf dem Sterbebett verflucht, nachdem er ſchon die heiligen Sakramente empfangen hatte, und dieſen Charakter hat er von ſeinem Vater.' Dabei ſchlug er ihn nicht ein einziges Mal mit der Rute (ſeit jenem ſelben Tage wagte er es nicht mehr). Aber der Knabe war nun einmal eingeſchüchtert, das war's! Da bedurfte es gar keiner Rute mehr, er zitterte ſchon ſo vor ihm.

Und dann geſchah das Unglück. Er war einmal gerade aus dem Zimmer gegangen, da ſprang der Knabe von den Büchern fort und ſtieg auf einen Stuhl: ſein Ball war vorher auf ein Eckſchränkchen gefallen, und den

wollte er herunterholen, aber ſein Ärmel blieb an der Lampe hängen; und auf einmal fiel die Lampe um, fiel krachend zu Boden und zerſchlug in tauſend Stücke, daß es im ganzen Hauſe zu hören war. Es war eine koſtbare Lampe: ſächſiſches Porzellan. Und das hörte nun Maxim Iwanowitſch aus dem dritten Zimmer, und wie er's hörte, brüllte er los. Der Knabe lief vor Entſetzen davon, ohne zu ſehen, wohin, lief auf die Terraſſe hinaus und in den Garten und durch ein kleines Pförtchen geradeswegs zum Fluß. Dort am Flußufer aber führt eine Straße entlang mit alten Weidenbäumen — eine hübſche Stelle. Er lief bis dicht ans Ufer, die Menſchen ſahen es, und wie er das Waſſer erblickte, fuhr er zuſammen, blieb ſtehen vor Schreck und ſtand wie angewurzelt. Das war gerade an der Stelle, wo die Fähre anlegt. Der Fluß iſt dort breit und reißend. Frachtkähne ziehen vorüber. Auf dem anderen Flußufer ſind Läden, ein großer Platz und eine Kirche mit goldenen glänzenden Kuppeln. Und da kam gerade die Frau des Oberſten Ferſing mit ihrem Töchterchen zur Fähre, — ein Regiment Infanterie ſtand in der Stadt. Das kleine Fräulein war auch erſt ſo ein Kindchen von acht Jahren, in einem weißen Kleidchen; und es ſieht den Knaben an und lacht, und in der Hand hat es ſo ein kleines Weidenkörbchen, wie die Bauern ſie anfertigen, und in dem Körbchen iſt ein Igel. ‚Sehen Sie, Mamachen,‘ ſagt ſie, ‚ſehen Sie, wie dieſer Knabe meinen Igel anſieht.‘ — ‚Nein,‘ ſagt die Frau Oberſt, ‚er ſcheint nur erſchrocken zu ſein, — was hat dich denn ſo erſchreckt, mein Junge?‘ fragt ſie ihn (ſo wurde das ſpäter alles erzählt von denen, die es gehört hatten). ‚Wie nett er

ausſieht, und wie gut er gekleidet iſt, — wer biſt du denn, mein Junge?‘ fragte ſie ihn. Er aber hatte noch nie einen Igel geſehen; da trat er näher, um das Tierchen zu ſehen, und ſchon vergaß er alles andere — man weiß ja, wie Kinder ſind! ‚Was iſt das da,‘ fragt er, ‚was iſt das, was Sie da haben?‘ — ‚Das iſt unſer Igelchen,‘ ſagt das kleine Mädchen, ‚wir haben ihn vorhin von einem Bauern gekauft, der hat ihn im Walde gefunden.‘ — ‚Was iſt das für ein Igel?‘ fragt der Knabe, und ſchon lacht er und rührt ihn mit dem Fingerchen an, und der Igel faucht und ſträubt ſeine Stacheln, das Mädchen aber freut ſich über den Knaben. ‚Wir werden ihn nach Haus bringen,‘ ſagt ſie, ‚und ihn ganz zahm machen.‘ — ‚Ach,‘ ſagt der Knabe, ‚ſchenken Sie ihn mir, den Igel!‘ Und er bat ſo rührend, aber kaum hatte er das geſagt, da erſcholl auf einmal Marim Iwanowitſchs Stimme vom Gartenpförtchen oben: ‚Ha! Da biſt du! Haltet ihn!‘ (Er war ſo aufgebracht, daß er ihm ohne Mütze vom Hauſe aus nachgelaufen war.) Da fiel dem Knaben plötzlich alles wieder ein, er ſchrie auf und ſtürzte zum Waſſer, preßte ſeine beiden kleinen Fäuſte an die Bruſt, ſah hinauf zum Himmel (das hat man geſehen, viele haben es geſehen!) — und plötzlich warf er ſich in den Fluß! Alles ſchrie auf, von der Fähre ſprang man ihm nach und verſuchte, ihn herauszuziehen, aber die Strömung trug ihn fort: der Fluß iſt reißend. Und als man ihn dann endlich herausgezogen hatte, war er ſchon ertrunken — war tot. Er hatte ja immer ſchon eine ſchwache Bruſt gehabt, da hatte er das Waſſer nicht vertragen, und wieviel iſt denn auch nötig für ſo einen? Aber ſoweit die Men-

schen dort zurückdenken konnten, entsannen sie sich nicht, daß jemals ein so kleines Kind sich selbst umgebracht hätte! So eine Sünde! Was kann denn wohl so eine kleine Seele Gott dem Herrn in jener Welt antworten? Über diese selbe Sache begann Marim Iwanowitsch nun nachzudenken. Und der ganze Mensch veränderte sich so, daß man ihn nicht wiedererkennen konnte. Er war schon sehr traurig. Er fing wohl zu trinken an, trank viel, aber dann ließ er es, — es half nicht. Er fuhr auch nicht mehr nach der Fabrik und hörte überhaupt nicht mehr darauf, was man zu ihm sprach. Sagt man ihm etwas — er schweigt oder winkt nur mit der Hand ab. So verbrachte er fast zwei Monate und dann begann er mit sich selber zu sprechen: er ging ganz allein umher und sprach mit sich. In der Nähe der Stadt brannte das Dörfchen Wassfowo ab, neun Häuser brannten nieder. Marim Iwanowitsch fuhr hin, um sich das anzusehen. Die Abgebrannten umringten ihn, weinten und klagten, — da versprach er, ihnen zu helfen und traf auch die Anordnungen. Aber dann ließ er den Verwalter rufen und widerrief alle Anordnungen: ‚Es ist nichts nötig,‘ sagt er, ‚es wird ihnen nichts gegeben,‘ und sagt nicht einmal, weshalb. ‚Gott hat mich zum Niedertreten der Menschen bestimmt,‘ sagt er, ‚und wenn ich schon mal ein Ungeheuer sein soll, dann mag es also sein. Wie der Wind,‘ sagt er, ‚hat sich mein Ruf in der Welt verbreitet.‘ Schließlich kam der Archimandrit in eigener Person zu ihm gefahren; der war ein strenger Greis, hatte im Kloster das gemeinschaftliche Leben eingeführt. ‚Was ist das mit dir?‘ fragt er ihn so ganz streng. ‚Das ist mit mir,‘

ſagt Makar Iwanowitſch und ſchlägt vor ihm die Bibel auf und zeigt die Stelle:
‚Wer aber ärgert dieſer Geringſten einen, die an mich glauben, dem wäre beſſer, daß ein Mühlſtein an ſeinen Hals gehängt, und er erſäuft würde im Meer, da es am tiefſten iſt.‘ (Matth. 18, 6.)
‚Ja,‘ ſagte der Archimandrit, ‚wenn das auch nicht ganz auf dieſen Fall paßt, ſo kommt es doch nahe heran. Wehe, wenn ein Menſch ſein Maß verliert — dann iſt er verloren. Und deine Überhebung hat auch keine Grenzen mehr gekannt.‘
Marim Iwanowitſch ſaß da wie erſtarrt. Der Archimandrit ſah ihn lange an.
‚Höre mich,‘ ſagt er ſchließlich, ‚und merke dir, was ich dir ſagen werde. Es iſt geſagt: „Die Worte des Verzweifelten verweht der Wind.“ Und vergiß nicht, daß auch die Engel Gottes unvollkommen ſind, vollkommen aber und ſündlos iſt nur unſer Herr Jeſus Chriſtus, dem die Engel deshalb auch dienen. Du aber wollteſt doch nicht den Tod dieſes Knaben, du warſt nur unbeſonnen. Und noch eines,‘ ſagt er, ‚iſt mir wunderlich: du haſt doch noch viel größere Schandtaten begangen, haſt doch nicht wenig Menſchen ins Verderben gebracht, haſt doch nicht wenige verführt und zugrunde gerichtet — ſo gut wie durch Mord? Und ſind nicht alle vier Schweſterchen dieſes Knaben faſt unter deinen Augen geſtorben, und das haſt du doch ruhig geſchehen laſſen? Weshalb hat dich nun der Tod dieſes einzelnen Knaben auf einmal ſo erſchüttert? Alle anderen haſt du doch nicht nur nicht bedauert, ſondern haſt, denke ich, nicht einmal an ſie gedacht oder ſchon längſt an ſie zu denken

vergeſſen. Weshalb ängſtigt dich nun dieſer Knabe ſo, an deſſen Tod du noch nicht einmal ſo große Schuld trägſt?‘

‚Er erſcheint mir im Traum,‘ ſagte Marim Iwanowitſch.

‚Und?‘

Aber Marim Iwanowitſch ſagte nichts weiter, er ſitzt und ſchweigt. Da wunderte ſich der Archimandrit, aber er erfuhr nichts und mußte ihn auch ſo verlaſſen: Da war nichts weiter zu machen.

Marim Iwanowitſch aber ſchickte nach dem Lehrer des Knaben, dem Pjotr Stepanowitſch; ſeit jenem Geſchehnis damals hatten ſie ſich nicht mehr geſehen.

‚Weißt du noch?‘ fragt er.

‚Ich weiß noch,‘ ſagt jener.

‚Du,‘ ſagte er, ‚du haſt hier für das Wirtshaus mit Ölfarbe Bilder gepinſelt und haſt auch von dem Porträt des Biſchofs eine Kopie gemacht. Kannſt du mir nun auch mit Ölfarbe ein Bild fertigmalen?‘

‚Ich,‘ ſagt er, ‚ich kann alles; ich,‘ ſagt er, ‚ich hab’ alle Talente und kann alles!‘

‚Alſo dann mal’ du mir ein Bild, ſo groß wie die ganze Wand, und mal’ mir drauf ganz zuerſt den Fluß und das Ufer und die Fähre; und mal’ mir auch alle Menſchen, die damals dort waren, auf das Bild. Und daß auch die Frau Oberſt und ihre Tochter auf dem Bilde zu ſehen ſind, und auch der Igel. Und das ganze andere Ufer malſt du mir auch drauf, damit man es ganz ſo ſieht, wie es iſt: die Kirche und den großen Platz und die Läden und die Droſchken an der Halteſtelle, — alles, wie es iſt, malſt du mir auf das Bild, verſtanden? Und nun in der Mitte vor dem Fluß, an der Anlegeſtelle

der Fähre, malſt du mir den Knaben, gerade dort, wo er ſtand, und unbedingt ſo, wie er die beiden kleinen Fäuſte an ſich drückt, gerade ſo an beide Bruſtwarzen. Das vergiß du mir nicht. Und vor ihm, gerade ihm gegenüber, alſo über der Kirche auf dem anderen Ufer, machſt du den Himmel auf, und von dort läßt du alle Engel in himmliſchem Licht herabſchweben, die ihm entgegenkommen, um ihn aufzunehmen. Kannſt du mir das malen oder iſt das zuviel verlangt?‘

‚Ich kann alles,‘ ſagt Pjotr Stepanowitſch.

‚Du brauchſt nicht zu glauben, daß ich nur ſo einen Peter wie du dazu brauche, ich könnte mir auch den allererſten Maler aus Moskau verſchreiben oder aus der Stadt London ſogar, wenn ich will, aber du — du haſt ihn geſehen, du weißt, wie er ausſah. Wenn du ihn mir aber nicht ähnlich malſt oder nur wenig ähnlich, ſo kriegſt du nur fünfzig Rubel, wenn er aber ganz ähnlich iſt, ſo geb’ ich dir zweihundert Rubel. Weißt du noch — blaue Augen hatte er . . . Und das Bild muß ſo groß ſein wie nur irgend möglich!‘

Die Vorbereitungen wurden getroffen; Pjotr Stepanowitſch machte ſich an die Arbeit, aber auf einmal kommt er wieder zu Marim Iwanowitſch.

‚Nein,‘ ſagt er, ‚ſo geht das nicht.‘

‚Warum nicht?‘

‚Weil dieſe Sünde, der Selbſtmord, die größte aller Sünden iſt. Wie können ihn nach einer ſolchen Sünde noch die Engel im Himmel empfangen? Das geht nicht.‘

‚Aber er war doch noch ein Kind, ihm kann’s doch noch nicht angerechnet werden!‘ ſagt Marim Iwanowitſch.

‚Nein, er war kein Kind mehr! er war ſchon ein Knabe

von acht Jahren, als dies geſchah. Immerhin wird er ſich verantworten müſſen.'
Da erſchrak Marim Iwanowitſch noch mehr.
‚Ich aber hab' mir das ſo ausgedacht,' ſagt Pjotr Stepanowitſch, ‚den Himmel da ſo großartig zu öffnen und Engel ihm entgegenfliegen zu laſſen — das iſt überflüſſig; ſtatt deſſen werd' ich vom Himmel nur ſo einen hellen Strahl fallen laſſen, der ihm ſozuſagen entgegenkommt: das wäre dann immerhin etwas.'
Und ſo ließen ſie denn ſo einen Strahl fallen. Ich hab' ſpäter ſelber dies Bild geſehen, und da war auch wirklich der Strahl und der Fluß — über die ganze Wand hatte er ihn ausgereckt, ganz blau, und auch der kleine Knabe war da zu ſehen, und er drückte auch richtig beide Fäuſtchen ſo an die Bruſt, und auch das kleine Fräulein war da und der Igel — alles hatte er fertiggebracht. Nur zeigte Marim Iwanowitſch damals keinem Menſchen das Bild, ſondern ſchloß die Tür ſeines Arbeitszimmers zu, und ſo blieb es vor allen Augen verborgen. In der Stadt aber war man mächtig neugierig, und alles ſtrömte hin, um das Bild zu ſehen, er aber ließ alle fortjagen. Darüber war dann ein großes Gerede in der Stadt. Der Pjotr Stepanowitſch aber, der war danach ganz furchtbar ſtolz. ‚Ich,' ſagt er, ‚ich kann alles! Ich,' ſagt er, ‚ich gehöre nach St. Petersburg an den Kaiſerlichen Hof!' Ein guter Menſch war er, aber überheben tat er ſich damals ſchon gar zu ſehr. Und ſo ereilte ihn das Schickſal: nachdem er die ganzen zweihundert Rubel erhalten hatte, betrank er ſich gleich und zeigte allen ſein Geld und prahlte unmäßig; und in derſelben Nacht, als er ganz betrunken war, erſchlug

ihn ein Kleinbürger aus der Stadt, mit dem er zusammen getrunken hatte, und raubte ihm das Geld; doch kam das alles schon am nächsten Morgen an den Tag. Die Sache aber mit Marim Iwanowitsch endete so, daß man dort noch heutigestags davon spricht. Auf einmal kommt Marim Iwanowitsch wieder bei jener Witwe angefahren: sie hatte sich ganz am Rande der Stadt in der Hütte einer Kleinbürgerin eingemietet. Diesmal aber stieg er aus und ging hinein, trat vor sie hin und verneigte sich tief vor ihr. Sie aber war seit jenem selben Unglück ganz krank und konnte sich kaum bewegen. ‚Mütterchen,' rief er, ‚ehrsame Witwe, heirate mich Ungeheuer, mach' es mir wieder möglich, auf Erden zu leben!' Die aber sieht ihn an und ist ganz starr vor Entsetzen. ‚Ich will,' sagt er, ‚daß uns beiden ein Knabe geboren werde, und wenn uns einer geboren wird, dann hat der Tote uns verziehen: dir und mir verziehen. So hat er mir im Traum gesagt.' Sie sieht, der Mensch ist nicht bei voller Vernunft, sieht, daß er außer sich ist, aber sie konnte doch nicht an sich halten und sagte:

‚Das ist doch alles nur leeres Geschwätz und nichts als Kleinmut,' sagt sie. ‚Durch denselben Kleinmut habe ich alle meine Kinderchen verloren. Ich will Euch nicht einmal vor meinen Augen sehen, — wie sollte ich da noch diese ewige Qual auf mich nehmen!'

Marim Iwanowitsch fuhr nach Haus, aber von seiner Werbung ließ er nicht ab. Die ganze Stadt geriet in Aufregung ob solchen Wunders. Marim Iwanowitsch schickte nun Brautwerber zu ihr. Aus einem abgelegenen Bezirk des Gouvernements rief er brieflich zwei

Tanten herbei, beide waren sie Kleinbürgerinnen. Ob es nun gerade Tanten waren oder nicht, immerhin waren sie mit ihm verwandt, und somit war's immerhin eine Ehre: die fingen nun an, auf sie einzureden, sie zu umschmeicheln, und wichen gar nicht mehr von ihrer Seite. Er schickte aber auch andere aus der Stadt und aus der Kaufmannschaft hin, sogar die Frau des Oberpopen ging zu ihr, und auch Beamtenfrauen suchten sie auf. Die ganze Stadt redete auf sie ein, sie aber antwortet sogar mit Verachtung: ‚Wenn meine armen Kinder dadurch wieder lebendig würden, aber wozu soll ich das so? Und was für eine Schuld würde ich mir damit vor meinen Kindern aufladen!' Maxim Iwanowitsch aber wußte selbst den Archimandriten für sich zu gewinnen, auch der sprach dann ein Wort für ihn: ‚Du könntest,' sagt er, ‚einen neuen Menschen in ihm erwecken.' Da erschrak sie. Die Menschen aber wunderten sich und konnten sie nicht verstehen. ‚Wie ist das nur möglich, daß sie ein solches Glück zurückweist!' Endlich aber fand er etwas, womit er sie doch besiegte: ‚Er ist doch ein Selbstmörder,' sagte er, ‚er war nicht mehr ein Kind, und seinem Alter nach könnte man ihn nach dieser Sünde nicht mehr ohne weiteres zum Heiligen Abendmahl zulassen, denn ihn trifft doch schon die Verantwortung für seine Tat. Wenn du mich nun heiratest, so gelobe ich, einzig zum Gedächtnis seiner Seele eine neue Kirche zu erbauen.' Dem konnte sie nicht widerstehen, und da willigte sie denn ein. So wurden sie schließlich getraut.

Und es kam so, daß alle sich mächtig wunderten. Sie lebten vom ersten Tage an in großer und ungeheuchelter

Eintracht und nahmen es mit ihren Ehepflichten sehr genau und waren wie eine Seele in zwei Leibern. Noch in demselben Winter wurde sie schwanger, und sie besuchten beide sehr viele Gotteshäuser, da sie den Zorn Gottes fürchteten. Drei Klöster suchten sie auf und beteten inbrünstig und hörten die Prophezeiungen. Er aber ließ getreu seinem Gelöbnis die Kirche erbauen und außerdem noch in der Stadt ein Kranken- und ein Armenhaus, und für Witwen und Waisen stiftete er eine große Summe Geldes. Und er entsann sich aller, die er einmal übervorteilt hatte, und machte es wieder gut. Geld gab er eine Unmenge aus, so daß schließlich seine Frau und selbst der Archimandrit ihn davon zurückhielten und sagten: ‚Nun hast du schon übergenug gegeben.‘ Da besann sich Marim Iwanowitsch ein wenig. ‚Ich hab' aber dem Foma,‘ sagt er, ‚zu wenig ausgezahlt.‘ Nun, Foma wurde gerufen, und es wurde ihm sofort alles ausgezahlt. Dem Foma aber kommen darüber die Tränen. ‚Ich,‘ sagt er, ‚ich war's ja auch so zufrieden . . . Ich bin schon ohnedem Dank schuldig und werde ewig für Euch zu Gott beten.‘ So waren denn alle, wie man sieht, ganz ergriffen dadurch, und es zeigte sich, daß man die Wahrheit spricht, wenn man sagt: Durch gutes Beispiel lebt der Mensch. Und die Menschen sind dort ein gutherziges Volk.

Die Fabrik begann nun die Frau selber zu leiten, und auf eine Weise, daß man noch heute davon spricht. Zu trinken hörte er wohl nicht auf, aber die Frau ließ ihn dann nicht aus den Augen, und allmählich versuchte sie, ihn davon abzubringen. Seine Rede wurde ehrbar und sogar seine Stimme veränderte sich. Mit allen

hatte er jetzt Mitleid, ſogar mit Tieren: einmal ſah er aus dem Fenſter, wie ein Bauer ſein Pferd ganz unmenſchlich ſchlug, und ſofort ſchickte er hinaus und kaufte von ihm das Pferd für den doppelten Preis. Und ihm ward auch die Gabe der Tränen zuteil: ſein Herz war leicht zu erweichen und er war ſchnell gerührt. Und als ihre Zeit kam, da erhörte der Herr ihre Gebete und ſchenkte ihnen einen Sohn; da wurde Marim Iwanowitſch zum erſtenmal ſeit jener Zeit wieder heiter; er verteilte viel Geld unter die Armen, erließ viele Schulden und lud faſt die ganze Stadt zur Taufe ein. Und die ganze Stadt feierte denn auch die Taufe mit, aber am folgenden Morgen kam er aus ſeinem Zimmer, finſter wie die Nacht. Die Frau ſah ihm an, daß etwas mit ihm geſchehen war, und ſomit brachte ſie den Neugeborenen zu ihm. ‚Sieh,‘ ſagt ſie, ‚der Knabe hat uns verziehen, er hat unſere Tränen und Gebete um ihn gehört.‘ Sie hatten das ganze Jahr kein Wort davon geſprochen, ſondern beide nur im ſtillen daran gedacht. Marim Iwanowitſch aber ſah ſie düſter an. ‚Warte,‘ ſagt er, ‚das ganze Jahr iſt er nicht gekommen, heut nacht aber iſt er mir wieder im Traum erſchienen.‘ — ‚Da drang das Entſetzen zum erſtenmal auch in mein Herz, nach dieſen ſchrecklichen Worten,‘ hat ſie dann ſpäter erzählt. Und nicht grundlos war ihr Entſetzen geweſen. Kaum hatte Marim Iwanowitſch dies ausgeſprochen, da geſchah etwas mit dem Neugeborenen: er erkrankte plötzlich. Acht Tage lang war das Kindchen krank; man betete unermüdlich und rief alle Ärzte herbei, auch aus Moskau kam ein ſehr berühmter Arzt, den ſie gerufen hatten, mit der Eiſenbahn angefahren. Er beſah ſich

das Kindchen und wurde böse: ‚Ich,‘ sagt er, ‚bin der allererste Arzt, ganz Moskau wartet auf mich.‘ Er verschrieb dann irgendwelche Tropfen und fuhr eilig wieder zurück. Achthundert Rubel nahm er mit. Das Kindchen aber starb noch am selben Abend.

Und was geschah danach? Marim Iwanowitsch verschrieb seinen ganzen Besitz seiner lieben Frau, übergab ihr sein ganzes Vermögen und alle Papiere, ließ auch alles gesetzlich bestätigen; und dann trat er vor sie hin, verneigte sich vor ihr bis zur Erde und sagte: ‚Gib mich frei, meine unschätzbare Gattin, laß mich meine Seele erretten, solange es noch möglich ist. Und wenn ich auch vergeblich um den Frieden meiner Seele ringen sollte, zurückkehren werde ich doch nicht mehr. Wohl bin ich hart und grausam gewesen und habe manchen Menschen schwer heimgesucht, aber ich glaube dennoch, daß um des Leides und der Pilgerschaft willen Gott der Herr mir manches erlassen wird, denn es ist kein kleines Kreuz und kein geringes Leid, alles zu verlassen, woran das Herz hängt.‘ Seine Frau aber bat ihn und flehte mit vielen Tränen: ‚Du bist der einzige, den ich jetzt auf Erden noch habe, wo bleibe ich, wenn du mich verläßt? Ich habe,‘ sagt sie, ‚in diesem Jahr viel Liebe für dich in meinem Herzen gefunden!‘ Und die ganze Stadt redete ihm einen Monat lang zu und bat ihn im guten und wollte ihn schließlich mit Gewalt zurückhalten. Er aber hörte nicht darauf, und in einer Nacht ging er heimlich davon und kehrte nicht mehr zurück. Wie man hört, kämpft er noch heute auf Pilgerfahrten und in Geduld. Seiner lieben Frau aber schickt er in jedem Jahr einmal Kunde von sich ...“

Viertes Kapitel.

I.

Ich komme jetzt zu der Schlußkataſtrophe, deren Erzählung meine Aufzeichnungen abſchließen ſoll. Doch um weitererzählen zu können, muß ich zunächſt vorgreifen und etwas erklären, wovon ich damals noch nichts ahnte; erſt viel ſpäter habe ich davon erfahren und mir das Ganze dann auch klargemacht, das heißt, als alles ſchon geſchehen war. Dieſe vorgreifende Erklärung iſt unbedingt erforderlich, denn ſonſt würde das Folgende für den Leſer gar zu lange unverſtändlich ſein. Deshalb will ich denn eine ganz einfache und ſachliche Darſtellung der Zuſammenhänge und Beweggründe gewiſſer Perſonen hier einflechten, obgleich ich damit die ſogenannte künſtleriſche Einheitlichkeit aufhebe, und will ſo ſchreiben, als ob gar nicht ich dies ſchriebe, alſo ganz ohne innere Anteilnahme, ungefähr wie ein kurzer Bericht in der Zeitung geſchrieben wird.

Die Sache war die, daß mein Schulfreund Lambert durchaus und ohne weiteres zu jenen ekelhaften kleinen Spitzbuben gehörte, die ſich zu ganzen Banden zuſammentun und dann eine Tätigkeit beginnen, die man neuerdings anſtatt Erpreſſung „Chantage“ nennt, und für die man in den Geſetzbüchern vorläufig noch nach einer Bezeichnung und Strafe ſucht.

Die Bande, in der Lambert mitwirkte, hatte ſich in Moskau gebildet und dort auch ſchon eine ganze Reihe von Gemeinheiten ausgeführt (in der Folge iſt ihre Tätigkeit zum Teil aufgedeckt worden). Später hörte ich, daß ſie in Moskau längere Zeit einen ſehr erfah-

renen und keineswegs dummen Anführer gehabt hatte, einen schon älteren Mann. Ihre Unternehmungen führte sie je nach den Umständen aus: bald wirkten sie alle zusammen mit, bald ging nur ein Teil der Bande vor. Außer den schmutzigsten und ganz unbeschreibbaren Bubenstreichen (von denen, nebenbei bemerkt, schon manches in die Zeitungen gekommen war) führten sie auch ziemlich verzwickte und schlaue Unternehmungen aus, natürlich immer nach den Anordnungen ihres Anführers. Einige dieser Streiche hat man mir nachher erzählt, doch ich mag mich darüber nicht weiter verbreiten. Erwähnt sei hier nur, daß ihr Vorgehen im allgemeinen darin bestand, daß sie irgendwelche Geheimnisse aus dem Privatleben von oft durchaus ehrenwerten und hochstehenden Leuten auszukundschaften suchten; war ihnen das gelungen, so erschienen sie bei dem Betreffenden und drohten mit der Veröffentlichung der Sache (oft ohne überhaupt irgendwelche Beweise in Händen zu haben), und für ihr Schweigen forderten sie Geld. Nun gibt es gewiß Dinge, die nicht einmal eine Sünde und auch kein Verbrechen sind, deren Veröffentlichung aber selbst einen anständigen und standhaften Menschen erschrecken kann. Diese Bande aber hatte es hauptsächlich auf Familiengeheimnisse abgesehen. Um zu zeigen, wie schlau ihr Anführer vorzugehen pflegte, will ich in ein paar Worten und ohne alle Einzelheiten nur eins von ihren Stückchen als Beispiel erzählen. In einer durchaus ehrenwerten und angesehenen Familie war es zu einem nicht nur sündhaften, sondern sogar verbrecherischen Vergehen gekommen: die Frau eines bekannten und sehr geachteten

Mannes hatte mit einem reichen jungen Offizier ein Liebesverhältnis angefangen. Das hatte die Bande irgendwie erfahren, und nun ging sie folgendermaßen vor: sie teilte dem jungen Offizier einfach mit, daß sie den betrogenen Ehemann benachrichtigen werde. Beweise hatte man zwar nicht, und das wußte der junge Offizier, aber das verhehlte man ihm auch gar nicht; doch die ganze Schlauheit ihrer Berechnung lag in diesem Fall eben in der richtigen Voraussicht, daß der benachrichtigte Gatte auch ohne Beweise genau so vorgehen würde, wie wenn er die sichersten Beweise in Händen hielte. Sie verließen sich hierbei auf ihre Kenntnis des Charakters dieses Menschen und auf ihre Kenntnis seiner Familienverhältnisse. Zu dieser Bande gehörte nämlich auch ein junger Mensch aus den besten Kreisen, und das war sehr wichtig für sie; denn ebendieser war es, der ihnen die Geheimnisse zutrug. Von jenem reichen Offizier erpreßten sie auf diese Weise eine recht stattliche Summe — ohne sich dabei der geringsten Gefahr auszusetzen, da ja ihrem Opfer selbst alles daran gelegen war, daß die Sache geheim blieb. Lambert war an den Streichen dieser Moskauer Bande, wie gesagt, auch beteiligt gewesen, hatte aber nicht eigentlich zu ihr gehört; doch da er alsbald Geschmack daran gewonnen hatte, hatte er allmählich auf eigene Faust dasselbe Treiben begonnen. Eines möchte ich hier gleich bemerken: sehr befähigt war er zu solchen Unternehmungen nicht. Freilich war er durchaus nicht dumm und sogar sehr berechnend; aber er war doch zu unvorsichtig und außerdem zu gutgläubig, oder richtiger gesagt, zu naiv, das heißt, er kannte weder die Men-

schen noch die Gesellschaft. Zum Beispiel schien er die Bedeutung jenes Anführers der Moskauer Bande gar nicht zu verstehen, schien vielmehr anzunehmen, daß das Gründen und Leiten einer solcher Bande sehr leicht sei. Und schließlich hielt er fast alle Menschen für genau solche Schufte, wie er selbst einer war. Oder wenn er, zum Beispiel, einmal angenommen hatte, der und der Mensch fürchte sich oder müsse sich aus dem und dem Grunde vor irgend etwas fürchten, dann zweifelte er überhaupt nicht mehr daran, sondern war davon gleich und ein für allemal wie von einem Axiom überzeugt. Ich verstehe vielleicht nicht, mich richtig auszudrücken, aber im weiteren Verlauf meiner Erzählung wird schon die Wiedergabe meiner Erlebnisse alles erklären. Jedenfalls war er, meiner Ansicht nach, ein ziemlich niedrigstehender Mensch, der an gute, edlere Gefühle nicht nur nicht glaubte, sondern von manchen derselben vielleicht überhaupt keine Vorstellung hatte.

Nach Petersburg war er gekommen, weil er an Petersburg schon lange als an ein viel größeres und dankbareres Feld für seine Unternehmungslust gedacht hatte, und überdies war in Moskau bei irgendeiner Gelegenheit eine seiner Machenschaften an den Tag gekommen, weshalb dort ein gewisser Herr nun ihm selbst mit den schlimmsten Absichten nachzuspionieren angefangen hatte. In Petersburg eingetroffen, war er sogleich zu einem früheren Spießgesellen in Beziehung getreten, doch statt der erträumten goldenen Ernte hatte er nur ein sehr mageres, nicht viel versprechendes Betätigungsfeld und nur „unbedeutende Fälle" gefunden. Sein Bekannten-

kreis vergrößerte ſich dann nach und nach, aber es kam für ihn doch nichts zuſtande. „Die Leute ſind ja hier überhaupt nichts wert, das ſind ja lauter Grünſchnäbel," ſagte er ſpäter ſelbſt zu mir. Und da, eines Morgens, ſtößt er in der fahlen Dämmerung auf einen Halberfrorenen an einer Hofmauer und kommt durch ihn ohne weiteres auf die Spur einer, ſeiner Meinung nach, „glänzenden Sache"!

Dieſe „glänzende Sache" erfuhr er eben damals aus meinem zuſammenhangsloſen Geſtammel, als ich bei ihm ſozuſagen auftaute. Oh, ich weiß, ich ſprach damals im Fieberdelirium! Aber aus meinen Worten ging immerhin klar hervor, daß von allen Beleidigungen jenes verhängnisvollen Tages die Kränkung, die mir durch Bjoring und ſie zuteil geworden war, ſich mir am tiefſten ins Herz geprägt hatte: anderenfalls hätte ich doch nicht nur davon bei Lambert phantaſiert, ſondern wohl auch von Serſchtſchikoff; das aber war nicht geſchehen, wie ich nachher von Lambert ſelbſt erfuhr. Und dabei hatte ich doch an jenem ſchrecklichen Morgen in Lambert und Alphonſina geradezu meine Befreier und Erretter geſehen! Wenn ich ſpäter während meiner Geneſung, noch im Bett liegend, zu überlegen geſucht hatte, wieviel Lambert von meinem Gerede verſtanden oder wieviel ich ihm wohl verraten haben konnte, war mir nicht ein einziges Mal auch nur der Verdacht gekommen, daß es immerhin ſo viel ſein könnte! Freilich, nach meinen Gewiſſensbiſſen zu urteilen, werde ich ſelbſt damals ſchon gefühlt haben, daß ich wohl viel Überflüſſiges geſchwätzt hatte, aber wie hätte ich ahnen können, daß es ſo viel war! Auch hoffte ich, und ich

tröſtete mich damit, daß ich in meinem damaligen Zuſtande wohl kaum ein Wort verſtändlich ausgeſprochen haben konnte, weſſen ich mich noch genau zu erinnern glaubte; doch wie es ſich nachher erwies, war mein Geſtammel viel verſtändlicher geweſen, als ich angenommen und gehofft hatte. Aber das ſchlimmſte war doch, daß ich alles dies erſt nachträglich und viel ſpäter erfuhr, und eben das wurde mein Verhängnis.

Aus meinem Geſtammel, Gefaſel und Überſchwang hatte Lambert Folgendes entnommen, vielmehr erfahren: erſtens, faſt alle Namen und ſogar einige Adreſſen; zweitens hatte er ſich ſofort eine ungefähre Vorſtellung von der Bedeutung und geſellſchaftlichen Stellung der betreffenden Perſonen machen können (ſo zum Beiſpiel von der des alten Fürſten, von ihr, Bjoring, Anna Andrejewna und ſogar von Werſſiloff); drittens hatte er erfahren, daß ich beleidigt worden war und mich rächen wollte; und viertens, das Allerwichtigſte: daß es ein geheimes, verborgenes Dokument gab, einen Brief, der, wenn man ihn dem alten Fürſten zeigte und dieſer aus dem Brief erführe, daß ſeine Tochter, ſein einziges Kind, ihn für verrückt hielt und ſchon an einen Juriſten wegen ſeiner Entmündigung geſchrieben hatte, — daß der alte Fürſt über dieſen Brief entweder den Verſtand verlieren oder vor lauter Empörung ſeine Tochter aus dem Hauſe jagen und enterben würde, um dann ein Fräulein Werſſiloff zu heiraten, was er ſchon jetzt unbedingt wollte, doch was man ihm vorläufig noch nicht erlaubte. Mit einem Wort, Lambert hatte ſehr, ſehr viel erfahren; natürlich war manches dunkel für ihn geblieben, aber immerhin

hatte er als gerissener Erpresser die Möglichkeiten sofort überschaut. Nachdem ich von Alphonsina unvorhergesehenerweise fortgelaufen war, hatte er sich sofort meine Adresse verschafft (ganz einfach durch das Adreßbureau) und Nachforschungen angestellt, die ihm die Bestätigung gebracht hatten, daß es alle die Personen, deren Namen von mir im Fieber genannt worden waren, tatsächlich gab. Und daraufhin hatte er dann ungesäumt den ersten Schritt getan.

Die wichtigsten Tatsachen waren für ihn, daß es da ein gewisses Dokument gab, daß dieses Dokument sich in meinem Besitz befand, und daß es einen hohen Wert hatte; an letzterem zweifelte Lambert keinen Augenblick. Nun möchte ich aber einen Umstand vorläufig verschweigen, da seine spätere Mitteilung angebrachter sein dürfte; es genügt, wenn ich hier nur erwähne, daß gerade dieser Umstand Lambert von dem Vorhandensein des Dokuments und dem großen Wert desselben überzeugt hatte. Ich schicke voraus, daß es ein verhängnisvoller Umstand war, von dem ich mir nicht nur damals nichts träumen ließ, sondern auch die ganze Zeit über nicht — bis zum letzten Augenblick, als plötzlich alles einstürzte und sich von selbst aufdeckte. Und so war denn, da er sich in der Hauptsache sicher glaubte, der erste Schritt, den er tat, daß er zu Anna Andrejewna fuhr.

Für mich ist es auch heute noch ein Rätsel, wie Lambert es fertiggebracht hat, sich an eine so unnahbare und vornehme Dame wie Anna Andrejewna heranzumachen und sich in seiner Rolle noch zu behaupten! Freilich hatte er Erkundigungen eingezogen, aber was will das

beſagen? Und wenn er auch tadellos angezogen war, wie ein Pariſer ſprach und einen franzöſiſchen Namen trug, ſo iſt es doch nicht gut möglich, daß Anna Andrejewna nicht ſofort den Spitzbuben in ihm erkannt hat! Oder ſoll man annehmen, daß ſie gerade damals einen Spitzbuben brauchte? Sollte es ſich wirklich ſo verhalten?

Die Einzelheiten ihrer erſten Begegnung habe ich niemals erfahren können, aber ich habe mir ſpäter oft genug dieſe Szene vorzuſtellen verſucht. Wahrſcheinlich hat Lambert ſich vom erſten Wort und von der erſten Gebärde an als meinen Jugendfreund aufgeſpielt, der für ſeinen lieben und einzigen Freund zitterte. Nun, und dann wird er wohl ſchon bei dieſem erſten Zuſammentreffen zu verſtehen gegeben haben, daß ich ein „Dokument" beſäße, daß dies ein Geheimnis ſei, daß er allein um dieſes Geheimnis wiſſe, daß ich mich mittels dieſes Dokuments an der Generalin Achmakoff zu rächen beabſichtige uſw. Vor allen Dingen wird er ihr wohl die Bedeutung und den Wert dieſes Dokuments klargemacht haben. Anna Andrejewna aber befand ſich gerade damals in einer ſo verzwickten Lage, daß ſie einfach nicht anders konnte, als ſich an eine Rettungsmöglichkeit klammern. So mußte ſie eben dieſe Neuigkeit aufmerkſam anhören und . . . auf dieſen Köder anbeißen, wenn ſie in ihrem „Kampf ums Daſein" nicht unterliegen wollte. Man hatte ihr ja gerade damals den Bräutigam nach Zarskoje Sſelo entführt, hatte ihn faſt unter Vormundſchaft geſtellt, und auch ſie ſelbſt ſtand ſeitdem gewiſſermaßen unter Vormundſchaft. Und nun plötzlich ſo ein Fund! Das war etwas anderes als

heimliches Weibergeschwätz, war nicht bloß Gejammer und Geklatsch, war nicht Tränen und Klagen, sondern war ein Brief, ein Schriftstück, war ein tatsächlicher Beweis für die Hinterlist seiner lieben Tochter und aller derer, die ihr, Anna Andrejewna, den Bräutigam entreißen wollten: dieser schlagende Beweis würde ihn doch zu der Einsicht bringen, daß er sich retten mußte, und wäre es durch Flucht! sich retten zu ihr, zu ihr allein, zu Anna Andrejewna, und sich mit ihr trauen lassen, womöglich binnen vierundzwanzig Stunden, — wenn er von den anderen nicht geholt und in eine Irrenanstalt gesteckt werden wollte!

Aber vielleicht ist Lambert auch ganz offen vorgegangen und hat sich dieser jungen Dame gegenüber überhaupt nicht verstellt, sondern einfach von vornherein gesagt: „Mademoiselle, Sie müssen sich entscheiden, was Sie werden wollen: eine alte Jungfer oder eine Fürstin und Millionärin. Es gibt da ein Dokument, ich werde es dem Jüngling entwenden und Ihnen ausliefern . . . gegen einen Wechsel von Ihnen über dreißigtausend Rubel." Ich glaube sogar, daß er wirklich gerade so vorgegangen ist. Oh, er hielt ja alle für genau solche Schurken, wie er selbst einer war! Ich sage noch einmal: es war in ihm eine gewisse Schurkennaivität, eine gewisse Schurkenunschuld . . . Aber welcher Art sein Vorgehen auch gewesen sein mag, es ist immerhin sehr möglich, daß Anna Andrejewna selbst durch diese Taktik sich nicht einen Augenblick hat verwirren lassen; wahrscheinlich wird sie es sogar vorzüglich verstanden haben, sich zu beherrschen und den Erpresser, dessen Redeweise natürlich seinem Gewerbe entsprach, ruhig bis zu Ende

anzuhören — und alles das aus „Vorurteilsloſigkeit“ ihrer „Weitherzigkeit“. Oh, ſelbſtverſtändlich wird ſie zu Anfang ein wenig errötet ſein, aber ſie wird ſich dann ſchnell zuſammengenommen und ihn eben angehört haben. Doch wenn ich mir dieſe unnahbare, ſtolze, wirklich achtunggebietende junge Dame, die noch dazu ſo viel Verſtand beſitzt, Hand in Hand mit Lambert vorſtelle, ſo . . . ja, das iſt es ja eben, daß ſie ſo viel Verſtand beſitzt! Der ruſſiſche Verſtand, beſonders einer von ſolcher Stärke, iſt mit Vorliebe gänzlich vorurteilslos, und nun gar ein weiblicher! und noch unter ſolchen Umſtänden!

Jetzt faſſe ich kurz zuſammen:

An dem Tage und zu der Stunde, als ich nach meiner Krankheit zum erſtenmal das Haus verließ, hatte Lambert bereits zwei Möglichkeiten ins Auge gefaßt (das weiß ich jetzt ganz genau): die erſte Möglichkeit war, von Anna Andrejewna für das Dokument einen Wechſel über mindeſtens dreißigtauſend Rubel zu fordern und ihr dann zu helfen, dem alten Fürſten vor ſeiner eigenen Tochter und ſeinem ganzen Anhang angſt und bange zu machen, ihn darauf im richtigen Augenblick zu entführen und ſie ſchleunigſt mit ihm trauen zu laſſen — kurz, etwas von dieſer Art. Es war da ſchon ein ganzer Plan zuſammengeſtellt; man wartete nur noch auf meine Hilfe, das heißt, auf das Dokument.

Lamberts zweiter Plan war: Anna Andrejewna zu verraten und den Brief nicht an ſie, ſondern an die Generalin Achmakoff zu verkaufen, wenn das vorteilhafter wäre. Für dieſen Fall rechnete er auch auf Bjoring. Aber an die Generalin hatte ſich Lambert doch noch

nicht herangewagt. Er hatte erſt nur ſpioniert. Auch wartete er noch auf mich.

Oh, er hatte mich ſehr nötig, oder vielmehr nicht mich, ſondern das Dokument. Was aber mich perſönlich betrifft, ſo hatte er in bezug auf mich auch ſchon zwei Pläne entworfen. Der erſte Plan beſtand darin, wenn es nun einmal anders gar nicht ginge, Halbpart mit mir zu machen, doch das natürlich nur dann, wenn er meiner in jeder Beziehung ſicher ſein konnte. Der zweite Plan aber ſagte ihm weit mehr zu und beſtand darin, daß er mich wie einen dummen Jungen betrügen wollte, indem er mir das Dokument einfach ſtahl oder mit Gewalt entwendete. Dieſer zweite Plan gefiel ihm ausnehmend, und in ſeinen Träumen malte er ſich gern das Gelingen desſelben aus. Ich bemerke hier nochmals: es gab da ſo einen Umſtand, der ihn an dem Gelingen dieſes zweiten Planes überhaupt nicht zweifeln ließ, doch, wie geſagt, mitteilen werde ich dieſen Umſtand erſt ſpäter. Jedenfalls erwartete er mich mit krampfhafter Ungeduld: alles hing für ihn nur von mir und meinem Verhalten ab, jeder Schritt und jeder Entſchluß. Aber in einer Beziehung muß ich ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen: bis zu meiner Geneſung hatte er ſich doch im Zaum gehalten, trotz ſeiner ganzen Ungeduld und einer Veranlagung, die ihn ſonſt nur ſchwer eine Sache abwarten ließ. Er war während meiner Krankheit überhaupt nicht zu mir gekommen, ausgenommen das eine Mal, als er mit Werſſiloff geſprochen hatte; mich perſönlich aber hatte er wohlweislich ganz in Ruhe gelaſſen, und bis zu meinem Erſcheinen bei ihm war von ihm aus nichts geſchehen, was ſein Inter-

eſſe irgendwie verraten hätte. Über die Möglichkeit aber, daß ich das Dokument jemandem übergeben oder davon Mitteilung machen oder es vernichten könnte, war er ganz unbeſorgt. Aus meinem Gerede damals bei ihm hatte er ſchon erſehen, wieviel mir ſelbſt an der Geheimhaltung lag, und wie ſehr ich fürchtete, daß jemand von dieſem Dokument auf irgendeine Weiſe etwas erfahren könnte. Daß ich aber von allen anderen ihn ganz zuerſt aufſuchen würde, daran zweifelte er keinen Augenblick: Darja Oniſſimowna war ja zum Teil auch auf ſeine Veranlaſſung zu mir gekommen, und er wußte, daß nunmehr ſchon Neugier und Angſt in mir geweckt waren, und ich die Ungewißheit nicht lange ertragen würde ... Und außerdem hatte er bereits alle Vorkehrungen getroffen, ja, es war ihm ſogar möglich, genau zu erfahren, an welchem Tage ich zum erſtenmal das Haus verlaſſen würde, ſo daß ich ihm doch nicht entgangen wäre, ſelbſt wenn ich's gewollt hätte.

Aber wenn ſchon Lambert ungeduldig auf mich wartete, ſo wartete Anna Andrejewna vielleicht noch viel ungeduldiger auf mich. Ich ſage ganz offen: Lambert war teilweiſe vielleicht im Recht, wenn er ſich mehr an ſeinen zweiten Plan hielt und ſie im Stich zu laſſen beabſichtigte, da ſie ſchließlich ſelbſt die Veranlaſſung dazu gab. Denn trotz ihres fragloſen Einverſtändniſſes (ich weiß zwar nicht, in welcher Form ſie übereingekommen waren, aber daß ſie es waren, daran zweifle ich keinen Augenblick) war Anna Andrejewna doch bis zuletzt nicht ganz aufrichtig gegen ihn. So hatte ſie ihm von ſich nichts mitgeteilt. Sie hatte ihm nur andeutungsweiſe zu verſtehen gegeben, daß ſie mit

ſeinem Plan und allen ſeinen Bedingungen einverſtanden war, — aber eben auch nur andeutungsweiſe; ſie hatte ſeinen ganzen Vorſchlag ſicherlich bis in alle Einzelheiten angehört und ihr Einverſtändnis wohl nur durch ihr Schweigen ausgedrückt. Ich habe die ſicherſten Beweiſe für die Richtigkeit dieſer Annahme; und der Grund, weshalb ſie ſich ſo verhielt, war wohl, daß ſie *auf mich wartete*. Sie wollte es lieber mit mir zu tun haben, als mit dem Spitzbuben Lambert — das ſteht für mich feſt! Und das kann ich auch verſtehen; ihre Rechnung ſtimmte nur deshalb nicht, weil Lambert ſie ſchließlich durchſchaute. Für ihn aber wäre es doch gar zu unvorteilhaft geweſen, wenn ſie mir hinter ſeinem Rücken das Dokument abgenommen und ſich mit mir verbündet hätte. Hinzu kam, daß er damals von dem Gelingen ſeines zweiten Planes ſchon mit aller Sicherheit überzeugt war. Ein anderer hätte an ſeiner Stelle immer noch ein wenig gezweifelt und ſich gefürchtet, Lambert aber war jung, frech, beſeelt von der ungeduldigſten Erwerbsgier, kannte die Menſchen wenig und hielt ſie alle für ſeinesgleichen; deshalb kam ihm denn auch nicht der geringſte Zweifel, um ſo weniger, als er durch Anna Andrejewnas Verhalten ſeine wichtigſten Mutmaßungen beſtätigt ſah.

Nun noch eine letzte und wichtigſte Frage: Wußte auch Werſſiloff ſchon irgend etwas, und war er ſchon damals an irgendwelchen, wenn auch noch ſo fernen Plänen Lamberts beteiligt? Nein, nein, nein, *damals* gewiß noch nicht, wenn auch das verhängnisvolle Wort vielleicht ſchon gefallen war . . . Doch genug, genug davon, ich greife zu weit vor.

Nun, und wie verhielt es ſich denn mit mir? Wußte ich damals ſchon etwas, und was war es denn, das ich wußte, als ich zum erſtenmal das Haus verließ? Ich ging von der Behauptung aus, daß ich damals noch nichts gewußt hätte, ich hätte alles dies erſt viel ſpäter erfahren, ſogar erſt dann, als alles ſchon zu Ende war. Das iſt richtig, aber verhielt es ſich denn auch wirklich ſo? Nein, im Grunde doch wohl nicht; ich wußte zweifellos ſchon recht viel; aber woher wußte ich es? Ich erinnere den Leſer an meinen Traum! Wenn ich ſchon ſo einen Traum haben konnte, wenn ſo etwas ſchon meinem Herzen entſpringen und ſich geſtalten konnte, ſo iſt das ein Beweis dafür, daß ich ſchon ungeheuer viel — nicht gerade gewußt, aber doch geahnt habe von dem, was ich weiter oben vorausgreifend bereits erzählt habe, und was ich dann allerdings erſt ſpäter, „nachdem alles zu Ende war," erfuhr. Alſo von einem „Wiſſen" konnte damals noch nicht die Rede ſein, aber mein Herz klopfte vor lauter Ahnungen und böſe Geiſter hatten ſich ſchon meiner Träume bemächtigt. Und zu einem Menſchen wie Lambert zog es mich hin, obgleich ich genau wußte, was für ein Menſch er war, und obgleich ich ſogar alle ſeine Abſichten vorausahnte! Und weshalb zog es mich denn ſo zu ihm hin? Sonderbar: gerade jetzt, in dieſem Augenblick, da ich dies niederſchreibe, ſcheint es mir, als hätte ich ſchon damals ganz genau und ſogar alle einzelnen Gründe gewußt, weshalb es mich zu ihm zog, während ich doch gleichzeitig gar nichts wußte. Vielleicht wird der Leſer das verſtehen. Jetzt aber — zur Sache und zu den Ereigniſſen in ihrer Reihenfolge.

II.

Es begann damit, daß zwei Tage vor meinem erſten Ausgang Liſa gegen Abend in großer Erregung nach Hauſe kam. Sie war aufs tiefſte gekränkt worden; und in der Tat war ihr etwas Unglaubliches widerfahren. Ich habe von ihrer Beziehung zu Waſſin ſchon geſprochen. Sie holte ſich von ihm Rat: nicht nur, um uns zu zeigen, daß ſie unſeres Rates nicht bedurfte, ſondern auch, weil ſie Waſſin wirklich ſehr ſchätzte. Sie hatten ſich in Luga kennen gelernt, und ich hatte immer die Empfindung gehabt, daß ſie Waſſin nicht gleichgültig war. Nun war es ja ganz natürlich, daß es ſie in ihrem Unglück nach einem Menſchen mit feſtem, ruhigem, immer über den Dingen ſtehendem Verſtande verlangte, wie ihn Waſſin ihrer Meinung nach beſaß. Übrigens ſind Frauen bekanntlich keine großen Meiſter in der richtigen Beurteilung eines männlichen Verſtandes, wenn der betreffende Menſch ihnen gefällt, und mit Vergnügen nehmen ſie Paradora als Folgeſchlüſſe von ſtrengſter Logik hin, wenn dieſe ihren eigenen Wünſchen entgegenkommen. Was Liſa an Waſſin beſonders gefiel, war ſein Mitgefühl mit ihrem Leid und, wie ſie anfangs glaubte, auch ſeine Symphathie für den jungen Fürſten. Da ſie zudem ſeine Gefühle für ſie ahnte, war es ſelbſtverſtändlich, daß ſie ſeine Sympathie für den Gegner doppelt ſo hoch ſchätzte. Der Fürſt aber hatte ihre Mitteilung, daß ſie ſich von Waſſin zuweilen Rat hole, mit großer Unruhe aufgenommen und war ſogleich eiferſüchtig geworden. Das kränkte Liſa, weshalb ſie ihre Beſuche bei Waſſin ſchon aus Trotz nicht einſtellte. Der Fürſt ſagte ſchließlich nichts

mehr dazu, wurde jedoch immer finsterer und mißtrauischer. Lisa aber hat mir später (lange nachher) selbst gestanden, daß Wassin ihr damals schon sehr bald gar nicht mehr gefallen habe; er war ruhig, und gerade diese ewig sich gleichbleibende Ruhe, die ihr anfangs so gefallen hatte, war ihr alsbald recht unangenehm geworden. Hinzu kam, daß die Ratschläge, die er ihr als ein in Rechtssachen doch zweifellos erfahrener Mann gab, und die stets sehr vernünftig schienen, sich leider alle als unausführbar erwiesen, was doch recht sonderbar war. Sein Urteil über andere Menschen fällte er manchmal gar zu sehr von oben herab, und ohne sich dessen auch nur im geringsten vor ihr zu schämen; — und je länger, um so weniger schämte er sich vor ihr, was sie seiner wachsenden Gleichgültigkeit gegenüber ihrem Unglück zuschrieb. Einmal hatte sie ihm dafür gedankt, daß er gegen mich immer so freundlich war und trotz seines mir weit überlegenen Verstandes mit mir wie mit seinesgleichen sprach (das heißt, sie hatte ihm fast meine eigenen Worte gesagt). Seine Antwort war darauf gewesen:

„Das ist es nicht. Ich tue es einfach aus dem Grunde, weil ich zwischen ihm und anderen gar keinen Unterschied sehe. Ich halte ihn weder für dümmer als die Klugen, noch für böser als die Guten. Ich bin gegen alle Menschen gleich, denn in meinen Augen sind alle Menschen gleich."

„Wie, sehen Sie denn wirklich keine Unterschiede?"

„Oh, natürlich unterscheidet sich ein jeder durch irgend etwas, aber für mich gibt es keine Unterschiede, weil die Unterschiede der Menschen mich nichts angehen: für mich

ſind alle gleich und iſt alles gleich, und deshalb bin ich auch gegen alle Menſchen in gleicher Weiſe freundlich."
„Und das langweilt Sie nicht?"
„Nein; ich bin immer zufrieden mit mir."
„Und Sie wünſchen ſich auch nichts?"
„Wie ſollte ich nicht. Aber ich tue es nicht allzuſehr. Ich brauche faſt nichts, nicht einen Rubel mehr, als ich habe. Ob ich in einem goldenen Kleide gehe oder ſo wie jetzt — das iſt doch vollkommen gleichgültig: die goldenen Kleider würden Waſſin nicht im geringſten erhöhen. Alles ſo was lockt mich nicht: können denn äußere Ehrungen oder ein hoher Rang meinen Wert ausmachen?"
Liſa hat mir ehrenwörtlich verſichert, daß er ihr buchſtäblich ſo geantwortet hätte. Übrigens läßt ſich ſo etwas in ſeiner Wirkung nie genau beurteilen, dazu muß man immer alle Umſtände kennen, unter denen es geſagt ward. Nach und nach war Liſa zu der Überzeugung gekommen, daß er vielleicht auch über den Fürſten nur deshalb ſo nachſichtig urteilte, weil „für ihn alle gleich waren, und es für ihn keine Unterſchiede gab," aber durchaus nicht aus Sympathie für ſie. Doch mit der Zeit begann er merklich, ſeinen Gleichmut zu verlieren und ſich über den Fürſten nicht nur tadelnd, ſondern ſogar mit Verachtung und Spott zu äußern. Das reizte Liſa ſehr, aber Waſſin ließ ſich durch nichts davon abhalten. Und dabei drückte er ſich immer noch möglichſt milde aus, und ſelbſt wenn er ihn tadelte, geſchah es ohne Unwillen: er erklärte ihr dann eben mit logiſcher Folgerichtigkeit den ganzen Unwert ihres Helden; aber gerade in dieſer Logik lag ja die Ironie. Schließlich ſetzte er

ihr ſogar die ganze „Torheit“ ihrer Liebe auseinander, die eigenſinnige Erzwungenheit dieſer Liebe. „Sie haben ſich über Ihre eigenen Gefühle getäuſcht; Irrtümer aber, die man einmal als ſolche erkannt hat, müſſen unbedingt aufgegeben werden.“

Das hatte er gerade an jenem Tage zu ihr geſagt. Liſa war empört aufgeſtanden, um ihn ſofort zu verlaſſen; doch was tat er nun, und womit ſchloß dieſer vernünftige Menſch? Er ſchloß damit, daß er mit der edelſten Miene und ſogar mit Gefühl — ihr ſeine Hand antrug. Liſa hatte ihm darauf ins Geſicht geſagt, daß er einfach dumm ſei, und war hinausgegangen.

Einer Frau vorzuſchlagen, einen Unglücklichen aufzugeben, bloß weil dieſer Unglückliche ihrer „nicht wert“ ſei, und das noch dazu einer Frau, die von dieſem Unglücklichen ſchwanger iſt, — das iſt nun der Verſtand ſolcher Leute! Ich nenne das ein ſchreckliches Aufgehen in Theorie bei vollſtändiger Unkenntnis des Lebens. Zugrunde liegt eine grenzenloſe Eigenliebe. Liſa erkannte denn auch ganz genau, daß er auf ſeine Handlungsweiſe noch ſtolz war, und wäre es auch nur deshalb, weil er um ihren Zuſtand bereits wußte. Mit Tränen der Empörung war ſie zum Fürſten geeilt — dieſer aber hatte Waſſin noch übertrumpft. Man ſollte meinen, ihre Erzählung hätte ihn wirklich überzeugen müſſen, daß er zur Eiferſucht jetzt wahrlich keinen Grund mehr hatte; aber gerade dieſe Erzählung machte ihn toll. Übrigens ſind ja die Eiferſüchtigen alle ſo! Er machte ihr eine furchtbare Szene und beleidigte ſie ſo unerhört, daß ſie ſchon entſchloſſen war, ſofort und unwiderruflich mit ihm zu brechen.

Dennoch kam ſie ſo weit ruhig nach Haus, daß man ihr nicht viel anmerkte, aber vor Mama konnte ſie es doch nicht verheimlichen. Oh, an jenem Abend traten ſie ſich wieder ſo nah wie früher: das Eis war gebrochen; beide weinten ſich aus, während ſie ſich feſt umſchlungen hielten, und Liſa beruhigte ſich anſcheinend, doch man ſah es ihr an, daß ſie ſich ſehr bedrückt fühlte. Den Abend verbrachte ſie bei Makar Iwanowitſch ganz ſtill und ſtumm; immerhin blieb ſie im Zimmer und hörte ſehr aufmerkſam an, was er ſprach. Seit jenem Unfall Makar Iwanowitſchs, damals, beim gewaltſamen Aufſtehen, war ſie zu ihm ausnehmend freundlich und dabei doch gewiſſermaßen ſchüchtern ehrerbietig, wenn ſie auch nach wie vor einſilbig blieb.

An dieſem Abend nun gab Makar Iwanowitſch dem Geſpräch auf einmal eine andere Wendung, was für uns ganz unerwartet und überraſchend kam. Ich muß bemerken, daß Werſſiloff und Alexander Sſemjonowitſch, der Doktor, ſchon am Morgen dieſes Tages mit ſehr ſorgenvollen Mienen über ſeinen Zuſtand geſprochen hatten. Desgleichen muß ich bemerken, daß im Hauſe ſeit ein paar Tagen verſchiedene Vorbereitungen zu Mamas Geburtstag getroffen wurden und wir ſchon viel von dem bevorſtehenden Familienfeſt ſprachen, obwohl bis dahin noch ganze fünf Tage waren. Eben ein ſolches Geſpräch war es, das in Makar Iwanowitſch alte Erinnerungen wachrief, und er begann, von Mamas Kindheit zu erzählen und von jener erſten Zeit, als ſie „noch nicht auf den Beinchen ſtehen konnte“. „Wenn ſie mal auf meinem Arm ſaß, dann wollte ſie um keinen Preis herunter,“ erzählte der Alte, „und ich

weiß noch, wie ich sie gehen lehrte. Ich stellte sie drei Schritt von mir in den Winkel und rief sie, und sie kam dann ganz unsicher auf mich los und fürchtete sich gar nicht vor mir, sondern lachte noch, und wenn sie dann bei mir angelangt war, umfaßte sie meine Knie und hob die Ärmchen zu meinem Hals. Und Märchen hab' ich dir erzählt, Ssofja Andrejewna; Märchen liebtest du über alles. Ganze zwei Stunden konnte sie auf meinem Knie sitzen und horchen, und mir die Worte von den Lippen lesen. In der Stube wunderten sich alle: ‚Seht doch, wie sie an dem Makar hängt!' Oder in der Sommerzeit brachte ich dich in den Wald, suchte dir wohl einen Himbeerstrauch, setzte dich unter ihm hin und schnitzte dir derweil eine Flöte aus Holz. Und wenn wir dann genug gegangen waren, trug ich dich auf den Armen nach Hause — mein Kindchen schlief schon. Und einmal hast du dich so vor einem Wolf erschreckt, kamst zu mir gelaufen, zitterteſt vor Angst, und dabei war da gar kein Wolf."

„Dessen erinnere ich mich noch," sagte Mama.

„Erinnerst du dich wirklich noch?"

„An vieles erinnere ich mich noch. Soweit ich nur zurückdenken kann, habe ich von Ihnen nur Güte und Liebe erfahren," sagte sie mit ergriffener Stimme, und plötzlich wurde sie bis über die Stirn rot.

Makar Iwanowitsch wartete ein wenig, bevor er weitersprach.

„Ja, Kinderchen, jetzt werde ich bald von euch gehen. Meine Stunde ist schon gekommen. Im Alter hab' ich Trost gefunden für allen Kummer; habt Dank, ihr Lieben."

„Aber was reden Sie da, Makar Iwanowitſch, lieber, teurer Menſch," rief Werſſiloff ſichtlich beunruhigt. „Mir hat der Arzt noch vorhin geſagt, daß Ihr Zuſtand bedeutend beſſer ſei . . ."

Mama horchte erſchrocken auf.

„Nu, was weiß denn der, dein Alexander Sſemjonowitſch," ſagte Makar Iwanowitſch lächelnd, „ein lieber Menſch iſt er, aber auch nicht mehr. Laßt gut ſein, Freunde, oder glaubt ihr, daß ich mich vor dem Sterben fürchte? Ich hatte heute nach dem Morgengebet ſo ein Gefühl im Herzen: daß ich von hier nicht mehr hinausgehen werde — ſo iſt es mir geſagt worden. Nu und ſo geſchehe es denn, der Name des Herrn ſei gelobt. Nur an euch allen will ich mich noch ſattſehen. Auch Hiob, der vielfach Geprüfte, fand Troſt, wenn er ſeine neuen Kindlein ſah, doch ob er darüber auch ſeine früheren Kinder vergaß und vergeſſen konnte? — Unmöglich iſt dies! Nur daß ſich im Lauf der Jahre die Trauer mit der Freude vermiſcht und ſich in ein ſchmerzloſes Seufzen verwandelt! So iſt es auf Erden: jede Seele wird geprüft und wird getröſtet. Ich hab' mir vorgenommen, Kinderchen, euch ein paar Wörtchen zu ſagen, es iſt nicht viel," fuhr er mit ſeinem ſtillen, wundervollen Lächeln, das ich nie vergeſſen werde, fort, und plötzlich wandte er ſich zu mir: „Du, Lieber, eifere für die heilige Kirche, und wenn die Zeit kommt, ſo geh auch in den Tod für ſie, — aber wart' doch, erſchrick nicht, es iſt das ja nicht gleich nötig," unterbrach er ſich lächelnd. „Jetzt denkſt du vielleicht noch nicht daran, ſpäter wirſt du vielleicht daran denken. Und dann noch eines: was du auch Gutes zu tun gedenkſt, das tue für Gott, nicht aber

um der Eitelkeit willen. An deinem Werk aber halt feſt und laß es dir nicht durch Kleinmut gleichviel welcher Art entwinden; ſchaffe es nicht übereilt, nicht kopflos und unſtet. Nun, und das iſt auch alles, was du zu hören brauchſt. Es ſei denn noch dies, daß du lernſt, täglich und unentwegt zu beten. Ich ſage dir das nur ſo, vielleicht erinnerſt du dich mal daran. Ich wollte wohl auch Euch, Andrei Petrowitſch, etwas ſagen, Herr, aber Gott wird auch ohne mich Euer Herz finden. Schon lange haben wir nicht mehr davon geſprochen, ſeit damals, da dieſer Pfeil mein Herz durchbohrte. Jetzt aber, wo ich von Euch gehe, wollte ich nur daran erinnern . . . was Ihr mir damals verſpracht . . ."
Die letzten Worte ſagte er ſo leiſe, daß ſie kaum zu verſtehen waren . . .
„Makar Iwanowitſch!" ſtieß Werſſiloff verwirrt und beunruhigt hervor und erhob ſich von ſeinem Stuhl. „Nein, nein, Herr, laßt Euch nicht verwirren, ich hab' ja nur ſo daran erinnern wollen . . . Die Schuld aber vor Gott trifft in dieſer Sache vor allen anderen mich; denn wenn Ihr auch mein Herr wart, ſo hätt' ich doch dieſe Schwäche nicht zulaſſen ſollen. Deshalb quäle auch du, Sſofja, dein Herz nicht zu ſehr, denn deine ganze Sünde iſt — meine Sünde, in dir aber war, ſo denke ich mir, damals wohl nicht viel Verſtändnis dafür vorhanden, und vielleicht auch in Euch, Herr, nicht viel mehr als in ihr," ſagte er lächelnd, und ſeine Lippen bebten wie vor Schmerz, „und wenn ich dich damals auch hätte belehren können, als mein Weib, und ſogar mit dem Stocke, und ſelbiges ſogar hätte tun müſſen, ſo tateſt du mir doch leid, als du in Tränen vor mir

niederfielſt und mir nichts verheimlichteſt . . . und mir die Füße küßteſt. Nicht um dir Vorwürfe zu machen, ſpreche ich davon, ſondern nur um Andrei Petrowitſch zu erinnern . . . denn Ihr erinnert Euch wohl ſelber, Herr, Eures Verſprechens und Edelmannswortes . . . und die Trauung macht alles gut . . . Vor den Kinderchen ſag' ich das, Herr . . "

Er war außerordentlich erregt und ſah Werſſiloff an, als erwarte er von ihm ein zuſagendes Wort. Ich wiederhole, das kam alles ſo unerwartet, daß ich vor Überraſchung ganz regungslos daſaß. Werſſiloff war nicht weniger erregt als Makar Iwanowitſch: er trat ſchweigend zu Mama und umſchlang ſie feſt; da ging Mama, gleichfalls ſchweigend, zu Makar Iwanowitſch und verneigte ſich tief vor ihm.

Es war eine erſchütternde Szene. Im Zimmer befanden ſich diesmal nur wir, nur die Familie. Selbſt Tatjana Pawlowna war nicht zugegen. Liſa hatte ſich auf ihrem Stuhl eigentümlich gerade aufgerichtet und hörte ſtumm zu; plötzlich ſtand ſie auf und ſagte mit feſter Stimme zu Makar Iwanowitſch:

„Segnen Sie auch mich, Makar Iwanowitſch, in einer großen Qual! Morgen wird ſich mein Schickſal entſcheiden . . . beten Sie heute für mich!"

Damit verließ ſie das Zimmer. Ich weiß, daß Makar Iwanowitſch ihr ganzes Unglück ſchon von Mama erfahren hatte. An dieſem Abend ſah ich Werſſiloff und Mama zum erſtenmal zuſammen: bis dahin hatte ich neben ihm immer nur ſeine Sklavin geſehen. Ja, ich hatte noch ungeheuer vieles nicht gewußt und nicht bemerkt an dieſem Menſchen, den ich bereits verurteilte;

so kehrte ich ganz verwirrt in mein Zimmer zurück. Und ich muß sagen: gerade zu dieser Zeit hatten sich alle meine Bedenken und Zweifel gegen ihn verdichtet. Noch nie war er mir so geheimnisvoll und unverständlich erschienen wie in eben jener Zeit. Aber davon handelt ja diese ganze Geschichte, die ich hier schreibe.

„Nun stellt es sich heraus," dachte ich bei mir, als ich zu Bett ging, „daß er damals Makar Iwanowitsch sein ‚Edelmannswort' gegeben hat: daß er Mama heiraten werde, sobald sie Witwe würde. Das hat er mir verschwiegen, als er mir damals seine Unterredung mit Makar Iwanowitsch erzählte."

Den ganzen folgenden Tag war Lisa nicht zu Haus, und als sie dann ziemlich spät heimkehrte, ging sie geradeswegs zu Makar Iwanowitsch. Ich wollte zunächst nicht hingehen, um sie nicht zu stören, doch als ich bald darauf bemerkte, daß auch Mama und Werssiloff bei ihnen waren, ging ich gleichfalls hinein. Lisa saß neben dem Alten und weinte an seiner Schulter, während er mit traurigem Gesicht stumm ihren Kopf streichelte.

Werssiloff sagte mir (nachher in meinem Zimmer), daß der Fürst auf seinem Willen bestand und sich mit Lisa bei der ersten Möglichkeit trauen lassen wollte, noch vor dem Urteilsspruch des Gerichts. Es fiel Lisa schwer, einzuwilligen, obschon sie kein Recht mehr hatte, nicht einzuwilligen. Überdies hatte Makar Iwanowitsch ihr geradezu „befohlen", sich trauen zu lassen. Natürlich wäre das später alles ganz von selbst geschehen, und sie hätte sich ja zweifellos trauen lassen, auch ohne fremden Befehl und ohne zu schwanken, aber in diesem Augen-

blick war ſie von dem, den ſie liebte, ſo maßlos gekränkt und durch dieſe ihre Liebe ſogar in ihren eigenen Augen ſo erniedrigt, daß es ihr unendlich ſchwer fiel, ſich zu fügen. Doch außer der Kränkung war da noch ein neuer Umſtand hinzugekommen, von dem ich noch nichts ahnte und auch gar nicht ahnen konnte.

„Haſt du es ſchon gehört, daß dieſe ganze junge Geſellſchaft von der Petersburger Seite verhaftet worden iſt?“ fragte Werſſiloff mich plötzlich wie beiläufig.

„Was? Dergatſchoff?“ rief ich erſchrocken.

„Ja; und Waſſin auch.“

Ich war unendlich betroffen, beſonders durch die Nachricht von der Verhaftung Waſſins.

„Ja aber iſt denn Waſſin auch in irgend etwas verwickelt? Mein Gott, was wird jetzt mit ihnen geſchehen? Und das ausgerechnet in derſelben Zeit, da Liſa Waſſin ſo anklagt! . . . Was glauben Sie, was kann man ihnen anhaben? Dahinter ſteckt Stebelkoff! Ich ſchwöre Ihnen, das iſt Stebelkoffs Werk!“

„Reden wir nicht davon,“ ſagte Werſſiloff und ſah mich ſonderbar an (eben wie man einen Menſchen anſieht, der nichts begreift und nichts errät), „wer weiß es denn, was ſie da haben, und wer kann es wiſſen, was mit ihnen geſchehen wird? Doch das war es nicht, worüber ich mit dir ſprechen wollte: ich hörte, du willſt morgen ausgehen. Wirſt du da nicht auch den Fürſten Sſergei Petrowitſch beſuchen?“

„Das iſt das erſte, was ich vorhabe; wenn es mir auch, offen geſtanden, ſehr ſchwer wird . . . Ja wie, wollen Sie ihm durch mich etwas ſagen laſſen?“

„Nein, das nicht. Ich werde ihn ſelbſt ſehen. Liſa tut

mir leid. Und was kann ihr Makar Iwanowitsch für Ratschläge geben? Er kennt ja selbst weder das Leben noch die Menschen. Und dann noch etwas, mein Lieber" (er hatte lange nicht mehr „mein Lieber" zu mir gesagt), „da sind so . . . ein paar junge Leute . . . von denen einer dein früherer Schulfreund Lambert ist . . . Mir scheint, das sind lauter — große Spitzbuben . . . Ich sage das nur, um dich zu warnen . . . Übrigens ist das natürlich deine Sache, ich habe ja kein Recht . . ."

„Andrei Petrowitsch!" Ich ergriff seine Hand, ohne zu überlegen und nahezu begeistert, wie das oft mit mir geschieht (es war fast ganz dunkel im Zimmer). „Andrei Petrowitsch, ich habe geschwiegen, — Sie haben es doch gesehen, ich habe die ganze Zeit geschwiegen, und wissen Sie, weshalb? Um Ihren Geheimnissen auszuweichen. Ich habe bei mir beschlossen, sie niemals erfahren zu wollen. Ich bin feige und fürchte mich davor, daß Ihre Geheimnisse Sie ganz aus meinem Herzen reißen könnten, das aber will ich nicht. Und wenn es so ist, wozu sollten Sie dann meine Geheimnisse kennen? Kann es denn nicht auch Ihnen ganz gleich sein, wohin ich gehe? Ist es nicht so?"

„Du hast recht; aber kein Wort mehr darüber, ich bitte dich!" sagte er und verließ mein Zimmer.

So hatten wir uns ganz unerwarteterweise doch ein wenig ausgesprochen. Aber er hatte meine Erregung vor dem neuen Schritt ins Leben, der mir am folgenden Tage bevorstand, nur noch verstärkt, so daß ich nachts nicht schlafen konnte und immer wieder aufwachte. Trotzdem war mir froh zumute.

III.

Am nächsten Tage verließ ich das Haus, und obgleich es schon zehn Uhr morgens war, bemühte ich mich, leise aufzutreten, um ungesehen hinauszukommen, weshalb ich auch niemandem etwas von meinem Fortgehen sagte und mich nicht verabschiedete; kurz, ich versuchte, heimlich zu entschlüpfen. Warum ich das tat, weiß ich nicht; aber selbst wenn Mama mich erblickt und aufgehalten hätte, würde ich ihr mit irgendeiner Bosheit geantwortet haben. Als ich auf die Straße trat und die kalte Luft mich berührte, erzitterte ich wie von einer ungeheuer starken Empfindung, die geradezu tierisch war, und die ich fleischlüstern nennen möchte. Wozu ging ich aus, wohin ging ich? Das war für mich vollkommen unbestimmbar und zugleich war ich doch — fleischlüstern. Und Furcht war in mir und Seligkeit zugleich.

„Werde ich mich heute beschmutzen oder werde ich mich nicht beschmutzen?" fragte ich mich mutig, wenn ich auch nur zu gut wußte, daß der für heute vorgenommene Schritt von entscheidender Bedeutung und in meinem ganzen Leben nicht mehr ungeschehen zu machen sein würde. Doch wozu hier in Rätseln sprechen!

Ich ging ins Gefängnis zum Fürsten. Schon vor drei Tagen hatte ich von Tatjana Pawlowna ein Briefchen an den Inspektor erhalten, und dieser war infolgedessen sehr liebenswürdig zu mir. Ich weiß nicht, ob er auch sonst ein guter Mensch war, aber das kommt ja hier nicht weiter in Betracht; jedenfalls gestattete er mir, den Fürsten zu sprechen, und führte mich sogar in ein Zimmer seiner Amtswohnung, wo er uns liebenswürdig

allein ließ. Das Zimmer war nicht anders, als die Zimmer der Amtswohnung eines Beamten von dieſem Rang gewöhnlich ſind — aber auch das iſt, denke ich, überflüſſig hier zu beſchreiben. So konnten wir denn, der Fürſt und ich, ungeſtört unter vier Augen ſprechen. Er erſchien in einem halbmilitäriſchen Hausrock, in reinſter Wäſche und eleganter Halsbinde, gepflegt und friſiert, war aber furchtbar abgemagert und ganz gelb im Geſicht. Sogar das Weiße ſeiner Augen war, wie ich bemerkte, gelblich. Kurz, er ſah ſo verändert aus, daß ich ſtehen blieb und ihn ganz betroffen anſah.

„Wie haben Sie ſich verändert!“ rief ich unwillkürlich aus.

„Das macht nichts! Setzen Sie ſich, lieber Freund,“ ſagte er, wies mit einer faſt gezierten Handbewegung auf einen Stuhl und ſetzte ſich mir gegenüber. „Kommen wir zur Hauptſache: Sehen Sie, mein lieber Alexei Makarowitſch . . .“

„Arkadi,“ verbeſſerte ich ihn.

„Was? Ach, ſchon gut, einerlei . . .“ ſagte er. „Ach ſo!“ — jetzt erſt wurde er ſich ſeines Irrtums bewußt — „Entſchuldigen Sie, mein Lieber, kommen wir zur Hauptſache . . .“

Er hatte es furchtbar eilig, auf irgendeine Hauptſache zu ſprechen zu kommen. Der ganze Menſch war nur von einem Gedanken erfüllt, den er auszudrücken und mir zu erklären ſuchte. Er ſprach viel und ſchnell, eindringlich, mit Gefühl und lebhaften Bewegungen, aber ich konnte ihn beim beſten Willen nicht verſtehen.

„Mit einem Wort“ (er hatte ſchon zehnmal vorher den Ausdruck „mit einem Wort“ gebraucht) — „mit einem Wort,“ ſchloß er ſeine Rede, „wenn ich Sie, Arkadi

Makarowitſch, geſtern durch Liſa dringend zu mir zu kommen gebeten habe, ſo war das vielleicht gar zu beunruhigend, aber da es ſich wirklich um einen außerordentlichen und endgültigen Entſchluß handelt, ſo müſſen wir . . .“

„Erlauben Sie, Fürſt,“ unterbrach ich ihn, „Sie haben mich geſtern rufen laſſen? Liſa hat mir nichts davon geſagt.“

„Was?“ ſchrie er auf und ſah mich ganz ſtarr an vor Verwunderung und Schreck.

„Sie hat mir nichts davon geſagt. Geſtern abend kam ſie ſo niedergeſchlagen nach Haus, daß ſie faſt überhaupt kein Wort geſprochen hat, auch mit mir nicht.“

Der Fürſt ſprang vom Stuhl auf.

„Iſt das wirklich wahr, Arkadi Makarowitſch? In dem Falle . . .“

„Was iſt denn dabei ſo Außergewöhnliches, daß Sie ſich darüber ſo aufregen? Sie wird es einfach vergeſſen haben oder . . .“

Er ſetzte ſich wieder hin, aber er verblieb wie in einer Erſtarrung. Es war, als wäre er von der Nachricht, daß Liſa mir nichts geſagt hatte, einfach niedergeſchmettert. Plötzlich begann er wieder zu ſprechen und mit den Händen zu fuchteln, aber es war mir wieder ſehr ſchwer, auch nur etwas davon zu verſtehen, was er eigentlich ſagen wollte.

„Paſſen Sie auf!“ ſagte er plötzlich, verſtummte und hob den Finger in die Höhe. „Paſſen Sie auf, das . . . das . . . das ſind, wenn ich mich nicht irre . . . Kniffe! . . .“ flüſterte er mit dem Lächeln eines Blödſinnigen. „Und das bedeutet, daß . . .“

„Gar nichts bedeutet das!“ unterbrach ich ihn. „Ich begreife nicht, wie ein so nichtssagender Umstand Sie überhaupt aufregen kann . . . Ach, Fürst, seit der Zeit, seit jener Nacht, erinnern Sie sich noch . . .“

„Seit welcher Nacht?“ rief er gereizt und sichtlich geärgert darüber, daß ich ihn unterbrochen hatte.

„Bei Serschtschikoff, wo wir uns zum letztenmal sahen, damals, wissen Sie noch, vor Ihrem Brief an mich. Auch damals waren Sie in einer furchtbaren Aufregung, aber damals und jetzt — der Unterschied ist so groß, daß ich Angst um Sie bekomme . . . oder sollten Sie vergessen haben?“

„Ach, ja,“ sagte er in gesellschaftlich nachlässigem Tone, als erinnere er sich zufällig, „ach, ja! An dem Abend . . . Ich hörte davon . . . Aber wie steht es denn mit Ihrer Gesundheit, und wie fühlen Sie sich jetzt, nach alledem, Arkadi Makarowitsch? .. . Doch kommen wir zur Hauptsache! Sehen Sie, ich verfolge eigentlich drei Ziele, drei Aufgaben sehe ich vor mir, und ich . . .“

Er kam wieder auf seine „Hauptsache“ zu sprechen. Ich begriff endlich, daß ich einen Menschen vor mir hatte, dem man zum mindesten ein in Essig getauchtes Handtuch um den Kopf legen mußte, falls man ihn nicht zur Ader lassen konnte. Sein ganzes zusammenhangsloses Gerede drehte sich natürlich um den Prozeß und den voraussichtlichen Ausgang desselben; er sprach auch davon, daß sein Regimentskommandeur ihn besucht und ihm dringend von irgend etwas abgeraten hätte, er aber hätte nicht auf ihn gehört — dies bezog sich auf ein Schreiben, das von ihm soeben eingereicht worden war, und das irgend etwas mit dem Staats-

anwalt zu tun hatte; ferner ſprach er davon, daß man ihm alle Rechte nehmen und wohl irgendwohin, nach den nördlichſten Provinzen Rußlands verbannen werde; er ſprach von der Möglichkeit, Koloniſt zu werden oder in Taſchkent ſich wieder heraufzudienen, und davon, was für Lehren er ſeinem Sohne (dem erwarteten Sohne von Liſa) auf den Lebensweg mitgeben wolle — „dort in der Einöde bei Archangelſk oder Cholmogory".
„Ich wollte Ihre Meinung hören, Arkadi Makarowitſch, glauben Sie mir, ich lege ſo viel Wert auf das Gefühl . . . Wenn Sie wüßten, wenn Sie wüßten, Arkadi Makarowitſch, mein Lieber, mein Bruder, was Liſa für mich bedeutet, was ſie für mich hier bedeutet hat, jetzt in dieſer Zeit!" rief er auf einmal und faßte ſich mit beiden Händen an den Kopf.
„Sſergei Petrowitſch, wollen Sie ſie denn wirklich zugrunde richten und ſie mitnehmen? . . . Nach Cholmogory!" entfuhr es mir plötzlich unvorſichtigerweiſe. Das Schickſal Liſas, die nun ewig an dieſen Maniaken gebunden war, kam mir da plötzlich klar zu Bewußtſein — zum erſtenmal. Er ſah mich an, erhob ſich von neuem, tat ein paar Schritte, kehrte aber um und ſetzte ſich wieder, ohne die Hände, die er an ſeinen Kopf preßte, ſinken zu laſſen.
„Mir träumt immer von Spinnen!" ſagte er plötzlich.
„Sie ſind ſchrecklich aufgeregt, Fürſt; ich rate Ihnen, ſich ins Bett zu legen und den Doktor holen zu laſſen."
„Nein, erlauben Sie, das kommt ſpäter. Ich habe Sie hauptſächlich deshalb zu mir gebeten, um Ihnen alles über die Trauung mitzuteilen. Die Trauung, wiſſen Sie, wird hier in der Kirche ſtattfinden, ich habe alles

ſchon beſprochen. Die Erlaubnis iſt auch ſchon erteilt, und man redet mir ſogar zu . . . Was Liſa betrifft, ſo . . .“

„Fürſt, haben Sie doch Erbarmen mit Liſa,“ rief ich — „quälen Sie ſie doch nicht ſo mit Ihrer unſinnigen Eiferſucht, wenigſtens nicht jetzt!“

„Was!“ ſchrie er auf und ſah mich mit hervorquellenden Augen unbeweglich an, und ſein ganzes Geſicht verzerrte ſich zu einem breiten, ſinnlos fragenden Lächeln. Erſichtlich hatte das Wort „Eiferſucht“ einen ſchrecklichen Eindruck auf ihn gemacht.

„Verzeihen Sie, Fürſt, das iſt mir nur ſo entſchlüpft. Oh, Fürſt, ich habe in der letzten Zeit einen alten Mann kennen gelernt, meinen namentlichen Vater . . . Oh, wenn Sie mit ihm ſprechen könnten, Sie würden beſtimmt ruhiger werden . . . Auch Liſa ſchätzt ihn ſehr . . .“

„Ach ja, Liſa . . . ach ſo, das iſt ihr Vater? Oder . . . pardon, mon cher, ſo etwas Ähnliches . . . Ich weiß . . . ſie ſagte mir . . . ein alter Mann . . . Ich bin überzeugt davon, überzeugt. Ich habe auch einmal ſolch einen Alten gekannt . . . Mais, passons. Die Hauptſache iſt, daß man, um das ganze innere Weſen der gegenwärtigen Lage ſich klarzumachen, daß man, wie geſagt . . .“

Ich erhob mich, um fortzugehen, denn es ſchmerzte mich zu ſehr, ihn ſo zu ſehen.

„Ich verſtehe nicht!“ ſagte er ſtreng und mit anmaßender Miene, als er ſah, daß ich ſchon aufbrechen wollte.

„Mir tut es weh, Sie ſo zu ſehen,“ ſagte ich.

„Arkadi Makarowitſch, ein Wort, nur noch ein Wort!“

Er ergriff mich plötzlich an den Schultern, aber mit einem ganz anderen Ausdruck im Geſicht und in den Gebärden, und drückte mich wieder auf den Stuhl. „Haben Sie ſchon gehört von dieſen, Sie verſtehen ſchon?“ ... Er beugte ſich über mich.

„Ach, ja, Dergatſchoff! Das iſt ſicherlich eine Machenſchaft von Stebelkoff!“ rief ich unüberlegt.

„Ja, Stebelkoff, und ... wiſſen Sie noch nichts?“

Er brach plötzlich ab, und wieder ſah er mich mit dieſen hervortretenden Augen an und mit dieſem krampfhaften, ſinnlos fragenden Lächeln, das langſam immer breiter wurde. Sein Geſicht erblaßte mehr und mehr. Und plötzlich durchzuckte mich etwas: mir fiel Werſſiloffs Blick ein, mit dem er mir geſtern die Verhaftung Waſſins mitgeteilt hatte.

„Oh, iſt es denn möglich?“ rief ich erſchrocken aus.

„Sehen Sie, Arkadi Makarowitſch, weshalb ich Sie gerufen habe: um Ihnen zu erklären ... ich wollte ...“ flüſterte er haſtig.

„Sie haben Waſſin angezeigt?“ ſchrie ich.

„Nein, ſehen Sie, es war da ein Manuſkript. Waſſin hatte es Liſa am letzten Tage gegeben ... damit ſie es aufbewahre. Sie ließ es mir hier, da ich es durchleſen wollte, und am nächſten Tage verzankten ſie ſich ...“

„Sie ſind es, der das Manuſkript der Polizei ausgeliefert hat!“

„Arkadi Makarowitſch, Arkadi Makarowitſch ...“

„Und da haben Sie,“ ſchrie ich ſtockend, indem ich aufſprang, „und da haben Sie, ohne einen Grund, ohne einen Zweck, den unglücklichen Waſſin angezeigt, nur weil er Ihr — Nebenbuhler iſt! Nur aus Eifer-

ſucht haben Sie das Manuſkript, das Liſa anvertraut war, ausgeliefert! ... An wen? An den Staatsanwalt?"

Er kam nicht dazu, mir zu antworten, und er hätte mir auch ſchwerlich etwas erwidern können — er ſtand vor mir wie ein Götzenbild, immer noch mit demſelben krankhaften Lächeln und demſelben ſtarren Blick — plötzlich öffnete ſich die Tür und Liſa trat herein. Sie fiel faſt in Ohnmacht, als ſie uns beide zuſammen ſah.

„Du hier. Du biſt hier?" rief ſie mit verzerrtem Geſicht und ergriff mich am Arm. „So ... weißt du's ſchon?"

Sie erſah aus meinem Geſicht, daß ich es bereits „wußte". Ich umfing ſie ſchnell und hielt ſie krampfhaft umſchlungen! Und erſt in dieſem Augenblick überwältigte mich die ganze Erkenntnis, was für ein unentrinnbarer, hoffnungsloſer Kummer für immer über dem Schickſal dieſer ... freiwilligen Märtyrerin lag.

„Kann man denn jetzt überhaupt mit ihm reden?" rief ſie und entwand ſich mir plötzlich. „Wie kann man ihn denn jetzt beunruhigen? Warum biſt du hier? Sieh ihn doch nur an, ſieh ihn doch an! Und wie darf man, wie darf man ihn denn verurteilen?"

Unendlicher Schmerz und unendliches Mitleid ſprachen aus ihrem Geſicht, als ſie das ausrief und auf ihn wies. Er ſaß im Lehnſtuhl, das Geſicht in den Händen vergraben. Und ſie hatte recht: es war ein Menſch im Fieberdelirium, den man für nichts verantwortlich machen konnte. Noch an demſelben Tage wurde er ins Lazarett gebracht, und am Abend ließ ſich bereits eine ſchwere Gehirnentzündung feſtſtellen.

IV.

Vom Fürſten, den ich mit Liſa zurückließ, fuhr ich gegen ein Uhr mittags in meine frühere Wohnung. Ich habe vergeſſen, zu erwähnen, daß der Tag feucht und trübe war, mit beginnendem Tauwetter und warmem Wind, der ſebſt einem Elefanten auf die Nerven gegangen wäre. Mein Wirt empfing mich mit unendlicher Freude, ſehr viel Worten und lebhaften Gebärden, was ich gerade in ſolchen Augenblicken nicht ausſtehen kann. Ich begrüßte ihn trocken und begab mich geradeswegs in mein Zimmer, aber er folgte mir dorthin, und wenn er mich auch nicht mit Fragen zu beläſtigen wagte, ſo ſah ich doch, wie ſeine Augen vor Neugier glänzten, und dabei machte er ein Geſicht, als hätte er das größte Recht gehabt, neugierig zu ſein. Ich mußte mich ſchon im eigenen Intereſſe höflich zu ihm verhalten: obgleich ich unbedingt von ihm etwas erfahren wollte (und ich wußte, daß ich es erfahren würde), war es mir doch ekelhaft, ſogleich mit dem Ausfragen zu beginnen. Ich erkundigte mich nach der Geſundheit ſeiner Frau, und wir gingen zu ihr hinüber. Sie empfing mich, wenn auch höflich, ſo doch ſehr wortkarg und anſcheinend gelangweilt; das verſöhnte mich einigermaßen; dennoch erfuhr ich an dieſem Tage die wunderlichſten Neuigkeiten.

Natürlich war Lambert dageweſen; und nachher war er noch zweimal gekommen, um ſich „alle Zimmer anzuſehen" — unter dem Vorwande, eines mieten zu wollen. Auch Darja Oniſſimowna war ein paarmal erſchienen, Gott weiß warum; „ſie hat ſich für alles ſehr intereſſiert," fügte mein Wirt hinzu. Aber ich tat

ihm nicht den Gefallen, zu fragen, wofür sie sich denn interessiert hatte. Überhaupt fragte ich ihn nichts: er erzählte von selbst, und ich tat, als krame ich in meinem Koffer (in dem sich fast nichts mehr befand). Aber ärgerlich war, daß auch er bald den Geheimnisvollen zu spielen begann: als er bemerkte, daß ich ihn nicht ausfragen wollte, fühlte er sich wohl verpflichtet, auch seinerseits wortkarg zu sein.

„Das Fräulein war auch da," bemerkte er so nebenbei und sah mich sonderbar an.

„Was für ein Fräulein?"

„Anna Andrejewna; zweimal war sie hier; mit meiner Frau hat sie Bekanntschaft geschlossen. Eine sehr angenehme, eine reizende Dame. Eine solche Bekanntschaft kann man nicht hoch genug einschätzen, Arkadi Makarowitsch . . ."

Er kam mir noch um zwei Schritte näher, als er das sagte: er wollte gar zu gern, daß ich ihn verstünde.

„Wirklich zweimal?" fragte ich erstaunt.

„Das zweitemal ist sie mit ihrem Bruder gekommen."

Wohl mit Lambert! dachte ich unwillkürlich.

„Nein, nicht mit Herrn Lambert," sagte er, der sofort meinen Gedanken erraten hatte, als wäre er mit seinen Augen in meine Seele eingedrungen. „Sie kam mit ihrem richtigen Bruder, mit dem jungen Herrn Werssiloff. Kammerjunker ist er, glaub' ich."

Ich war bestürzt; er beobachtete mich mit einem sehr schlauen Lächeln.

„Ach, und dann war da noch jemand und fragte nach Ihnen — das Fräulein, die Französin, Fräulein Alphonsine de Verdaigne. Wie schön sie singen kann,

und auch Verse deklamiert sie wunderbar! Sie ist heimlich zum Fürsten Nikolai Iwanowitsch nach Zarskoje hinausgefahren, um ihm einen seltenen kleinen Hund zu verkaufen, einen schwarzen, das ganze Tierchen nicht größer als meine Faust . . ."

Ich bat ihn, mich allein zu lassen, und entschuldigte mich damit, daß ich Kopfschmerzen hätte. Er kam meinem Wunsch sofort nach, beendete nicht einmal seinen Satz und war nicht im geringsten beleidigt, ja, fast mit Befriedigung winkte er geheimnisvoll mit der Hand, als wollte er sagen: „Verstehe, verstehe schon," und wenn er das auch nicht aussprach, so machte er sich doch das Vergnügen, mein Zimmer auf den Fußspitzen zu verlassen. Es gibt schon Leute auf der Welt, über die man sich ärgern kann.

So saß ich allein wohl anderthalb Stunden lang und dachte nach, und doch dachte ich eigentlich gar nichts, sondern war nur in Gedanken. Ich war erregt, dabei aber nicht im geringsten verwundert. Ich hatte sogar viel mehr und noch viel größere Wunder erwartet. „Vielleicht haben sie inzwischen auch schon welche zustande gebracht," dachte ich bei mir. Ich war ja längst, schon zu Hause, fest davon überzeugt gewesen, daß ihre Maschine bereits aufgezogen und in vollem Gange war. „Nur ich fehle ihnen noch," dachte ich wieder bei mir und empfand eine aufregende und angenehme Selbstzufriedenheit. Daß sie mich mit größter Spannung erwarteten und in meiner Wohnung etwas ausrichten wollten — war so klar wie der Tag. „Ob nicht gar die Trauung des alten Fürsten? Um ihn herum ist ja ein ganzes Kesseltreiben. Nur fragt es sich, ob ich das

zulaſſen werde, meine Herren?“ ſchloß ich wieder mit überlegenem Selbſtbewußtſein.

„Aber wenn ich mich überhaupt darauf einlaſſe, ſo werde ich doch ſofort wieder wie ein Strohhalm in den Strudel hineingeriſſen werden. Bin ich wenigſtens jetzt noch frei, oder bin ich ſchon nicht mehr frei? Kann ich heute, wenn ich nach Hauſe zurückkehre, meiner Mutter noch ſagen, wie ich alle dieſe Tage geſagt habe: ‚Ich gehöre nur mir ſelbſt an?‘“

Das war das Grundmotiv meiner Fragen, oder beſſer geſagt, meines Herzklopfens, während ich die anderthalb Stunden auf dem Bette ſaß, die Ellbogen auf die Knie geſtützt, den Kopf in den Händen. Und ich wußte doch, ich wußte ſchon damals, daß alle dieſe Fragen vollkommen belanglos waren, und daß nur ſie es war, die mich zu ihnen hinzog — nur ſie, nur ſie allein. Da habe ich es nun endlich ausgeſprochen und ſchwarz auf weiß zu Papier gebracht; denn auch jetzt, da ich es hinſchreibe, ein Jahr nachher, weiß ich nicht, welchen Namen ich meinem Gefühl von damals geben ſoll! Oh, ſelbſtverſtändlich tat Liſa mir leid, und in meinem Herzen brannte ein ungeheuchelter Schmerz um ſie! Und ich glaube, nur dieſes Schmerzgefühl vermochte wenigſtens zeitweiſe die Fleiſchlüſternheit (ich bleibe bei dieſer Bezeichnung) in mir zu beruhigen oder zurückzudrängen. Aber eine grenzenloſe Neugier, ein Grauen riß mich fort und dann noch ein gewiſſes Gefühl — ich weiß nicht, was für eins; aber ich weiß jetzt, und das wußte ich ſchon damals, daß es kein gutes Gefühl war. Vielleicht hatte ich das Verlangen, mich ihr zu Füßen zu werfen, vielleicht aber wollte ich ſie allen

Qualen ausliefern, um ihr irgend etwas „ſchneller, ſchneller" zu beweiſen. Davon konnte mich kein Schmerz um Liſa und kein Mitleid um meine Schweſter zurückhalten. Nun, und wie hätte ich da noch aufſtehen und heimgehen können zu . . . Makar Iwanowitſch?

„Aber wäre es denn nicht möglich, zu ihnen zu gehen, nur um alles von ihnen zu erfahren, und ſie dann — auf immer zu verlaſſen, ohne mich von irgendwelchen Wundern oder Ungeheuern anfechten zu laſſen?"

Es war drei Uhr, als ich mich endlich aufraffte und mir ſagte, daß ich mich beinahe ſchon verſpätet hatte; ich eilte hinaus, nahm eine Droſchke und fuhr zu Anna Andrejewna.

Fünftes Kapitel.

I.

Als man mich Anna Andrejewna meldete, warf ſie ſofort ihre Näharbeit hin und kam mir eilig ins erſte Zimmer entgegen, — was früher nie geſchehen war. Sie reichte mir beide Hände und errötete. Schweigend führte ſie mich in ihr Zimmer, ſetzte ſich wieder an ihre Handarbeit und wies auf einen Stuhl ihr gegenüber. Aber die Arbeit nahm ſie nicht wieder auf, ſondern ſah mich mit glühender, lebhafter Teilnahme an, ohne ein Wort zu ſagen.

„Sie haben Darja Onisſimowna zur mir geſchickt," begann ich ohne Umſchweife, ein wenig bedrückt durch ihre ſo auffallend gezeigte Teilnahme, obgleich dieſe mir doch auch ſchmeichelte.

Da begann ſie plötzlich zu ſprechen, ohne auf meine Frage einzugehen.

„Ich habe alles gehört, ich weiß alles. Dieſe ſchreckliche Nacht . . . Oh, wie müſſen Sie gelitten haben! Iſt es denn wahr, wirklich wahr, daß man Sie beſinnungslos, halb erfroren, gefunden hat?"

„Das hat Ihnen . . . Lambert . . ." murmelte ich und errötete.

„Ich habe gleich damals alles durch ihn erfahren; und ich habe auf Sie gewartet. Oh, ganz erſchrocken kam er zu mir, um mir alles zu erzählen. In Ihrer Wohnung . . . dort, wo Sie krank lagen, hat man ihn nicht zu Ihnen gelaſſen . . . und hat ihn überhaupt ſehr ſonderbar empfangen . . . Ich weiß zwar nicht genau, wie ſich alles zugetragen hat, aber er hat mir viel von dieſer

Nacht erzählt: er erzählte mir auch, daß Sie, als Sie kaum zu sich gekommen waren, sogleich von mir gesprochen haben und . . . und von Ihrer Ergebenheit für mich. Ich war zu Tränen gerührt, Arkadi Makarowitsch, ich weiß nicht einmal, wodurch ich diese Ihre glühende Anteilnahme verdient habe, und noch in der Lage, in der Sie sich selbst damals befanden! Sagen Sie, dieser Herr Lambert ist Ihr Jugendfreund?"

„Ja, aber bei diesem Wiedersehen . . . ich muß gestehen, war ich etwas unvorsichtig und habe ihm vielleicht etwas zuviel vertraut."

„Oh, von dieser schrecklichen Intrige hätte ich auch ohne ihn erfahren! Ich habe schon längst vorausgesehen, daß diese Menschen Sie so weit bringen würden. Sagen Sie, ist es wahr, daß Bjoring gewagt hat, seine Hand gegen Sie zu erheben?"

Sie tat so, als wäre ich damals nur durch Bjoring und „sie" in jene Verfassung an der Mauer gekommen. Und sie hat recht, dachte ich, aber ich brauste doch auf: „Wenn er gegen mich die Hand erhoben hätte, so wäre er ungezüchtigt nicht davongekommen, und ich würde jetzt nicht ungerächt so vor Ihnen sitzen," erwiderte ich heftig. Ich fühlte, daß sie mich zu irgend etwas reizen, gegen irgend jemand hetzen wollte (es war mir übrigens klar, gegen wen); und doch fiel ich darauf herein.

„Wenn Sie sagen, Sie hätten es vorausgesehen, daß man mich so weit bringen werde, so war das von seiten Katherina Nikolajewnas selbstverständlich nur ein Zweifeln an mir . . . allerdings ist es wahr, daß ihr Vertrauen sich etwas zu schnell in dieses Mißtrauen verwandelt hat . . ."

„Ja, g a r zu ſchnell, das iſt es ja eben!“ griff Anna Andrejewna mit überſchwänglichem Mitgefühl meine Behauptung auf. „Oh, wenn Sie wüßten, was ſie jetzt dort für Intrigen ſpinnen! Freilich, Arkadi Makarowitſch, Ihnen dürfte es ſchwer fallen, die ganze Peinlichkeit meiner Lage zu begreifen,“ ſagte ſie errötend und ſchlug die Augen nieder. „Inzwiſchen habe ich — nach jenem Vormittag, als wir uns zum letztenmal ſahen — habe ich einen Schritt getan, den nicht ein Jeder ſo verſtehen kann, wie ihn ein Menſch von Ihrem reinen Verſtande und mit Ihrem liebevollen, unverdorbenen und friſchen Herzen zu verſtehen vermag. Seien Sie überzeugt, mein Freund, daß ich Ihre Ergebenheit mir gegenüber zu ſchätzen weiß und ſie Ihnen mit ewiger Dankbarkeit lohnen werde. Die Geſellſchaft wird natürlich den Stein gegen mich erheben, ſie hat es ja ſchon getan. Und ſelbſt wenn ſie recht hätte, von ihrem niedrigen Standpunkte aus, wer kann, wer darf ſelbſt in dieſem Fall mich verurteilen? Ich bin ſeit meiner Kindheit von meinem Vater verlaſſen; wir Werſſiloffs ſind ein altes vornehmes Geſchlecht, und doch ſind wir Kinder Heimatloſe, und ich eſſe fremdes Gnadenbrot. Iſt es da nicht natürlich, daß ich mich an den gewandt habe, der mir ſeit meiner Kindheit den Vater erſetzt hat, und deſſen Güte ich ſoviel verdanke? Meine Gefühle für ihn kennt nur Gott, er mag ſie richten, doch den Urteilsſpruch der Welt über mich erkenne ich nicht an! Und wenn nun noch die hinterliſtigſten Intrigen geſponnen werden, und die eigene Tochter ihren vertrauensvollen und großmütigen Vater ins Unglück ſtürzen will, ja, darf man dann noch zögern? Nein,

und wenn es mich auch meinen Ruf koſtet, ich rette ihn! Ich bin bereit, einfach als Pflegerin bei ihm zu leben, ſeine Wärterin, ſeine Krankenſchweſter zu ſein, doch niemals werde ich zulaſſen, daß die kalte und niedrige Berechnung der Welt triumphiert!“

Sie ſprach in großer Erregung, und obſchon dieſe Erregung zur Hälfte vielleicht gemacht war, ſo war ſie inſofern doch ehrlich, als man aus allem erſah, wie weit ſie ſchon in dieſe ganze Sache hineingezogen war. Oh, ich fühlte es, daß ſie log, wenn ſie auch ehrlich log (denn man kann auch ehrlich lügen), und daß ſie in dieſem Augenblick ſchlecht handelte; aber es iſt ſonderbar, wie das einem ſo mit den Frauen ergeht: dieſe ſcheinbare Anſtändigkeit, dieſe feinen Formen, dieſe unerreichbare geſellſchaftliche Vornehmheit und ſtolze Keuſchheit — alles das brachte mich aus der Faſſung, und ich begann, ihr in allem recht zu geben, das heißt, ſolange ich bei ihr war; wenigſtens konnte ich mich nicht entſchließen, ihr zu widerſprechen. Oh, der Mann befindet ſich entſchieden in moraliſcher Abhängigkeit von der Frau, beſonders wenn er großmütig iſt! So eine Frau kann einen großmütigen Mann alles glauben machen. „Sie und Lambert — du lieber Gott!“ dachte ich und ſah ſie ungläubig an. Übrigens, um alles zu ſagen: ich bin auch heutigentags nicht imſtande, mir über ſie ein Urteil zu bilden: ihre wahren Gefühle konnte wirklich nur Gott allein kennen, und außerdem iſt der Menſch eine ſo komplizierte Maſchine, daß man in manchen Fällen wirklich nichts von ihm verſtehen kann: und nun gar, wenn dieſer Menſch — eine Frau iſt! „Anna Andrejewna, was erwarten Sie nun eigent-

lich von mir?" fragte ich sie aber doch ziemlich entschlossen.

„Wieso? Was wollen Sie damit gesagt haben, Arkadi Makarowitsch?"

„Mir scheint nach allem . . . und noch einigen anderen Erwägungen . . ." erklärte ich befangen, „daß Sie nach mir geschickt haben, weil Sie etwas von mir erwarteten; um was handelt es sich?"

Sie fing sofort wieder zu sprechen an, ohne jedoch auf meine Frage zu antworten, und sprach wieder so schnell und lebhaft wie zuvor.

„Ich kann nicht, ich bin zu stolz, um auf Auseinandersetzungen und Abmachungen mit unbekannten Personen, wie dieser Herr Lambert, einzugehen. Ich habe auf Sie gewartet, nicht auf Herrn Lambert. Meine Lage ist einfach furchtbar, Arkadi Makarowitsch! Ich muß Winkelzüge machen, weil ich von Spionen dieser Frau umgeben bin, — und das ist unerträglich. Ich habe mich fast bis zu Intrigen erniedrigen müssen und habe auf Sie gewartet wie auf meinen Retter. Man kann es mir nicht verdenken, daß ich mich unter diesen Umständen nach einem Freunde umschaue, und wie sollte ich mich nicht glücklich schätzen, daß ich so einen Freund habe: wer in einer Nacht, da er selbst halb erfroren aufgefunden wird, noch meinen Namen nennt, der muß mir doch ergeben sein! Das habe ich mir die ganze Zeit immer wieder gesagt, und deshalb habe ich auch meine ganze Hoffnung auf Sie gesetzt."

Sie sah mir mit ungeduldig fragendem Ausdruck in die Augen. Und siehe da, mir fehlte wieder der Mut, ihr den Glauben zu nehmen und ihr geradeaus zu erklären,

daß Lambert sie betrogen, und daß ich ihm durchaus nicht gesagt hatte, ich sei ihr so sehr ergeben, geschweige denn, daß ich „nur ihren Namen" auf den Lippen gehabt hätte. Mit meinem Schweigen aber unterstützte ich gewissermaßen Lamberts Lüge. Oh, ich bin fest davon überzeugt, daß sie dabei nur zu gut wußte, daß Lambert alles übertrieben und sie einfach belogen hatte, einzig und allein, um einen Vorwand zu haben, bei ihr zu erscheinen und die Beziehung zu ihr aufrechtzuerhalten; und wenn sie mir nun so in die Augen sah, als wäre sie wirklich von dem Gesagten und von meiner Ergebenheit überzeugt, so wußte sie eben, daß ich es nicht wagen würde, ihrer Annahme zu widersprechen, einerseits aus Zartgefühl und andererseits infolge meiner jugendlichen Schüchternheit. Übrigens, ob ich mit dieser Vermutung recht habe oder nicht — das weiß ich nicht. Vielleicht bin ich nur schrecklich verdorben.

„Mein Bruder wird für mich eintreten," sagte sie plötzlich erregt, als sie sah, daß ich keine Antwort geben wollte.

„Man sagte mir, Sie seien mit ihm in meiner Wohnung gewesen," stammelte ich verwirrt.

„Aber der unglückliche Fürst Nikolai Iwanowitsch kann sich ja nirgendwohin mehr retten, vor dieser ganzen Intrige, oder richtiger, vor seiner eigenen Tochter, als in Ihre Wohnung, das heißt, in die Wohnung seines Freundes; denn er hat doch wohl das Recht, Sie wenigstens für seinen Freund zu halten! . . . Und dann, wenn Sie etwas für ihn tun wollen, so tun Sie es, wofern in Ihnen soviel Großmut und — Kühnheit

iſt . . . und wenn Sie für ihn wirklich etwas tun können. Oh, nicht um meinetwillen, nicht für mich, ſondern für ihn, für den unglücklichen alten Mann, der Sie wirklich aufrichtig liebt, der Sie von ganzem Herzen wie ſeinen eigenen Sohn liebt, und der ſich auch heute noch nach Ihnen ſehnt! Für mich erwarte ich gar nichts, auch nicht von Ihnen — hat doch ſelbſt mein eigener Vater mir einen ſo hinterliſtigen, ſo boshaften Streich geſpielt!"

„Ich glaube, Andrei Petrowitſch . . ." begann ich.

„Andrei Petrowitſch," unterbrach ſie mich mit bitterem Hohnlächeln, „Andrei Petrowitſch hat mir damals auf meine offene Frage ehrenwörtlich verſichert, daß er niemals die geringſte Abſicht auf Katherina Nikolajewna gehabt habe, was ich ihm auch glaubte, als ich meinen Schritt tat; indeſſen dauerte dieſer Verzicht nur ſo lange, bis er die erſte Nachricht von einem gewiſſen Herrn Bjoring erfuhr."

„Das iſt nicht ſo zu verſtehen," rief ich, „es hat einen Augenblick gegeben, wo auch ich an ſeine Liebe zu dieſer Frau glaubte — aber das iſt es nicht . . . Ja, und ſelbſt wenn es der Fall geweſen wäre, ſo kann er doch jetzt ganz beruhigt ſein . . . da dieſer Herr ja ſchon verabſchiedet worden iſt.

„Welcher Herr?"

„Bjoring."

„Wer hat Ihnen denn das geſagt? Vielleicht hat dieſer Herr noch niemals ſo viel Einfluß gehabt, wie eben jetzt," lachte ſie boshaft; mir ſchien ſogar, daß ſie mich dabei ſpöttiſch und ſcharf beobachtete.

„Mir ſagte es Darja Oniſſimowna," ſtammelte ich in

einer Verwirrung, die zu verbergen ich nicht imſtande war, und die ſie nur zu gut bemerkte.

„Darja Oniſſimowna iſt ja eine ſehr nette Perſon, und natürlich kann ich ihr nicht verbieten, mich zu lieben, aber ſie hat gar keine Mittel, etwas zu erfahren, was ſie nicht zu wiſſen braucht.“

Mein Herz krampfte ſich zuſammen; und wenn ſie beabſichtigt hatte, meinen Unwillen zu entflammen, ſo war ihr das allerdings gelungen, da es in mir heiß zu ſieden begann, nur war es nicht Unwille über jene Frau, ſondern Unwille über ſie, Anna Andrejewna, ſelbſt. Ich erhob mich.

„Als anſtändiger Menſch muß ich Sie im voraus darauf aufmerkſam machen, daß Ihre Erwartungen . . . in bezug auf mich . . . ſich als ſehr hinfällig erweiſen können . . .“

„Ich erwarte von Ihnen, daß Sie für mich eintreten,“ ſagte ſie und ſah mich feſt an, „für mich, die ich von allen verlaſſen bin . . . für Ihre Schweſter, wenn Sie es wollen, Arkadi Makarowitſch.“

Einen Augenblick noch, und ſie hätte zu weinen angefangen.

„Nun, dann erwarten Sie lieber nichts von mir, weil ich Sie vielleicht enttäuſchen könnte,“ ſtammelte ich in unſäglicher Pein.

„Wie ſoll ich Ihre Worte verſtehen?“ fragte ſie mich ganz zaghaft.

„Einfach, daß ich von ihnen allen fortgehe und — damit baſta!“ rief ich plötzlich voller Wut — „und das Dokument — zerreiße ich. Leben Sie wohl.“

Ich verbeugte mich vor ihr und ging ſchweigend hinaus, dabei wagte ich kaum, ſie anzuſehen; aber ich war noch nicht die Treppe hinuntergegangen, als Darja Oniſſimowna mich einholte und mir ein zweimal zuſammengefaltetes Blatt Briefpapier überreichte. Woher dieſe Darja Oniſſimowna plötzlich kam, und wo ſie ſich während meiner Unterredung mit Anna Andrejewna befunden hatte, — weiß ich nicht. Sie ſagte mir kein Wort, übergab mir nur das Papier und lief wieder zurück. Ich entfaltete das Blatt: auf ihm ſtand nichts weiter als Lamberts Adreſſe, die offenbar ſchon vor einiger Zeit geſchrieben war. Ich erinnerte mich plötzlich, daß ich damals, als Darja Oniſſimowna bei mir geweſen war, ihr geſagt hatte, ich wüßte nicht, wo Lambert wohne, aber natürlich in dem Sinne, daß ich die Wohnung auch gar nicht wiſſen wollte. Inzwiſchen aber hatte ich die Adreſſe Lamberts ſchon durch Liſa erhalten, die ich gebeten hatte, ſich im Adreßbüro zu erkundigen. Dieſer Schachzug Anna Andrejewnas erſchien mir denn doch ſchon zu rückſichtslos, ja, ſogar zyniſch: ungeachtet meiner Weigerung, ihr zu helfen, ſchickte ſie mich nun einfach zu Lambert. Mir wurde nur zu klar, daß ſie den Inhalt des Dokumentes kannte — und durch wen hätte ſie den erfahren können, wenn nicht durch Lambert, zu dem ſie mich jetzt ſandte, damit es zwiſchen uns zu einer Vereinbarung käme!

„Sie halten mich ja alle, ohne Ausnahme, für einen dummen Jungen, der weder eigenen Willen noch Charakter hat, und mit dem man machen kann, was man nur will!“ dachte ich empört.

II.

Doch ungeachtet meiner ganzen Empörung über Anna Andrejewna begab ich mich ſogleich zu Lambert. Wohin hätte ich auch mit meiner Neugier gehen ſollen? Lambert wohnte, wie ſich zeigte, ſehr weit: in der „Schiefen Querſtraße", in der Nähe des Sommergartens, immer noch in jenem möblierten Zimmer; aber damals, als ich ihm davongelaufen und nach Haus gefahren war, hatte ich ſo wenig auf den Weg geachtet, daß ich, als ich vor vier Tagen ſeine Adreſſe durch Liſa erhalten hatte, ſehr erſtaunt geweſen war und es kaum hatte glauben wollen, daß er dort wohne. Als ich die Treppe zum dritten Stock hinaufſtieg, bemerkte ich vor der Tür zwei junge Leute; ich dachte, ſie hätten bereits geklingelt und warteten nun darauf, daß ihnen geöffnet werde. Während ich hinaufſtieg, ſtanden ſie beide mit dem Rücken gegen die Tür und muſterten mich aufmerkſam. „Hier ſind ja mehrere möblierte Zimmer, ſie werden wohl einen anderen Mieter beſuchen wollen," dachte ich ſtirnrunzelnd; denn es wäre mir ſehr unangenehm geweſen, bei Lambert noch irgend jemand anzutreffen. Ich bemühte mich, ſie nicht anzuſehen und ſtreckte die Hand nach der Klingel aus.

„Attendez!" rief mir der eine zu.

„Ach bitte, warten Sie noch etwas mit dem Klingeln," ſagte mit heller und freundlich bittender Stimme der andere junge Mann — er hatte die in unſerer höheren Geſellſchaft übliche ſchleppende Sprechweiſe. „Wir werden gleich fertig ſein, und dann klingeln wir zuſammen, wollen Sie?"

Ich zog meine Hand zurück. Beide waren ſie junge

Leute von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren; sie beschäftigten sich dort an der Tür mit etwas sehr Sonderbarem und ich schaute ihnen mit Verwunderung zu. Derjenige, der „attendez“ gerufen hatte, war ein auffallend langer Bursche, mager und offenbar blutarm, aber sehr muskulös, mit einem für seine Größe viel zu kleinen Kopf, dessen leicht pockennarbiges, gar nicht so dummes, ja sogar sympathisches Gesicht einen eigentümlichen, komisch-finsteren Ausdruck hatte. Seine Augen blickten, ich möchte sagen, übertrieben scharfsinnig und mit unnötiger Entschlossenheit. Er war sehr schlecht angezogen: sein alter wattierter Mantel mit dem schäbigen kleinen Waschbärkragen war viel zu kurz für einen so langen Menschen und offenbar nicht für ihn gemacht; dazu hatte er schlechte, fast bäurische Stiefel und auf dem Kopf einen schrecklich struppigen, schon bräunlich gewordenen Zylinder. Man sah ihm sofort den liederlichen Menschen an: seine unbehandschuhten Hände waren unsauber, die langen Nägel hatten Trauerränder. Sein Kamerad dagegen war tadellos gekleidet, soweit man nach seinem leichten Marderpelz, dem eleganten Hut und den neuen hellen Handschuhen urteilen konnte, in denen seine schlanken Hände staken; dem Wuchs nach war er ungefähr von meiner Größe und sein frisches jugendliches Gesicht hatte einen äußerst sympathischen Ausdruck.

Der lange Bursche riß sich seine Krawatte vom Halse — ein vollkommen verschlissenes und schmieriges Band, das fast schon zur Schnur zusammengerollt war; und der hübsche Junge zog aus seiner Tasche eine neue, wohl soeben gekaufte schwarze Krawatte, die er dem Langen um-

zubinden versuchte, der gehorsam und mit furchtbar ernstem Gesicht seinen langen Hals ihm entgegenreckte, während er seinen Mantel von den Schultern zurückgeschlagen hielt.

„Nein, das geht doch nicht, wenn das Hemd so schmutzig ist," sagte der andere, „so wird der Eindruck um garnichts besser, es sieht sogar noch schmutziger aus. Ich hab' dir doch gesagt, du sollst dir einen reinen Kragen umlegen. Wie soll ich das jetzt binden . . . Können Sie es vielleicht?" wandte er sich plötzlich an mich.

„Was?" fragte ich.

„Ihm diese Krawatte umbinden? Sehen Sie, man muß sie irgendwie so umbinden, daß das Hemd nicht zu sehen ist, denn sonst geht der ganze Effekt zum Teufel, aber wie soll man das machen? Deshalb habe ich ihm doch die Krawatte soeben gekauft, für einen Rubel."

„Das hast du — für denselben?" fragte der Lange.

„Ja, für denselben; ich habe jetzt keine Kopeke mehr. Sie können es also auch nicht? Dann werden wir Alphonsinka bitten müssen."

„Zu Lambert?" fragte mich plötzlich scharf der Lange.

„Zu Lambert," antwortete ich ebenso scharf und sah ihm in die Augen.

„Dolgorowky?" fragte er in demselben Ton und mit derselben Stimme.

„Nein, nicht Koroffkin," antwortete ich ebenso energisch; ich hatte ihn nicht richtig verstanden.

„Dolgorowky?!" wiederholte der Lange fast schreiend und trat drohend auf mich zu. Sein Kamerad begann zu lachen.

„Er sagt Dolgorowky und nicht Koroffkin," erklärte er

mir. „Wiſſen Sie, die Franzoſen verdrehen im ‚Journal des Débats‘ ſo oft die ruſſiſchen Namen . . .“
„In der ‚Indépendance,‘ knurrte der Lange.
„Na, egal, dann war's in der ‚Indépendance‘. Den Namen des Fürſten Dolgoruki ſchreiben ſie zum Beiſpiel ‚Dolgorowky‘ — ich habe es ſelbſt geleſen, und W—ff ſchreiben ſie immer ‚le comte Vallonieff‘.“
„Doboyny!“ rief der Lange.
„Ja, richtig, auch den Namen ‚Doboyny‘ haben ſie mal angeführt; ich habe ihn ſelbſt geleſen, und wir haben noch beide darüber gelacht: irgendeine ruſſiſche madame Doboyny, die im Auslande wohnt . . . aber wozu ſie jetzt alle nennen,“ wandte er ſich plötzlich an den Langen.
„Entſchuldigen Sie, heißen Sie Dolgoruki?“
„Ja, — ich heiße Dolgoruki, aber woher wiſſen Sie denn das?“
Der Lange flüſterte dem hübſchen Jungen ſchnell etwas ins Ohr. Der runzelte die Stirn und machte eine verneinende Handbewegung, doch der Lange ließ ſich nicht abhalten und wandte ſich wieder an mich.
„Monsieur le prince, vous n'avez pas de rouble d'argent pour nous, pas deux, mais un seul, voulez-vous?“
„Pfui, wie frech du biſt,“ rief der Junge.
„Nous vous rendons,“ bemerkte der Lange, der die franzöſiſchen Worte plump und ungeſchickt ausſprach.
„Wiſſen Sie, er iſt ein Zyniker,“ erklärte mir der Junge lachend. „Sie denken vielleicht, er kann kein Franzöſiſch? Er ſpricht wie ein Pariſer, aber jetzt parodiert er nur die Ruſſen, die in der Geſellſchaft ſo furchtbar

gern laut untereinander Französisch sprechen und es dabei gar nicht können . . .“

„Dans les wagons,“ erläuterte der Lange.

„Ja, auch in den Waggons; ach, wie langweilig du bist! Das ist doch ganz gleich. Auch ein Vergnügen, den Dummkopf zu spielen!“

Ich nahm währenddessen den Rubel heraus und reichte ihn dem Langen.

„Nous vous rendons,“ sagte er und steckte den Rubel ein; dann wandte er sich ruhig zur Tür, und begann, während sein Gesicht dabei vollkommen unbeweglich und ernst blieb, mit der Spitze seines großen, plumpen Stiefels gegen die Tür zu hämmern, — das alles, wie gesagt, ohne die geringste Erregung . . .

„Ach, du wirst es wieder zu einem Skandal bringen, mit Lambert!“ rief der Junge beunruhigt. „Klingeln Sie dann schon lieber.“

Ich klingelte, aber der Lange hämmerte unbekümmert weiter mit seinem Fuß an die Tür.

„Ah, sacré . . .“ hörte man auf einmal die wütende Stimme Lamberts hinter der Tür, und er öffnete schnell.

„Dites donc, voulez-vous que je vous casse la tête, mon ami!“ schrie er den Langen an.

„Mon ami, voilà Dolgorowky, l'autre mon ami,“ sprach ernst und feierlich der Lange und sah dem vor Zorn puterroten Lambert starr in die Augen. Als dieser mich erblickte, veränderte sich sein Gesicht im Handumdrehen.

„Ach du bist es, Arkadi! Endlich doch! So bist du jetzt gesund, endlich wieder gesund?“

Er ergriff meine beiden Hände und schüttelte sie kräftig;

kurz, er war so aufrichtig erfreut, daß ich mich für den Augenblick sehr angenehm berührt fühlte und ihn beinahe lieb gewann.

„Mein erster Weg führt mich zu dir!"

„Alphonsine!" rief Lambert. Sie sprang im Augenblick hinter dem Schirm hervor.

„Le voilà!"

„C'est lui!" rief Alphonsinka und schlug die Hände zusammen und breitete sie wieder aus und wollte sich schon auf mich stürzen, um mich zu umarmen, aber Lambert schützte mich davor.

„Nonono! tout beau!" rief er ihr drohend zu, wie einem Hündchen. „Du, Arkadi, sieh mal, ich habe mich heute verabredet, mit ein paar Bekannten im tatarischen Restaurant zu Mittag zu essen. Ich lasse dich jetzt nicht los, du mußt mit mir hinfahren. Wir speisen zusammen; die anderen werde ich mir schon vom Halse schaffen — und dann sprechen wir uns aus. Komm nur herein, komm! Wir werden gleich aufbrechen, nur einen Augenblick mußt du warten."

Ich trat ein, sah mich im Zimmer um, und versuchte, mir das Erlebte von damals zu vergegenwärtigen. Lambert kleidete sich schnell hinter dem Wandschirm um. Der Lange und sein Kamerad waren uns gefolgt, trotz der Worte, mit denen Lambert sie empfangen hatte. Wir blieben alle stehen.

„Mademoiselle Alphonsine, voulez-vous me baiser?" äffte der Lange.

„Mademoiselle Alphonsine," begann auch der Jüngere und näherte sich ihr, indem er ihr die Krawatte hinhielt, aber sie fuhr wütend auf die beiden los.

„Ah, le petit vilain!“ ſchrie ſie den Jüngeren an, „ne m'approchez pas, ne me salissez pas, et vous, le grand dadais, je vous flanque à la porte tous les deux, savez-vous cela!“

Doch der Jüngere ließ ſich nicht abſchrecken, obgleich ſie ſich mit ſolcher Verachtung und ſolchem Ekel von ihm abwandte, als hätte ſie wirklich gefürchtet, ſich an ihm zu beſchmutzen (was ich gar nicht verſtehen konnte, denn er ſah ſo nett aus und war — was ich ſah, als er den Pelz ablegte — ſo gut angezogen!) und bat ſie trotzdem unentwegt, ſeinem langen Kameraden die Krawatte zu binden und ihm vorher einen reinen Kragen von Lambert umzulegen. Sie aber geriet über dieſes Anſinnen dermaßen in Wut, daß ſie ihn womöglich geſchlagen haben würde, wenn Lambert, der hinter dem Wandſchirm die Bitte gehört hatte, ihr nicht zugerufen hätte, ſie möge ſie nicht aufhalten und tun, was ſie verlangten. „Sonſt gehen ſie überhaupt nicht mehr weg,“ fügte er hinzu. Da nahm Alphonſinka ſofort einen Kragen und band dem Langen die Krawatte um, und tat es ſogar ohne jede Spur von Widerſtreben. Der Lange aber reckte genau wie vorhin auf der Treppe ſeinen Hals aus, während ſie ihm die Krawatte band.

„Mademoiselle Alphonsine, avez-vous vendu votre bologne?“ fragte er.

„Qu'est-ce que ça, ma bologne?“

Der Jüngere erklärte, daß ſein Freund mit „bologne“ ihr Bologneſerhündchen meine.

„Tiens, quel est ce baragouin?“

„Je parle comme une dame russe sur les eaux minérales,“ ſpottete le grand dadais wieder in ſteifem

Franzöſiſch, während er immer noch mit vorgeſtrecktem Halſe ſtand.

„Qu'est-ce que ça, qu'une dame russe ‚sur les eaux minérales'? Et . . . mais où est donc votre jolie montre que Lambert vous a donnée?" wandte ſie ſich plötzlich an den Jüngeren.

„Was, iſt er ſchon wieder ohne Uhr?" rief Lambert geärgert hinter dem Schirm.

„Aufgefreſſen!" knurrte le grand dadais.

„Ich hab' ſie für acht Rubel verkauft: ſie war ja nur ſilbervergoldet — und Sie gaben ſie aus als rein goldene Uhr. Solche koſten jetzt neu auch nicht mehr als ſechzehn Rubel," rechtfertigte ſich der Jüngere, tat es jedoch erſichtlich mit großer Unluſt.

„Damit muß endlich einmal ein Ende gemacht werden!" fuhr Lambert geärgert fort. „Ich kaufe Ihnen, mein junger Freund, nicht zu dem Zweck Kleider und ſchöne Sachen, damit Sie ſie Ihrem langen Freunde in den Rachen werfen. Was für eine Krawatte haben Sie ihm da ſchon wieder gekauft?"

„Die koſtet nur einen Rubel, und der war nicht von Ihrem Geld. Er hatte überhaupt keine Krawatte mehr! Einen Hut muß man ihm auch noch kaufen!"

„Unſinn!" ſchrie Lambert, jetzt ſchon wirklich wütend.

„Ich habe ihm genug gegeben, auch für einen Hut, er aber hat ſofort Auſtern und Champagner beſtellt. Dabei ſtinkt er und iſt ein Schmutzfink; man kann ſich ja nirgendwo mit ihm ſehen laſſen. Wie ſoll ich ihn jetzt ins Reſtaurant mitnehmen?"

„Mit 'ner Droſchke," knurrte der dadais. „Nous avons

un rouble d'argent que nous avons prêté chez notre nouvel ami."

„Gib ihnen nichts, Arkadi!" ſchrie Lambert wieder.

„Erlauben Sie, Lambert; ich verlange von Ihnen ſofort zehn Rubel," forderte plötzlich der Jüngere ſo wütend, daß er ganz rot im Geſicht wurde, was ihn noch hübſcher machte. „Und wagen Sie es nicht noch einmal, ſolche Dummheiten zu ſagen, wie jetzt zu Dolgoruki. Ich verlange von Ihnen zehn Rubel, um Dolgoruki den einen Rubel ſogleich zurückgeben zu können, von dem übrigen Gelde aber kaufe ich ſofort einen Hut für Andrejeff — das werden Sie ſehen."

Lambert kam hinter dem Schirm hervor.

„Hier ſind drei gelbe Lappen, drei Rubel, mehr gibt es nicht bis Dienstag, und wagt es nicht, mir früher zu kommen . . . ſonſt . . ."

Le grand dadais riß ihm das Geld nur ſo aus der Hand.

„Dolgorowky, hier iſt der Rubel, nous vous rendons avec beaucoup de grâce. Petjá, fahren wir!" rief er ſeinem Kameraden zu, und dann auf einmal, ſchwang er die beiden Scheine durch die Luft, ſah Lambert frech ins Geſicht, und ſchrie aus allen Kräften: „Ohé, Lambert! Où est Lambert, as-tu vu Lambert?"

„Nehmt euch in acht, nehmt euch in acht!" brüllte Lambert in furchtbarer Wut.

Ich ſah, daß hier etwas vorging, was auf Früheres Bezug hatte, wovon ich nichts wußte, und ich hörte nicht ohne Verwunderung zu. Aber der Lange ließ ſich durch den Zorn Lamberts nicht im geringſten einſchüchtern, im Gegenteil, er ſchrie ſogar noch lauter: Ohé, Lam-

bert! usw. Mit diesem Geschrei zogen sie ab. Lambert wollte ihnen nachstürzen, besann sich aber und kehrte wieder um.

„Denen werde ich auch bald einen Genickstoß geben! Die kosten mehr als sie einbringen . . . Gehen wir, Arkadi! Ich hab' mich schon verspätet. Dort erwartet mich noch so einer . . . den ich brauche . . . Auch so ein Vieh . . . und das sind sie alle! Halunken sind sie, Halunken!" schrie er wieder und knirschte vor Wut; doch plötzlich besann er sich und nahm sich zusammen. „Ich freue mich, daß du endlich gekommen bist. Alphonsine, wohlgemerkt: keinen Schritt aus dem Hause! Gehen wir."

Vor der Haustür erwartete ihn eine elegante Mietsdroschke. Wir stiegen ein; doch selbst unterwegs konnte er seine Wut auf die jungen Leute nicht meistern und sich beruhigen. Ich wunderte mich, daß er sie so ernst nahm, und daß sie Lambert so respektlos behandelten, während er beinahe Angst vor ihnen hatte. Nach den alten, in mir fest eingewurzelten Eindrücken aus meiner Kindheit glaubte ich noch immer, daß alle Lambert fürchten müßten; und ich glaube, selbst in dem Augenblick muß ich, trotz meiner ganzen Unabhängigkeit, Lambert doch noch gefürchtet haben.

„Ich sage dir, das ist ein furchtbares Lumpenpack," fuhr Lambert fort. „Wirst du's mir glauben, dieser Lange, dieser ekelhafte Kerl, hat mich noch vor drei Tagen in einer Gesellschaft bloßgestellt. Er stellt sich vor mir auf und schreit: ‚Ohé, Lambert!' usw. Und das in guter Gesellschaft! Alle lachen und merken natürlich, daß er es tut, damit ich ihm Geld gebe — kannst du dir meine

Lage vorstellen! Und ich habe es ihm geben müssen. Oh, dieses Lumpenpack! Wirst du's mir glauben, er war Junker in einem Regiment, wurde dann ausgeschlossen, und kannst du dir vorstellen, er ist ein gebildeter Mensch: er hat seine Erziehung in einem guten Hause erhalten! Er hat Ideen, er könnte . . . Eh, zum Teufel! Und er ist stark wie Herkules. Er ist mir ja nützlich, doch nicht sehr . . . Und hast du gesehen, er wäscht sich nicht einmal die Hände! Ich empfahl ihn einer Dame, einer alten vornehmen Dame; ich sagte ihr, er bereue seinen Lebenswandel und wolle sich vor Gewissensbissen umbringen, er aber kommt zu ihr, setzt sich hin und pfeift. Und der andere, der Nette — ist der Sohn eines Generals; die Familie schämt sich seiner, ich hab' ihn gerettet, hab' ihn dem Gericht entrissen, und so lohnt er es mir! Hier gibt es keine Menschen! Aber ich werde sie mir schon vom Halse schaffen und zum Teufel jagen!"

„Sie wissen meinen Namen; hast du mit ihnen von mir gesprochen?"

„Ich war mal so dumm. Weißt du, wenn man so bei Tisch zusammensitzt, da geht einem manches über die Lippen . . . Es kommt noch eine furchtbare Kanaille hin. Der ist schon wirklich eine Kanaille und dabei schlau. Hier gibt es nur Spitzbuben, hier gibt es keine anständigen Menschen! Na, wenn ich mit ihnen fertig bin — dann . . . Was ißt du gern? Aber das ist ja egal, man speist dort immer ausgezeichnet. Beunruhige dich nicht, ich werde alles bezahlen. Schön, daß du so gut angezogen bist. Ich kann dir Geld geben. Komm nur immer zu mir. Stell dir vor, ich habe ihnen hier zu

eſſen und zu trinken gegeben, jeden Tag Fiſchpaſteten und Delikateſſen; die Uhr, die er verkauft hat, iſt ſchon die zweite. Dieſer Knabe, Triſchatoff heißt er, — du haſt ja ſelbſt geſehen: ſogar Alphonſinka ekelt ſich, ihn anzurühren, und läßt ihn nicht an ſich herankommen — und plötzlich beſtellt er im Reſtaurant, in Gegenwart von Offizieren, — Schnepfen! ‚Ich will Schnepfen,‘ ſagt er. Ich habe ihm die Schnepfen damals auch beſtellt, aber ich werde mich ſchon dafür rächen!“

„Erinnerſt du dich noch, wie wir in Moskau zuſammen ins Reſtaurant fuhren und du mich dort mit der Gabel ſtachſt, und wie du damals fünfhundert Rubel hatteſt?“

„Ja, ich weiß noch! Eh, Teufel, ich weiß! Aber ich habe dich gern . . . Das kannſt du mir glauben. Dich liebt ja ſonſt kein Menſch, ich aber hab' dich gern; nur ich allein, vergiß das nicht . . . Der da, der dorthin kommt, der Pockennarbige — das iſt die allerſchlauſte Kanaille, die mir je begegnet iſt; antworte ihm nichts, wenn er mit dir ſpricht, und wenn er dich zu fragen anfängt, ſo antworte ihm irgendeinen Unſinn, oder ſchweige ganz . . .“

Jedenfalls kam er unterwegs infolge ſeiner Aufregung gar nicht dazu, mich auszufragen. Ich aber empfand es faſt als Beleidigung, daß er meiner ſo ſicher war und nicht einmal auf die Vermutung kam, ich könnte ihm mißtrauen; wie mir ſchien, befand er ſich noch in dem dummen Glauben, er könne mich genau ſo kommandieren wie in früheren Jahren. „Und dabei iſt er noch ſo furchtbar ungebildet,“ dachte ich bei mir, als wir ins Reſtaurant traten.

III.

In dieſem Reſtaurant an der Großen Morſkajaſtraße hatte ich ſchon früher verkehrt, in der Zeit meiner Geſunkenheit; darum durchbohrte es mich förmlich, als ich dieſe Räume, dieſe Kellner, die mich muſterten und in mir einen früheren Gaſt erkannten, wiederſah. Und nicht viel anders wirkte auf mich der Anblick dieſer rätſelhaften Freunde Lamberts, in deren Geſellſchaft ich mich plötzlich befand, und zu denen ich ſchon untrennbar zu gehören ſchien; und dazu kam nun noch das dunkle Vorgefühl, daß ich freiwillig in eine Gemeinheit rannte, die zweifellos mit einer ſchlechten Tat enden würde — wie geſagt, dieſes Gefühl, dieſer Eindruck ſaß in mir und bohrte in mir. Es gab einen Augenblick, da ich fort, nur fortlaufen wollte; doch der Augenblick verging und ich blieb.

Der Pockennarbige, den Lambert aus unbekannten Gründen ſo fürchtete, wartete ſchon auf uns. Das war ein Mann mit dummgeſchäftigem Geſichtsausdruck, ein Typus, den ich ſchon ſeit meiner Kindheit geradezu verabſcheute; er mochte fünfundvierzig Jahre alt ſein, war von mittlerem Wuchs, hatte leicht ergrautes Haar und ein widerlich glattraſiertes Geſicht mit kleinen abgeſchnittenen Bartkoteletten, die wie zwei Würſtchen das auffallend flache und böſe Geſicht einfaßten. Natürlich war er langweilig, ernſt, wortkarg und, wie es dieſe Leutchen gewöhnlich ſind, aus irgendeinem Grunde auch noch hochmütig. Er muſterte mich ſehr aufmerkſam, ſagte aber kein Wort. Lambert war ſo töricht, daß er uns nicht miteinander bekannt machte, obgleich wir uns an denſelben Tiſch ſetzten: folglich konnte mich jener für

einen der Erpreſſer aus Lamberts Gefolge halten. Mit den beiden jungen Leuten (die faſt gleichzeitig mit uns eingetroffen waren) ſprach der Pockennarbige während der ganzen Mahlzeit auch kein Wort, aber es war offenſichtlich, daß er ſie ſehr gut kannte. Er ſprach ausſchließlich mit Lambert, aber das Geſpräch wurde nur im Flüſterton geführt, und eigentlich ſprach nur Lambert; der Pockennarbige begnügte ſich mit abgeriſſenen, wütenden Worten, die wie Ultimata klangen. Er verhielt ſich äußerſt hochmütig, böſe und ſpöttiſch, während Lambert ſich in großer Erregung befand und ſichtlich in der Abſicht auf ihn einſprach, ihn zu irgendeinem Unternehmen zu überreden. Einmal ſtreckte ich die Hand nach einer Rotweinflaſche aus, doch da griff der Pockennarbige, der bis dahin kein Wort zu mir geſprochen hatte, ſchnell nach der Sherryflaſche und reichte ſie mir. „Verſuchen Sie den," ſagte er dabei.

Ich erriet ſofort, daß er über mich ſchon unterrichtet war und wohl nicht nur meinen Namen, ſondern auch meine ganze Lebensgeſchichte kannte, und ganz genau wußte, worauf Lambert bei mir rechnete. Der Gedanke, daß er mich für einen von Lamberts Helfershelfern halten könnte, empörte mich mächtig. Lamberts Geſicht aber drückte höchſte und dümmſte Beunruhigung aus, ſobald der andere nur ein Wort zu mir ſagte. Dem Pockennarbigen konnte das natürlich nicht entgehen, und er begann zu lachen.

„Lambert hängt entſchieden von ihnen allen ab," dachte ich und haßte ihn in dieſem Augenblick aus ganzer Seele. So waren wir denn während der ganzen Mahlzeit, wenn wir auch an einem Tiſch zuſammenſaßen, doch in

zwei Gruppen geteilt: am Fenſter der Pockennarbige und Lambert einander gegenüber, und am anderen Ende ich neben dem ſchmierigen Andrejeff, und wiederum uns gegenüber der hübſche Triſchatoff. Lambert hatte es ſehr eilig mit dem Eſſen und trieb den Kellner alle Augenblicke zu ſchnellerem Servieren an. Als man den Champagner brachte, hob er mir plötzlich ſein Glas entgegen:

„Auf dein Wohl, ſtoßen wir an!“ unterbrach er ſein Geſpräch mit dem Pockennarbigen.

„Erlauben Sie auch mir, mit Ihnen anzuſtoßen?“ fragte mich der hübſche Triſchatoff und hielt mir ſein Glas entgegen.

Bis zum Champagner war er ſehr nachdenklich und ſchweigſam geweſen. Der dadais hatte überhaupt nichts geſprochen, nur geſchwiegen und viel gegeſſen.

„Mit Vergnügen,“ erwiderte ich Triſchatoff.

Wir ſtießen an und leerten unſere Gläſer.

„Ich werde nicht auf Ihr Wohl trinken,“ wandte ſich plötzlich auch der dadais an mich, „nicht weil ich Ihnen etwa den Tod wünſche, ſondern weil ich nicht will, daß Sie hier zu viel trinken“. Er ſagte das düſter und nachdrücklich. „Sie haben von drei Gläſern genug. Ich ſehe, Sie betrachten meine ungewaſchene Fauſt?“ fuhr er fort und legte die Hand vor ſich auf den Tiſch. „Ich waſche ſie nicht, und ſo ungewaſchen vermiete ich ſie an Lambert, zum Einſchlagen fremder Schädel, in Fällen, die für Lambert bedenklich ſind.“

Und plötzlich ſchlug er mit der Fauſt aus aller Kraft auf den Tiſch, daß ſämtliche Teller und Gläſer klirrten. Außer unſerem Tiſch waren in dieſem Zimmer noch

vier Tiſche beſetzt, — von Offizieren und Herren von tadelloſer Haltung. Das Reſtaurant war gerade in Mode; alle unterbrachen für den Augenblick ihr Geſpräch und ſahen in unſere Ecke; ja, ich glaube, wir hatten ſchon längſt ein gewiſſes Aufſehen erregt. Lambert errötete über und über.

„Ha, fängt er ſchon wieder an! Ich habe Sie doch gebeten, Nikolai Sſemjonowitſch, ſich anſtändig aufzuführen," raunte er in wütendem Geflüſter Andrejeff zu. Der wandte ihm langſam den Blick zu und ſah ihn läſſig an.

„Ich wünſche nicht, daß mein neuer Freund Dolgorowky heute hier zuviel Wein trinkt," ſagte er.

Lambert wurde vor Wut noch röter. Der Pockennarbige hörte ſchweigend, aber mit ſichtlichem Vergnügen zu. Andrejeffs Ausfall ſchien ihm aus irgendeinem Grunde zu gefallen. Nur ich allein begriff nicht, warum ich nicht mehr trinken ſollte.

„Das tut er nur, damit ich ihm noch Geld gebe. Sie bekommen noch ſieben Rubel, verſtanden, nach dem Eſſen — nur laſſen Sie uns erſt die Mahlzeit beenden; blamieren Sie uns nicht," ſagte Lambert halblaut, wenn auch knirſchend vor Wut, zu ihm.

„Aha!" brummte der dadais ſiegesbewußt.

Das entzückte den Pockennarbigen nun ganz und gar, und er fing boshaft zu kichern an.

„Höre, du biſt ſchon zu . . ." wandte ſich Triſchatoff beunruhigt und faſt ſchmerzlich berührt an ſeinen Freund, offenbar um ihn zurückzuhalten.

Andrejeff verſtummte, aber nicht für lange, denn das entſprach nicht ſeiner Abſicht. Nicht weit von uns, viel-

leicht fünf Schritt von unſerem Tiſch, ſpeiſten zwei Herren, die ſich lebhaft unterhielten. Beide waren in mittleren Jahren, und man ſah ihnen ſofort eine gewiſſe übertriebene Empfindlichkeit an. Der eine war groß und ſehr dick, der andere gleichfalls ſehr dick, aber klein. Sie unterhielten ſich auf polniſch über die neueſten Pariſer Ereigniſſe. Der dadais hatte ſie ſchon lange aufmerkſam betrachtet und zu ihnen hinübergehorcht. Der kleinere Pole erſchien ihm offenbar als komiſche Figur, und er haßte ihn ſofort, wie das bei Leuten, die an der Galle oder Leber leiden, ſehr häufig ohne jeglichen Grund geſchieht. Plötzlich ſprach der kleine Pole den Namen des Deputierten Madier de Montjeau aus, aber nach der Gewohnheit ſehr vieler Polen ſprach er ihn polniſch aus, das heißt, er betonte ſtatt der letzten, die vorletzte Silbe: alſo nicht Madiér de Montjeáu, ſondern Mádier de Móntjeau. Das genügte dem dadais. Er wandte ſich auf ſeinem Platz zu den Polen um, reckte ſich ſtolz und ſagte plötzlich laut und deutlich, als richte er eine Frage an ſie:

„Madiér de Montjeáu?“

Die Polen drehten ſich wütend nach ihm um.

„Was wünſchen Sie?“ ſchrie der große Pole ihn laut auf ruſſiſch an.

Der dadais wartete einen Augenblick.

„Madier de Montjeau,“ wiederholte er plötzlich noch einmal laut, daß es über den ganzen Saal hin zu hören war, doch ohne weiter irgendeine Erklärung abzugeben, genau ſo dumm, wie er vor der Tür bei Lambert drohend auf mich zugetreten war und mehrmals den Namen „Dolgorowky“ ausgeſprochen hatte.

Die Polen sprangen auf, Lambert schnellte hinter dem Tisch in die Höhe und wollte, wie es schien, sich auf Andrejeff stürzen, besann sich aber und eilte zu den Polen, um sie untertänigst um Entschuldigung zu bitten.

„Das sind ja Narren, Pane, das sind ja Narren!" rief der kleine Pole mit Verachtung, vor Zorn dabei rot wie eine Mohrrübe. „Man kann ja bald nicht mehr herkommen!" Auch sonst entstand Unruhe im Saal, man hörte murren, hauptsächlich freilich lachen.

„Kommen Sie . . . bitte . . . gehen wir!" murmelte Lambert ganz verwirrt, und hatte ersichtlich nur den einen Wunsch, Andrejeff aus dem Lokal zu entfernen. Dieser blickte Lambert prüfend an, und erst als er erriet, daß der ihm nun Geld geben würde, willigte er ein, ihm zu folgen. Wahrscheinlich war es nicht das erstemal, daß er auf diese schamlose Manier von Lambert Geld erpreßte. Trischatoff wollte ihnen eilig folgen, sah dann aber mich an und blieb.

„Ach, wie ekelhaft!" sagte er und bedeckte die Augen mit seinen feinen Fingerchen.

„Tja, ekelhaft ist schon das Wort dafür," brummte diesmal ganz erbost der Pockennarbige.

Lambert kehrte ganz bleich zurück und begann sogleich mit lebhaften Gesten auf den Pockennarbigen flüsternd einzureden. Dieser befahl dem Kellner, schnell den Kaffee zu servieren, und hörte Lambert nur widerwillig zu; er hatte es offenbar eilig, fortzukommen. Und dabei war der ganze Zwischenfall doch nur ein dummer Jungenstreich gewesen. Trischatoff kam mit seiner Tasse Kaffee zu mir herüber und setzte sich neben mich.

„Ich habe ihn sehr gern," begann er mit einer solchen Offenherzigkeit, als hätte er mit mir schon oft darüber gesprochen. „Sie glauben nicht, wie unglücklich Andrejeff ist. Er hat die ganze Mitgift seiner Schwester durchgebracht und vertrunken, ja, alles was sie besaßen, hat er in dem einen Jahr, als er diente, durchgebracht, und ich sehe, wie ihn das jetzt quält. Daß er sich nicht wäscht — das geschieht nur aus Verzweiflung. Und wissen Sie, er hat furchtbar sonderbare Gedanken: plötzlich behauptet er, daß zwischen einem Schurken und einem ehrlichen Menschen gar kein Unterschied sei, das sei alles eins und man solle deshalb nichts tun, überhaupt nichts, weder Gutes noch Böses, oder wenn man wolle, könne man ja auch Gutes oder Böses tun, am besten aber sei doch, gar nichts zu tun und einfach herumzuliegen, ohne auch nur einmal im Monat die Kleider zu wechseln, nur zu essen und zu trinken und hauptsächlich zu schlafen — und sonst nichts. Aber glauben Sie mir, das sagte er doch alles nur so. Und wissen Sie, ich glaube sogar, diesen ganzen Skandal vorhin, den hat er nur gemacht, um mit Lambert endgültig zu brechen. Er hat schon gestern davon gesprochen. Werden Sie's glauben: manchmal nachts, oder wenn er lange allein sitzt, da fängt er zu weinen an, und wissen Sie, er weint so sonderbar, wie sonst kein Mensch weint; er schluchzt, schluchzt so schrecklich, und das, wissen Sie, tut noch weher . . . Und dabei ist er doch so groß und so stark, und plötzlich — schluchzt er wie ein Kind. Was für ein armer Kerl, nicht wahr? Ich möchte ihn so gern retten, aber ich bin ja selbst — ein so schlechter, verlorener Bengel, wie Sie's gar nicht glauben! Würden

Sie mich empfangen, Dolgoruki, wenn ich einmal zu Ihnen käme?"

„Oh, kommen Sie nur, ich habe Sie sogar sehr gern."

„Weshalb denn? Nun, ich danke Ihnen. Hören Sie mal, trinken wir noch ein Glas. Übrigens, was fällt mir ein! Nein, trinken Sie lieber nicht. Er hatte ganz recht, als er Ihnen sagte, daß Sie nicht mehr trinken dürfen," unterbrach er sich plötzlich und zwinkerte mir bedeutsam zu. „Ich aber werde noch ein Glas trinken. Bei mir kommt's nicht darauf an, ich kann mich ja doch nicht beherrschen, glauben Sie mir. Sie brauchen mir bloß zu sagen, ich soll nicht mehr in Restaurants dinieren, und ich bin sofort zu allem bereit, nur um wieder dinieren zu können. Oh, ich versichere Sie, es ist unser innigster Wunsch, anständige Menschen zu werden, aber wir schieben's nur immer auf, und darüber ‚. . . vergehen die Jahre, die besten Jahre!' Er aber, ich fürchte sehr — er erhängt sich noch mal. Er geht und tut's, ohne einem Menschen ein Wort zu sagen. So ist er. Heutzutage hängen sich ja alle auf. Wer weiß, vielleicht gibt's viele solcher, wie wir sind. Ich, zum Beispiel, kann ohne überflüssiges Geld einfach nicht leben. Mir ist das überflüssige Geld viel wichtiger als das notwendige. — Sagen Sie, lieben Sie Musik? Ich liebe sie furchtbar. Wenn ich zu Ihnen komme, werde ich Ihnen was vorspielen. Ich spiele sehr gut Klavier. Habe sehr lange Musik studiert. Ernsthaft studiert. Wenn ich mal eine Oper komponierte, so, wissen Sie, würde ich den Stoff aus dem ‚Faust' nehmen. Dieses Thema liebe ich sehr. Ich komponiere mir immer die Szene im Dom, das heißt, ich komponiere sie nur so

im Kopf. Das Innere eines gotiſchen Domes, Chöre, Hymnen; Gretchen tritt ein, und dazu, wiſſen Sie, — mittelalterliche Chöre, aus denen man das ganze fünfzehnte Jahrhundert heraushört. Gretchen in Verzweiflung, zuerſt ein Rezitativ, leiſe, aber qualvoll, die Chöre dröhnen düſter, ſtreng, teilnahmlos:

Dies irae, dies illa!

Und auf einmal — die Stimme des Teufels, die Arie des Teufels. Er iſt unſichtbar, nur eine Stimme klingt nebenher, klingt mit den Hymnen, fällt mit ihnen zuſammen, löſt ſich in ihnen auf, und iſt dabei doch etwas ganz anderes — ſo irgendwie müßte das gemacht werden. Eine lange, unendliche Arie für Tenor, unbedingt für Tenor. Sie beginnt leiſe, zärtlich: ‚Wie anders, Gretchen, war dir's, als du noch voll Unſchuld hier zum Altar tratſt, . . . halb Kinderſpiele, halb Gott im Herzen?‘ Und die Arie wird immer ſtärker, immer leidenſchaftlicher; die Töne werden immer höher: Tränen ſind in ihnen, Schmerz, unaufhörlicher, unentrinnbarer Schmerz, und zuletzt die Verzweiflung: ‚Keine Vergebung für dich, keine Vergebung!‘ Gretchen will beten, doch ihrer Bruſt entringen ſich nur Schreie — wiſſen Sie, wenn die Bruſt ſich zuſammenkrampft, vom Schluchzen — aber die Stimme des Satans verſtummt nicht, immer tiefer bohrt ſie ſich wie ein Dolch in ihre Seele, immer höher ſchwingt ſich ihr Ton — und plötzlich bricht ſie ab mit dem Schrei: ‚Es iſt aus, du biſt verdammt!‘ Gretchen fällt auf die Knie, ringt die Hände — und dann beginnt ihr Gebet, ein kurzes Halbrezitativ, ganz naiv, ganz ohne Künſtelei, etwas im höchſten Grade Mittelalterliches, vier Verſe, im gan-

zen nur vier Verſe — bei Stradella gibt es ſo ein Motiv — und nach dem letzten Ton fällt ſie in Ohnmacht! Allgemeine Verwirrung. Sie wird aufgehoben, hinausgetragen — und da ſetzt auf einmal ein gewaltiger Chor ein. Der müßte wie ein Orkan von Stimmen ſein, ein begeiſterter, rauſchender Chor, wie eine gewaltige Hymne von der Art unſeres Dorinoſſima Tſchinmi, daß alles bis in die Grundfeſten erbebt, bis ſchließlich alles in den begeiſterten, jauchzenden Aufſchrei ‚Hoſianna!‘ ausklingt. Wie ein Schrei des ganzen Weltalls müßte es ſein, ſie aber wird weiter und weiter getragen, und dann fällt der Vorhang. Nein, wiſſen Sie, wenn ich das nur machen könnte! Nur kann ich jetzt ſchon gar nichts mehr — außer träumen. Ich träume und träume in einem fort; mein ganzes Leben verwandelt ſich in einen Traum, auch nachts. Ach, Dolgoruki, haben Sie den ‚Antiquitätenhändler‘ von Dickens geleſen?“

„Ja, ich habe ihn geleſen; was iſt denn damit?“

„Erinnern Sie ſich . . . Warten Sie, ich trinke noch ein Glas — erinnern Sie ſich noch der einen Stelle ganz zum Schluß, wie die beiden — der wahnſinnige Greis und dieſes reizende dreizehnjährige Mädchen, ſeine Enkelin — nach ihren Irrfahrten endlich irgendwo ganz hinten in England ein Unterkommen finden, dort bei einer mittelalterlichen gotiſchen Kirche, wo das Mädchen noch ein Amt erhält: den Beſuchern die Kirche zu zeigen . . . Und einmal, bei Sonnenuntergang, ſteht dieſes Kind vor dem Kirchenportal, ganz umflutet von den letzten Sonnenſtrahlen, ſteht und ſieht in den Sonnenuntergang, mit ſtiller, nachdenklicher Betrachtung in der erſtaunten Kinderſeele, als ſtände es vor

einem Rätſel, denn das eine wie das andere ſcheint wie ein Rätſel — dort die Sonne als ein Gedanke Gottes, hier der Dom als ein Menſchengedanke ... nicht wahr? Oh, ich kann das nicht ſo ausdrücken, aber Gott liebt die erſten Gedanken ſolcher Kinder ... Und neben ihr, auf den Stufen des Domes, ſitzt der wahnſinnige Alte, ihr Großvater, und ſieht ſie ſtarr an ... Wiſſen Sie, da iſt ja gar nichts Beſonderes in dieſem Dickensſchen Bilde, ja, eigentlich nichts Beſonderes, und doch werden Sie es in Ewigkeit nicht vergeſſen, und ſo iſt es auch in der Erinnerung von ganz Europa geblieben — warum? Weil das Schönheit iſt! Das iſt Unſchuld! Oder ich weiß ſelbſt nicht, was das iſt: aber es iſt ſchön! Ich habe die ganze Zeit auf dem Gymnaſium nur Romane geleſen. Wiſſen Sie, ich habe eine Schweſter auf dem Gut, die iſt nur ein Jahr älter als ich ... Oh, jetzt iſt dort alles ſchon verkauft, und auch das Gut haben wir nicht mehr! Ich hab' mit ihr auf der Terraſſe geſeſſen, unter unſeren alten Linden, und hab' mit ihr zuſammen dieſen Roman geleſen, und die Sonne ging da auch gerade unter, und plötzlich hörten wir auf, zu leſen, und gaben uns gegenſeitig das Verſprechen, von nun an auch ſo gut zu ſein und immer edel zu handeln — ich bereitete mich damals gerade für die Univerſität vor, und ... Ach, wiſſen Sie, Dolgoruki, ein jeder hat ſeine Erinnerungen! ..."

Und plötzlich lehnte er ſeinen hübſchen Kopf an meine Schulter und — weinte. Er tat mir ſehr, ſehr leid. Freilich hatte er viel Wein getrunken, aber er ſprach ſo aufrichtig und brüderlich zu mir und mit ſo echtem Gefühl ...

In diesem Augenblick hörten wir plötzlich von der Straße her Geschrei, und starke Finger trommelten an unser Fenster (es waren große Glasscheiben zur Straße hin, im Erdgeschoß, so daß man sie vom Fußsteig aus erreichen konnte). Das war der vor die Tür gesetzte Andrejeff.

„Ohé, Lambert! Où est Lambert! As-tu vu Lambert?“ scholl seine wilde Stimme von draußen.

„Ah, so ist er noch da! Er ist also noch nicht fortgegangen?“ rief mein Junge und sprang auf.

„Zahlen!“ wandte sich Lambert an den Kellner. Seine Hände zitterten vor Wut, als er das Geld herausholte, doch siehe da, der Pockennarbige ließ es nicht zu, daß er auch für ihn bezahlte.

„Warum denn nicht? Ich habe Sie doch aufgefordert, und Sie haben die Aufforderung angenommen?“

„Nein, Sie müssen schon gestatten . . .“ Der Pockennarbige nahm seine Börse, berechnete seinen Anteil und bezahlte für sich.

„Sie beleidigen mich, Ssemjon Ssidorowitsch!“

„Ich wünsche es aber so,“ schnitt ihm Ssemjon Ssidorowitsch das Wort ab, nahm seinen Hut und verließ, ohne sich von jemandem zu verabschieden, allein das Lokal. Lambert warf dem Kellner das Geld hin und stürzte ihm eilig nach, wobei er in seiner Erregung mich ganz vergaß. Trischatoff und ich folgten als die Letzten. Andrejeff stand wie eine Schildwache vor der Tür und wartete auf Trischatoff.

„Du Lump!“ konnte sich Lambert nicht enthalten, ihn anzufahren.

„No, no!“ brüllte Andrejeff auf ihn los und schlug ihm

mit einer Handbewegung den runden Hut vom Kopf, der über den Fußsteig rollte. Lambert lief mit erniedrigendem Eifer hinter ihm her, um ihn aufzuheben.

„Vingt-cinq roubles!“ sagte Andrejeff und zeigte Trischatoff den Geldschein, den er Lambert vorhin abgeknöpft hatte.

„So laß doch,“ rief Trischatoff geärgert. „Warum benimmst du dich immer so . . . Und wofür hast du ihm ganze fünfundzwanzig abgenommen? Du hattest doch nur sieben zu bekommen.“

„Wofür ich sie ihm abgenommen? Er hatte uns doch ein Diner im chambre séparée versprochen; mit olympischen Weibern; aber statt der Weiber hat er uns nur einen Pockennarbigen serviert; und außerdem habe ich mich nicht satt essen können und habe hier in der Kälte wenigstens für achtzehn Rubel gefroren. Sieben Rubel hatte ich noch von ihm zu bekommen — macht zusammen genau fünfundzwanzig Rubel aus.“

„Schert euch alle beide zum Teufel!“ brüllte Lambert. „Ich werfe euch beide hinaus und werd' euch schon Mores lehren . . .“

„Lambert, nicht Sie, sondern ich werfe Sie hinaus und werde Sie schon Mores lehren!“ schrie seinerseits Andrejeff. „Adieu, mon prince, trinken Sie nicht zuviel Wein! Petjá, komm, marsch! Ohé, Lambert! Où est Lambert? As-tu vu Lambert?“ gröhlte er noch zum letztenmal und entfernte sich schon mit seinen langen Schritten.

„Ich werde also zu Ihnen kommen, darf ich?“ flüsterte mir Trischatoff noch schnell zu und eilte seinem Freunde nach.

Ich blieb allein mit Lambert.
„Na . . . gehen wir!“ ſagte Lambert, der mühſam Atem holte und noch ganz betäubt zu ſein ſchien.
„Wohin gehen? Mit dir gehe ich nirgendwohin,“ beeilte ich mich, ihn herausfordernd anzuſchreien.
„Wie, du willſt nicht mitgehen!“ fuhr er erſchrocken aus ſeiner Betäubung auf. „Ich habe ja nur darauf gewartet, daß wir endlich allein blieben!“
„Ja, wohin denn gehen?“ Ich muß geſtehen, daß mir von den drei Gläſern Champagner und von zwei Gläſern Sherry der Kopf ſchon ein wenig benommen war.
„Hierherein, ſiehſt du, hierherein!“
„Da ſteht doch ‚Friſche Auſtern‘ auf dem Plakat. Dort riecht es ſo ſcheußlich . . .“
„Das ſcheint dir nur, weil du vom Eſſen kommſt, das iſt die Miljutinſche Delikateßhandlung; Auſtern brauchen wir ja nicht zu eſſen, aber ich werde dir Champagner beſtellen . . .“
„Ich will nicht! Ich weiß, du willſt mich betrunken machen.“
„Das haben dir dieſe Schufte eingeredet; aber ſie haben ſich doch nur über dich luſtig machen wollen. Und du glaubſt dieſen Schurken!“
„Nein, Triſchatoff iſt kein Schurke. Und ich verſtehe mich auch ſelbſt in acht zu nehmen — verſtanden?“
„Was, du glaubſt, einen eigenen Willen zu haben?“
„Ja, ich habe mehr Charakter als du, denn du biſt Sklave jedes erſten beſten. Du haſt uns blamiert, wie ein Lakai haſt du die Polen um Entſchuldigung gebeten. Du mußt wohl in Reſtaurants ſchon oft Prügel gekriegt haben?“

„Wir müſſen uns doch ausſprechen, Dummkopf!“ rief er mit jener verachtenden Ungeduld, die beinahe ſagte: „Tu doch nicht, als ob du was Beſſeres wäreſt!“ Aber er ſagte nur: „Du haſt wohl Angſt, was? Biſt du mein Freund oder biſt du nicht mein Freund?“

„Ich bin nicht dein Freund und kann es auch gar nicht ſein, denn ich weiß, daß du ein Schuft biſt. Doch gehen wir, nur um dir zu zeigen, daß ich dich nicht fürchte! Puh, wie es hier ſtinkt! Nach Käſe! Was für eine Schweinerei!“

Sechſtes Kapitel.

I.

Ich bitte nochmals, nicht zu vergeſſen, daß mir der Kopf ſchon ein wenig benommen war: wäre das nicht der Fall geweſen, ſo hätte ich wohl anders geſprochen und gehandelt. In einem Hinterzimmer dieſer Miljutinſchen Handlung konnte man Auſtern eſſen, und wir ſetzten uns alſo dort an ein Tiſchchen, das mit einem billigen, unſauberen Tiſchtuch bedeckt war. Lambert beſtellte Champagner; das Glas mit dem kalten goldfarbenen Weine ſtand plötzlich vor mir und blinkte mich verführeriſch an; ich aber ärgerte mich.

„Sieh, Lambert, hauptſächlich ärgere ich mich, weil du dir einbildeſt, mir auch jetzt noch ſo befehlen zu können, wie bei Touchard, während du doch hier der Diener aller biſt.“

„Dummkopf! Na, ſtoßen wir an!“

„Du hältſt es nicht einmal für der Mühe wert, dich vor mir zu verſtellen; wenn du es doch wenigſtens verbergen würdeſt, daß du mich betrunken machen willſt!“

„Red' keinen Unſinn, du biſt ja ſchon betrunken. Wenn du jetzt noch etwas trinkſt, wirſt du nur luſtiger werden. Nimm dein Glas, ſo nimm's doch!“

„Was heißt das: ‚ſo nimm's doch‘? Ich gehe einfach fort und damit Schluß!“

Und damit ſtand ich auf. Er wurde ſchrecklich wütend.

„Dir hat Triſchatoff von mir was ins Ohr geſetzt! Ich hab' doch geſehen, wie ihr dort zuſammen getuſchelt habt. Du biſt ein Dummkopf. Alphonſina ekelt ſich,

wenn er ihr nur in die Nähe kommt ... Er ist gemein. Ich werde dir noch erzählen, was er für einer ist ..."
„Das hast du mir schon gesagt. Bei dir ist jedes dritte Wort Alphonsina; du bist entsetzlich beschränkt."
„Beschränkt?" Er verstand mich nicht. „Sie sind jetzt zum Pockennarbigen übergegangen. Das ist es! Darum habe ich sie davongejagt. Sie sind ehrlose Buben. Dieser Pockennarbige ist ein Erzschuft und wird sie noch ganz anders verderben! Ich aber habe von ihnen immer verlangt, daß sie sich anständig aufführen."
Ich setzte mich wieder, griff ganz mechanisch nach dem Glas und trank einen Schluck.
„Ich stehe an Bildung hoch über dir," sagte ich.
Er aber war selig, daß ich mich wieder gesetzt hatte, und füllte sogleich mein Glas bis zum Rande nach.
„Du scheinst sie ja sehr zu fürchten?" fuhr ich fort, ihn zu kränken (und sicherlich war ich in diesem Augenblick viel widerlicher als er). „Andrejeff schlug dir den Hut vom Kopf, und dafür hast du ihm fünfundzwanzig Rubel gegeben."
„Das hab' ich, aber er wird mir schon dafür büßen. Sie verschwören sich jetzt gegen mich, aber ich werde schon mit ihnen fertig werden ..."
„Der Pockennarbige scheint dich ja sehr zu beunruhigen. Und weißt du, ich glaube, ich bin jetzt der einzige, der dir noch verblieben ist. Alle deine Hoffnungen hast du jetzt auf mich gesetzt, — ist's nicht so?"
„Ja, Arkadi, das ist so: Du bist jetzt der einzige Freund, der mir noch geblieben ist; das hast du gut gesagt!"
Er klopfte mir auf die Schulter.
Was sollte man mit einem so beschränkten Menschen

anfangen? Er war ja geistig vollkommen unentwickelt und faßte meinen Spott als Schmeichelei auf.
„Du könntest mir aus einer schlimmen Lage helfen, wenn du ein guter Freund sein willst, Arkadi," fuhr er fort und sah mich liebevoll an.
„Wobei könnte ich dir denn helfen?"
„Du weißt doch selbst, wobei. Ohne mich würdest du die Sache wie ein Narr anfassen und alles nur verpfuschen, ich aber würde dir dreißigtausend Rubel geben; wir würden den Gewinn einfach teilen, und du weißt doch schon selbst wie und was! Na, und überhaupt: was bist du jetzt? Du hast doch nichts — keinen Namen, keine Familie; hier aber bietet sich dir mit einem Schlage ein ganzes Vermögen; und hast du erst einmal Geld, so kannst du noch wer weiß was für eine Karriere machen!"
Ich staunte nur so über die Art seines Vorgehens. Ich hatte zum mindesten erwartet, daß er mich zu überlisten suchen werde, und nun begann er mit mir so ohne alle Vorsichtsmaßregeln, als ob ich ein dummer Junge gewesen wäre! Ich beschloß, ihn anzuhören; ich tat es einerseits aus Vorurteilslosigkeit und andererseits . . . aus schrecklicher Neugier.
„Sieh, Lambert: du wirst das zwar nicht verstehen, aber ich bin bereit, dich anzuhören, weil ich vorurteilslos bin," erklärte ich mit plötzlicher Entschlossenheit und trank wieder einen Schluck.
Lambert goß sofort wieder nach.
„Hör' mich an, Arkadi: wenn so ein Bjoring gewagt hätte, mich in Gegenwart einer Dame, die ich vergöttere, zu schlagen und zu beschimpfen, — ich weiß

nicht, was ich mit ihm getan hätte! Du aber haſt den Schimpf eingeſteckt, und ich kann dich einfach nur verachten: Du biſt ja doch nur ein Waſchlappen!"
„Wie wagſt du, zu behaupten, Bjoring hätte mich geſchlagen!" ſchrie ich und wurde rot. „Eher habe ich ihn geſchlagen, als er mich!"
„Nein, er hat dich geſchlagen, nicht du ihn."
„Du lügſt; ich bin ihm dabei noch auf den Fuß getreten!"
„Er aber hat dich mit dem Arm zurückgeſtoßen und den Dienern befohlen, dich rauszuſchmeißen . . . und ſie hat im Wagen geſeſſen und dich ausgelacht; ſie wußte, daß du keinen Vater haſt, und daß man dich ungeſtraft beleidigen kann."
„Ich weiß nicht, Lambert . . . wir führen eine Unterhaltung wie zwei dumme Jungen, daß ich mich rein ſchäme. Du willſt mich aufhetzen und tuſt es ſo plump und offenſichtlich, als hätteſt du einen Sechzehnjährigen vor dir. Du haſt dich mit Anna Andrejewna verabredet!" ſchrie ich wutbebend und trank dabei ganz mechaniſch wieder einen Schluck.
„Anna Andrejewna iſt eine ſchlaue Intrigantin! Sie wird noch dich und mich und die ganze Welt betrügen! Ich habe nur auf dich gewartet, denn du wirſt bei der anderen mehr erreichen als bei dieſer."
„Bei welcher anderen?"
„Na, bei Madame Achmakoff. Ich weiß alles. Du haſt mir ſelbſt geſagt, daß ſie den Brief, der in deinen Händen iſt, fürchtet . . ."
„Was für einen Brief . . . du lügſt . . . haſt du ſie geſehen?" ſtammelte ich verwirrt.

„Ich habe ſie geſehen. Sie iſt ſehr ſchön. Très belle; du haſt einen guten Geſchmack.“
„Ich weiß, daß du ſie geſehen haſt; aber mit ihr zu ſprechen haſt du doch nicht gewagt, und ich will auch nicht, daß du von ihr zu ſprechen wagſt!“
„Du biſt noch ein Jüngling, und ſie macht ſich über dich luſtig — das iſt das Ganze! Wir haben in Moskau einen ähnlichen Fall mit einer ſolchen tugendhaften Dame gehabt: ach, wie ſtolz die war, und wie hoch ſie die Naſe trug! Und wie erzitterte ſie, als man ihr ſagte, wir würden alles erzählen, und wie gehorſam war ſie dann — und wir nahmen natürlich das eine wie das andere: Geld und noch — du kannſt dir ſchon denken was. Jetzt iſt ſie in der Geſellſchaft wieder die unnahbare große Dame — Teufel noch eins, wie hoch oben ſie wieder iſt, und in was für einer Equipage ſie wieder fährt, und dabei — wenn du nur geſehen hätteſt, in was für einer Spelunke das geſchah! Du kennſt das Leben noch nicht, wenn du wüßteſt, vor was für Spelunken dieſe Damen nicht zurückſcheuen . . .“
„Das hab' ich mir gedacht,“ murmelte ich unwillkürlich.
„Verdorben ſind ſie bis in die Fingerſpitzen! Du ahnſt es nicht, wozu ſie fähig ſind! Alphonſina iſt einmal in ſolch einem reichen Hauſe geweſen, — geekelt hat ſie ſich einfach davor!“
„Das habe ich mir gedacht,“ entfuhr es mir wieder.
„Du aber läßt dich ſchlagen und haſt dann noch Mitleid mit ihr . . .“
„Lambert, du biſt ein Schurke, du verfluchter Lump!“ ſchrie ich, da mir plötzlich alles klar wurde, und ich zitterte vor Wut. „Ich hab' das alles ſchon im Traum

geſehen, du ſtandeſt mit Anna Andrejewna . . . Oh, du verfluchter Lump! Haſt du wirklich geglaubt, daß ich ſo ein Schurke ſein könnte? Mir hat davon bereits geträumt, weil ich wußte, daß du mir Ähnliches ſagen würdeſt! Und ſchließlich, das kann doch nicht alles ſo einfach ſein, daß du mir ſo geradeaus und ohne Bedenken davon reden kannſt!"

„Sieh mal, wie du aufbrauſt! Te-te-te!" ſpottete Lambert und lachte triumphierend. „Nun, Freund Arkaſchka, jetzt weiß ich glücklich alles, was ich wiſſen wollte. Darum hab' ich auf dich gewartet. Höre mal: du haſt dich alſo in ſie verliebt und möchteſt dich an Bjoring rächen — ſieh, das war es, was ich wiſſen mußte. Ich hab' mir das auch ſchon gedacht, die ganze Zeit, während ich auf dich wartete. Ceci posé, cela change la question. Um ſo beſſer, da ſie doch ſelbſt in dich verliebt iſt. Darum heirate ſie, ohne zu zögern, das wird das Beſte ſein, was du tun kannſt. Und was anderes kannſt du auch gar nicht tun, du haſt das Richtigſte getroffen. Und dann vergiß eines nicht, Arkadi: daß du einen Freund haſt, auf dem du meinetwegen reiten kannſt — und dieſer Freund bin ich. Dieſer Freund wird dir helfen und dich mit ihr verheiraten: und ſollte er auch alles aus der Hölle für dich herausholen müſſen, Arkaſcha! Du aber gibſt deinem alten Freunde dann dreißig Tauſender für die Mühe, was? Ich werde dir mächtig helfen, da ſei du unbeſorgt. In ſolchen Geſchäften kenne ich mich aus: du bekommſt ihre ganze Mitgift ausgezahlt, biſt dann ein reicher Mann und haſt eine glänzende Zukunft vor dir!"

In meinem Kopf ging zwar ſchon alles durcheinander,

aber ich ſah Lambert doch noch mit Verwunderung an. Er ſprach im Ernſt, das heißt, nicht, daß man ihn ernſt nehmen konnte, aber jedenfalls ſchien er doch im Ernſt an die Möglichkeit zu glauben, mich mit ihr verheiraten zu können, und offenbar nahm er die Idee mit Begeiſterung auf. Selbſtverſtändlich merkte ich ſofort, daß er mich fangen wollte, und das noch dazu in einer ſo plumpen Art, als hätte er es mit einem dummen Jungen zu tun gehabt; ſicher habe ich das ſchon damals bemerkt; aber der Gedanke an eine Ehe mit ihr überwältigte mich dermaßen und nahm mich ſo ſchnell gefangen, daß ich — obgleich ich mich über Lambert wunderte, weil er von einem ſo phantaſtiſchen Einfall ernſthaft reden konnte — daß ich doch gleichzeitig ſelber ganz hingeriſſen an die Möglichkeit glaubte, ohne aber dabei auch nur für einen Augenblick das Bewußtſein zu verlieren, daß dieſe ſich nie und nimmer verwirklichen konnte. Ich begreife ſelbſt nicht, wie ſich das alles in mir miteinander vertrug.

„Ja, aber iſt denn das möglich?“ ſtammelte ich.

„Warum denn nicht? Du zeigſt ihr das Dokument — da wird ſie Angſt bekommen und dich heiraten, um nicht ihr ganzes Erbe zu verlieren.“

Ich beſchloß, Lambert in ſeinen gemeinen Vorſchlägen nicht zu unterbrechen, zumal er ſie mir mit einer Harmloſigkeit vorlegte, die nicht einmal zu ahnen ſchien, daß ich mich plötzlich dagegen empören könnte; indeſſen murmelte ich doch ſo etwas davon, daß ich ſie nicht zwingen wolle:

„Aber ich will ſie doch um nichts in der Welt mit Gewalt dazu bewegen, mich zu heiraten, wie kannſt du ſo

gemein ſein, mir überhaupt ſolche Vorſchläge zu machen?"

„Ei, was! ſie heiratet dich ja ganz von ſelbſt: du brauchſt ſie zu nichts zu zwingen, denn ſie wird ſo erſchrocken ſein, daß ſie von ſelbſt alles tun wird. Und ſie wird allein ſchon darum wollen, weil doch auch ſie in dich verliebt iſt," ſchloß Lambert, und ſprach plötzlich die Hauptſache aus.

„Das lügſt du! Du willſt dich über mich luſtig machen! Woher kannſt du wiſſen, ob ſie in mich verliebt iſt?"

„Unbedingt iſt ſie das! Ich weiß es. Auch Anna Andrejewna iſt der Meinung. Ich ſage dir das im Ernſt und es iſt wahr, daß Anna Andrejewna daran glaubt. Und dann werde ich dir noch etwas erzählen, wenn du zu mir kommſt, eine Sache, aus der du erſehen kannſt, daß ſie in dich verliebt iſt. Alphonſina iſt in Zarſkoje geweſen; ſie hat da auch erfahren . . ."

„Was kann ſie denn da erfahren haben?"

„Komm, gehen wir zu mir! Sie wird dir alles ſelbſt erzählen, und du wirſt es gern hören. Biſt du denn ſchlechter als irgendein anderer? Du biſt hübſch, wohlerzogen . . ."

„Ja, ich bin wohlerzogen," flüſterte ich atemlos. Mein Herz klopfte mächtig, und natürlich nicht nur vom Wein.

„Du biſt ein hübſcher Kerl, du biſt immer gut gekleidet."

„Ja, ich bin gut gekleidet."

„Und du biſt ein guter Kerl . . ."

„Ja, ich bin ein guter Kerl."

„Warum ſollte ſie da nicht ja ſagen? Bjoring wird ſie ohne Geld ſelbſtverſtändlich nicht nehmen, du aber kannſt ſie durch ihren Vater an den Bettelſtab bringen.

Das wird ſie nicht wenig erſchrecken. Und wenn du ſie heirateſt, rächſt du dich dadurch an Bjoring. Du haſt mir doch ſelbſt in jener Nacht geſagt, als ich dich halb erfroren zu mir brachte, daß ſie in dich verliebt iſt."
„Hab' ich dir das wirklich geſagt? Nein, ſo kann ich mich nicht ausgedrückt haben."
„Doch, gerade ſo!"
„Vielleicht im Fieber. Dann habe ich dir wohl auch von einem Dokument etwas geſagt?"
„Ja, du ſagteſt, daß du einen Brief beſitzeſt, und ich dachte noch: wie kann er, wenn er einen ſolchen Brief in der Hand hat, ſeinen Vorteil ſo aus dem Auge laſſen?"
„Aber das iſt ja alles nur Phantaſie, und ich bin doch nicht ſo dumm, ſo etwas ernſt zu nehmen," murmelte ich. „Erſtens iſt da der Altersunterſchied, und zweitens bin ich doch ohne Herkunft."
„Na, ſie wird dich ſchon nehmen; ſie kann ja gar nicht anders, wo es ſich doch um ſo viel Geld handelt — das werde ich ihr ſchon klarmachen. Und außerdem liebt ſie dich doch. Du weißt ja ſelbſt am beſten, wie ſehr der alte Fürſt dir zugetan iſt; durch ſeine Protektion kannſt du noch wer weiß was für Verbindungen anknüpfen; und was das betrifft, daß du keine Vorfahren haſt, ſo iſt doch heutigestags ſo was überhaupt nicht mehr nötig; wenn du nur erſt Geld haſt — dann geht's ſchon von ſelbſt höher und höher hinauf, und in zehn Jahren biſt du ein Millionär, von dem ganz Rußland redet, was brauchſt du dann noch einen Namen? In Öſterreich kannſt du dir den Baron kaufen. Und wenn du ſie heirateſt, ſo nimm ſie gleich feſt in die Hand. Du mußt ſie ſtramm halten. Wenn die Frau einen Mann liebt,

ſo hat ſie es gern, wenn er ſie feſt in der Fauſt hält. Die Frau liebt im Mann den Charakter. Mit dem Brief wirſt du ſie ſo erſchrecken, daß ſie ſofort deinen Charakter zu fühlen bekommt. Und unwillkürlich wird ſie ſich dann ſagen: ‚Er iſt zwar noch jung, aber er hat doch Charakter!‘“

Ich ſaß da wie betäubt. Mit keinem anderen Menſchen hätte ich mich zu einem ſo dummen Geſpräch erniedrigt. Hier aber trieb mich ein geradezu wollüſtiger Drang ... Zudem war Lambert ſo dumm und gemein, daß man ſich vor ihm eigentlich gar nicht ſchämen konnte.

„Nein, weißt du, Lambert,“ bemerkte ich plötzlich, „du kannſt ſagen, was du willſt, aber das meiſte davon iſt doch Unſinn; ich habe mit dir überhaupt nur deshalb davon geſprochen, weil wir alte Kameraden ſind und uns voreinander nicht zu ſchämen brauchen; einem anderen gegenüber hätte ich mich niemals ſo weit vergeſſen. Und, vor allem, woher kannſt du wiſſen, ob ſie mich liebt? Das mit dem Kapital haſt du dir ſehr ſchlau ausgedacht, aber, ſieh, Lambert, du kennſt dieſe vornehmen Kreiſe nicht: bei ihnen geſchieht das alles auf Grund der Überlieferung, ſozuſagen auf ererbten Fundamenten, und da würde ſie eben, ſolange ſie meine Fähigkeiten noch nicht kennt und nicht weiß, was ich in meinem Leben zu erreichen hoffe, doch nicht wollen. Aber ich will dir durchaus nicht verhehlen, Lambert, daß es da wirklich einen Punkt gibt, der einem Hoffnung machen könnte. Siehſt du, vielleicht würde ſie mich auch aus Dankbarkeit heiraten, weil ich ſie dann von dem Haß eines gewiſſen Menſchen befreien würde; denn ſie fürchtet dieſen Menſchen ſehr.“

„Ach, du meinſt deinen Vater? Wie, liebt er ſie denn wirklich ſo leidenſchaftlich?“ fuhr Lambert plötzlich lebhaft und mit außergewöhnlicher Neugier auf.

„O nein!“ rief ich. „Wie ſchrecklich du doch biſt, Lambert, und zu gleicher Zeit wie dumm! Wie könnte ich ſie denn heiraten wollen, wenn ich wüßte, daß er ſie liebt! Wir ſind doch immerhin Vater und Sohn — da wär's ja eine Schande! Er liebt Mama, nur Mama liebt er, ich habe geſehen, wie er ſie umarmt hat. Ich hab' ja ſelbſt ſchon einmal geglaubt, daß er Katherina Nikolajewna liebte, aber jetzt weiß ich's ganz genau, daß er ſie vielleicht früher mal geliebt hat, ſie jetzt aber ſchon ſeit langem haßt . . . und ſich an ihr nur noch rächen will; ſie aber fürchtet ſich vor ihm. Ich kann dir nur ſagen, Lambert: wenn er ſich rächen will, kann er unheimlich werden! Er iſt dann wie wahnſinnig. Wenn er über ſie in Zorn gerät, ſo iſt ihm jedes Mittel recht. Das iſt noch eine Feindſchaft von der alten Art: um erhabener Prinzipien willen. Heutzutage pfeift man auf allgemeine Prinzipien; heutzutage gibt es keine allgemeinen Prinzipien mehr, ſondern nur Einzelfälle. Aber davon verſtehſt du ja wieder nichts: du biſt, weiß Gott, dumm wie ein Stiebel; ich erzähle dir hier von Prinzipien, und du haſt wahrſcheinlich überhaupt keine Vorſtellung davon, was ein Prinzip iſt. Du biſt wirklich furchtbar ungebildet. Weißt du noch, wie du mich gehauen haſt. Heute bin ich ſtärker als du — weißt du das auch?“

„Arkaſchka, gehen wir zu mir nach Haus! Wir verbringen zuſammen den Abend, trinken noch eine Flaſche, und Alphonſina ſingt uns zur Gitarre vor.“

„Nein, ich will nicht. Höre, Lambert, ich habe außer-

dem meine ‚Idee'. Wenn aus all dem anderen nichts wird und ich nicht heirate, so werde ich nur noch für meine Idee leben; du aber haſt keine Idee."

„Schon gut, ſchon gut, das erzählſt du mir zu Haus, komm, laß uns gehen."

„Nein, ich gehe nicht mit. Ich will nicht, ich tu's nicht. Ich werde ſchon zu dir kommen, aber du biſt und bleibſt doch ein Schuft. Ich gebe dir die Dreißigtauſend — meinetwegen; aber ich bin reiner und ſtehe höher als du ... Ich ſehe doch, daß du mich nur betrügen willſt. Und von ihr zu ſprechen oder an ſie auch nur zu denken verbiete ich dir jetzt: ſie ſteht höher als alles in der Welt, und deine Pläne ſind von einer ſolchen Niedrigkeit, daß man über dich nur ſtaunen kann, Lambert. Ich möchte heiraten, gewiß — aber das iſt eine Sache für ſich; dazu brauche ich kein Geld, ich verachte dieſes Geld. Ich würde ihr Geld auch dann nicht annehmen, wenn ſie es mir ſelbſt auf den Knien anböte ... Aber heiraten, heiraten — das iſt etwas ganz anderes. Und weißt du, das haſt du ganz gut geſagt, das von dem in der Fauſt halten. Lieben muß man, leidenſchaftlich lieben, mit der ganzen Großmut, die im Manne liegt, und deren eine Frau überhaupt nicht fähig iſt, und gleichzeitig muß man ein Deſpot ſein — das iſt richtig. Denn, weißt du, Lambert, die Frauen lieben den Deſpotismus. Du, Lambert, kennſt die Frauen. Aber in allen übrigen Dingen biſt du doch unglaublich dumm! Und weißt du, Lambert, du biſt ja gar nicht ſo ein Schuft, wie es den Anſchein hat, du biſt nur fürchterlich einfältig. Deshalb habe ich dich auch trotz allem noch gern. Ach, Lambert, warum biſt du ſo ein Lump? Was

könnten wir ſonſt für ein Leben zuſammen führen! Weißt du, Triſchatoff iſt ein lieber Kerl . . ."

Dieſe letzten zuſammenhangsloſen Sätze ſtammelte ich, als wir ſchon auf der Straße waren. Oh, ich übergehe abſichtlich nicht die geringſte Kleinigkeit, damit der Leſer ſehe, wie leicht ich damals trotz aller Begeiſterung, trotz aller Schwüre und Gelöbniſſe — nach meiner Geneſung und „Wiedergeburt" die Vornehmheit und Schönheit zu ſuchen — fallen konnte, und noch dazu in einen ſolchen Schmutz! Und ich ſchwöre: wenn ich nicht vollkommen und ganz überzeugt wäre, daß ich jetzt ſchon ein ganz und gar anderer Menſch bin, ein Menſch, der ſich im praktiſchen Leben wirklich einen Charakter erworben hat, ſo würde ich dem Leſer um nichts in der Welt alles dies geſtehen.

Wir traten aus dem Laden; Lambert hatte leicht den Arm um mich gelegt und ſtützte mich. Auf einmal ſah ich ihn an und bemerkte denſelben entſchloſſenen furchtbar aufmerkſamen und im höchſten Grade nüchternen Ausdruck in ſeinem Blick — wie damals am Morgen, als er mich halb erſtarrt gefunden und mich ebenſo umſchlungen haltend zur Droſchke geführt und dabei mit genau derſelben Aufmerkſamkeit auf mein zuſammenhangloſes Geſtammel gelauſcht hatte. Bekanntlich kann bei Berauſchten, die noch nicht vollkommen betrunken und abgefallen ſind, plötzlich und auf Augenblicke gänzliche Ernüchterung eintreten.

„Um keinen Preis gehe ich jetzt zu dir!" ſagte ich entſchloſſen und wieder ganz bei Sinnen. Ich ſah ihn höhniſch an und ſuchte ihn mit der Hand von mir wegzuſchieben.

„Na, komm ſchon, Alphonſina wird uns Tee machen, komm!“

Er war natürlich überzeugt, daß ich mich von ihm nicht mehr losreißen könne, und hielt mich immer noch als ſein ſicheres Opfer mit Wonne umarmt: er hatte mich doch auch ſo nötig, gerade an dieſem Abend, und dazu noch in einem ſolchen Zuſtande! Später wird es ſchon klar werden, weswegen!

„Ich will nicht!“ wiederholte ich. „He, hierher!“ rief ich einen vorüberfahrenden Droſchkenkutſcher an, der ſofort anhielt, und ich ſprang in den Schlitten.

„Was! wo willſt du hin? Was fällt dir ein!“ brüllte Lambert erſchrocken und klammerte ſich an meinen Pelz.

„Wage es nicht, mir nachzufahren!“ ſchrie ich. „Daß du dich nicht unterſtehſt!“

In dieſem Augenblick zog das Pferd an, und mein Pelz wurde Lambert aus der Hand geriſſen.

„Na wart', du wirſt ſchon zu mir kommen!“ ſchrie er mir wütend nach.

„Wenn's mir paßt — das hängt von meinem Willen ab!“ rief ich zurück, indem ich mich im Schlitten nach ihm umwandte.

II.

Er folgte mir nicht, freilich nur darum nicht, weil gerade kein zweiter Schlitten zur Stelle war, und ſo gelang es mir, ihm zu entkommen. Ich fuhr aber nur bis zum Heumarkt; dort ſtieg ich aus und entließ den Kutſcher, denn ich hatte das ſtarke Bedürfnis, zu Fuß zu gehen. Ich empfand weder Müdigkeit noch Trunkenheit, ich war nur ausnehmend munter. Es war ein

großer Überschuß von Kräften in mir, ich fühlte mich zu jedem Unternehmen fähig und unzählige angenehme Gedanken gingen mir durch den Kopf.
Mein Herz klopfte jäh und hart — ich hörte jeden Schlag. Und alles schien mir so schön und alles so leicht. Als ich an der Hauptwache am Heumarkt vorüberging, hatte ich die größte Lust, zum Posten hinzugehen und ihn zu umarmen. Es war Tauwetter; der Schnee auf dem Platz sah schon ganz schwarz aus und stank; aber auch das gefiel mir.
„Jetzt gehe ich den Obuchoffprospekt hinunter," dachte ich bei mir, „dann biege ich links ein und mache einen Umweg über die Ssemjonoffkaserne, das ist schön; alles ist schön. Den Pelz trage ich offen ... Warum nimmt ihn mir niemand ab, wo sind denn die Diebe? Auf dem Heumarkt soll es doch Diebe geben; mögen sie nur kommen, ich überlasse ihnen vielleicht meinen Pelz. Wozu brauche ich einen Pelz? Ein Pelz ist Eigentum. La propriété, c'est le vol. Übrigens, was ist das für'n Unsinn, aber wie schön ist doch alles! Wie gut, daß es taut. Wozu Kälte? Kälte ist ganz überflüssig. Wieviel Unsinn man mit sich herumschleppt, aber es ist doch schön. Was habe ich soeben Lambert von Prinzipien gesagt? Ich sagte, es gäbe keine allgemeinen Prinzipien, es gäbe nur noch ‚Einzelfälle'. Das war von mir geschwindelt, war eine Erzschwindelei! Und mit Absicht, um mich wichtig zu machen. Ein bißchen peinlich, aber das tut nichts, ich werde es schon wieder gutmachen. Schämen Sie sich nicht, Arkadi Makarowitsch, quälen Sie sich doch nicht deswegen! Sie gefallen mir, Arkadi Makarowitsch, Sie gefallen mir so-

gar außerordentlich, mein junger Freund. Schade nur, daß Sie ein kleiner Schuft ſind . . . und . . . und . . . Ach!"

Ich blieb plötzlich ſtehen, und mein Herz ſchlug mächtig vor Entzücken.

„Mein Gott! Was hatte er geſagt? Er ſagte, daß ſie — mich liebt! . . . Oh, er iſt ein Spitzbube, er hat viel gelogen; er hat das nur geſagt, damit ich bei ihm übernachte. Oder vielleicht auch nicht. Er ſagte doch, Anna Andrejewna ſei derſelben Meinung . . . Bah! Und Darja Oniſſimowna — ob die nicht manches für ihn ausgekundſchaftet hat? Die ſchnüffelte doch überall herum. Warum bin ich eigentlich nicht mit ihm gegangen? Ich hätte dann alles erfahren. Hm! Er hat einen Plan. Ich habe ja alles bis zur letzten Einzelheit vorausgeahnt. Mein Traum! Ihr Plan iſt nicht ſchlecht, Herr Lambert, nur iſt das barer Unſinn, denn ſo wird das nicht ſein! Oder vielleicht doch? Vielleicht — doch! Kann er mich denn verheiraten? Vielleicht kann er es wirklich. Er iſt naiv und gläubig. Und dazu iſt er dumm und frech, wie alle praktiſchen Leute. Dummheit mit Frechheit gepaart iſt eine große Macht. Geben Sie es mir zu, Arkadi Makarowitſch, daß Sie ſich vor dieſem Lambert doch gefürchtet haben! Wozu braucht er anſtändige Menſchen? Ganz ernſthaft hat er mir geſagt: ‚Hier gibt es keinen einzigen anſtändigen Menſchen!‘ Aber wer bin ich denn ſelbſt? Doch was rede ich! Als ob Spitzbuben nicht auch anſtändige Menſchen nötig hätten? Zu Spitzbübereien ſind anſtändige Menſchen noch viel unentbehrlicher als zu ſonſtwas. Ha, ha! Das haben Sie in Ihrer großen Unſchuld bis heute

noch nicht gewußt, Arkadi Makarowitsch. Herrgott! Und wenn er mich wirklich mit ihr verheiratet!"
Ich stand plötzlich wieder still. Ich muß hier eine Dummheit eingestehen (sie liegt ja schon so weit hinter mir!) — die Dummheit, daß ich schon lange vorher hatte heiraten wollen — das heißt, eigentlich habe ich es ja nie gewollt, und es wäre ja auch niemals geschehen (und auch in Zukunft wird es nie geschehen, mein Wort darauf!), aber ich habe schon oft und schon lange vorher davon geträumt — und wohl abertausendmal und besonders nachts vor dem Einschlafen im Bett — wie schön es doch sein müßte, zu heiraten. Das hatte schon in meinem sechzehnten Jahre angefangen. Ich hatte auf dem Gymnasium einen Kameraden, einen Altersgenossen, Lawrowski hieß er; er war ein stiller, hübscher Junge, der sich übrigens durch nichts weiter auszeichnete. Gesprochen hatte ich mit ihm fast noch nie. Eines Abends saßen wir zufällig nebeneinander, und er schien ganz in Gedanken versunken zu sein; plötzlich sagte er zu mir: „Ach, Dolgoruki, was meinen Sie, wenn man doch jetzt heiraten könnte? Nein wirklich, wann soll man denn heiraten, wenn nicht jetzt? Gerade jetzt wäre die beste Zeit dazu, und doch ist es für unsereinen jetzt ganz unmöglich!" Und so aufrichtig sagte er das. Ich stimmte ihm sofort von ganzem Herzen bei, denn ich hatte schon selbst von Ähnlichem zu träumen angefangen. Nachher kamen wir eine Zeitlang täglich zusammen und sprachen dann heimlich nur von diesem einen, immer nur davon. Dann aber — ich weiß nicht, wie es kam — suchten wir einander nicht mehr auf und sprachen nicht mehr davon. Seitdem träumte ich allein

weiter. Das ist freilich alles gar nicht der Erwähnung wert, doch — ich wollte eben bloß feststellen, wie früh manchmal so etwas anfangen kann . . .

„Es gibt nur einen ernsthaften Einwand," spann ich meine Gedanken weiter, während ich meinen Weg fortsetzte, „denn der geringe Altersunterschied kann selbstverständlich kein Hindernis sein; aber wenn man bedenkt: sie ist eine solche Aristokratin, und ich heiße — ‚einfach Dolgoruki'! Das ist schrecklich! Hm! Aber könnte Werssiloff nicht, wenn er Mama heiratet, ein Gesuch einreichen und von der Regierung die Erlaubnis erwirken, mich zu adoptieren . . . sozusagen in Anbetracht seiner Verdienste . . . Er war doch im Staatsdienst, er hat sich doch um den Staat verdient gemacht . . ." Und plötzlich durchzuckte es mich: „O Teufel, diese Gemeinheit!"

Fast laut stieß ich es hervor, und ich stand zum drittenmal still — diesmal wie von einem Keulenschlage getroffen. Die ganze Qual der erniedrigenden Erkenntnis, daß ich mir solche Schmach hatte wünschen können, wie die Änderung meines Namens durch Adoption, dieser Verrat an meiner ganzen Kindheit — zerstörte in einem Augenblick meine gehobene Stimmung, und meine ganze Freude war wie Rauch verflogen. „Nein, das werde ich keinem Menschen sagen," dachte ich und errötete heiß, „so tief habe ich nur sinken können, weil ich . . . verliebt und dumm bin . . . Nein, wenn Lambert in einem recht hatte, so war es darin, daß heutzutage, in unserer Zeit, die Hauptsache der Mensch selbst ist, und dann erst kommt sein Geld. Das heißt, nicht sein Geld, sondern sein Vermögen. Wenn ich mich mit

ſolchem Kapital an die Verwirklichung meiner ‚Idee‘ mache, ſo wird in zehn Jahren ganz Rußland von mir widerhallen, und ich werde mich an allen rächen können. Und mit ihr viel Umſtände machen, hat auch gar keinen Zweck, darin hat Lambert wieder recht. Sie wird Angſt haben und mich einfach nehmen. Sie wird auf die einfachſte und erbärmlichſte Weiſe einwilligen und mich nehmen. ‚Du kannſt dir nicht vorſtellen, nicht vorſtellen kannſt du dir, in was für einer Spelunke das geſchah,“ Dieſe Worte Lamberts fielen mir wieder ein. „Und ſo iſt es,“ bekräftigte ich, „Lambert hat recht, hat tauſendmal mehr recht als ich und Werſſiloff und alle Idealiſten! Er iſt ein Realiſt. Sie wird ſehen, daß ich Charakter habe und wird ſich ſagen: ‚Ah, er hat Charakter!‘ Lambert iſt ein Schuft, und ihm kommt es nur darauf an, mir die dreißigtauſend Rubel zu entreißen, und doch iſt er in Wirklichkeit der einzige, der als Freund zu mir hält. Eine andere Freundſchaft gibt es nicht und kann es gar nicht geben, die haben ſich bloß unpraktiſche Leute ausgedacht. Und ſie erniedrige ich damit durchaus nicht; wodurch erniedrige ich ſie denn? Keineswegs: die Weiber ſind alle ſo! Gibt es denn überhaupt ein Weib, das ganz ohne Gemeinheit wäre? Deshalb muß es auch den Mann über ſich haben, deshalb iſt es als untergeordnetes Weſen geſchaffen. Das Weib iſt Laſter und Verſuchung, der Mann iſt Anſtand und Großmut. Und ſo wird es bleiben für die ganze Ewigkeit. Daß ich aber im Begriff ſtehe, das ‚Dokument‘ auszunutzen, das beſagt noch gar nichts. Das hindert mich nicht, anſtändig und großmütig zu ſein. Schillerſche Idealmenſchen gibt es im

wirklichen Leben nicht, die hat man ſich nur ausgedacht. Dies bißchen Niedrigkeit aber — kann doch ſchließlich nebenſächlich ſein, wenn das Ziel erhaben iſt! Das läßt ſich ſpäter alles wieder abwaſchen und gutmachen. Jetzt iſt das nur Großzügigkeit, iſt ‚das Leben‘, iſt die Lebensweisheit, — ja, ſo nennt man das heutzutage!“ Oh, ich ſage noch einmal: möge man mir verzeihen, daß ich dieſe Träumereien der Trunkenheit ſo eingehend wiedergebe. Was ich hier ſchreibe iſt natürlich nur ein Auszug und eine Verdeutlichung meiner Träume von damals, aber es iſt mir, als hätte ich dieſe Gedanken ſogar mit eben dieſen Worten gedacht. Ich mußte es wiedergeben, denn ich habe mich doch zum Schreiben hingeſetzt, weil ich über mich ſelbſt ein Urteil fällen wollte. Und was wäre wohl mehr zu verurteilen als dieſe Haltung? Kann denn im Leben etwas ernſter ſein? Der Wein entſchuldigt mich nicht. In vino veritas.

So vor mich hingrübelnd und ganz verſunken in meine Träume, hatte ich den Weg nach Hauſe zurückgelegt und war vor Mamas Wohnung angelangt, ohne es zu gewahren. Ja, ich gewahrte es auch dann noch nicht, als ich ſchon eintrat; erſt in unſerem kleinen Vorzimmer kam ich gleichſam zu mir, und da fühlte ich plötzlich, daß bei uns etwas Außergewöhnliches vor ſich ging. Ich hörte in den Zimmern laut ſprechen und aufſchreien, und Mama weinte. In der Tür hätte mich Lukerja, die aus dem Zimmer Makar Iwanowitſchs kam und in die Küche ſtürzte, beinahe umgerannt. Ich warf meinen Pelz ab und begab mich ſchnell zu Makar Iwanowitſch, da alle dort beiſammen waren.

Im Zimmer ſtanden Werſſiloff und Mama. Mama lag in ſeinen Armen, und er hielt ſie feſt an ſein Herz gedrückt. Makar Iwanowitſch ſaß wie gewöhnlich auf ſeiner Bank, aber ſo ſonderbar haltlos, daß Liſa ihn mit ihrer ganzen Kraft an beiden Schultern feſthalten mußte, damit er nicht umfiele, und doch neigte er ſich immer mehr nach vorn und drohte ganz zu fallen. Ich ſtürzte näher, erſchrak und begriff: der Alte war tot. Er war ſoeben geſtorben, vielleicht eine Minute vor meinem Eintreten. Vor zehn Minuten hatte er ſich noch ſo wie immer gefühlt. Nur Liſa war bei ihm geweſen: ſie hatte dageſeſſen und ihm ihren Kummer erzählt, und er hatte ihr, genau wie geſtern, den Kopf geſtreichelt. Auf einmal hatte er zu zittern begonnen (ſo erzählte Liſa ſpäter), hatte aufſtehen, hatte ſchreien wollen, und war dann lautlos nach links geſunken. „Herzſchlag!“ meinte Werſſiloff. Liſa hatte aufgeſchrien, daß es durchs ganze Haus hallte, und da erſt waren die anderen herbeigelaufen — und das alles eine Minute vor meinem Erſcheinen.

„Arkadi!“ rief mir Werſſiloff zu, „laufe ſofort zu Tatjana Pawlowna. Sie muß unbedingt zu Hauſe ſein. Bitte ſie, ſofort herzukommen! Nimm eine Droſchke. Schnell, ich beſchwöre dich!“

Seine Augen blitzten — ich erinnere mich deſſen noch deutlich. Auf ſeinem Geſicht bemerkte ich nichts von Mitgefühl oder Tränen, nur Mama, Liſa und Lukerja weinten. Im Gegenteil — und ich erinnere mich deſſen nur zu gut —, ſein Geſicht hatte den Ausdruck einer außerordentlichen Angeregtheit, ja, faſt möchte ich ſagen, Verzückung. Ich lief zu Tatjana Pawlowna.

Der Weg war nicht sehr weit. Ich nahm auch keine Droschke, sondern lief den ganzen Weg zu Fuß, ohne anzuhalten. In meinem Kopfe war ein wirres Durcheinander, und auch ich fühlte eine Art Begeisterung. Ich begriff, daß etwas Entscheidendes geschehen war. Als ich bei Tatjana Pawlowna klingelte, war meine Betrunkenheit spurlos verschwunden und mit ihr alle unedlen Gedanken.

Die Finnländerin öffnete: „Nicht zu Haus!" sagte sie kurz und wollte die Tür sofort wieder schließen.

„Was heißt das, nicht zu Haus!" Ich drängte mich mit aller Gewalt ins Vorzimmer. „Das ist nicht möglich! Makar Iwanowitsch ist gestorben!"

„Wa—as!" hörte ich sofort Tatjana Pawlownas Stimme hinter der geschlossenen Zimmertür rufen.

„Ja, gestorben! Makar Iwanowitsch ist gestorben! Andrei Petrowitsch bittet Sie, sofort hinzukommen!"

„Hör, du lügst . . ."

Der Riegel wurde zurückgeschoben, aber die Tür nur ein wenig geöffnet.

„Was ist geschehen? So erzähl doch!"

„Ich weiß selbst nicht, ich bin soeben nach Hause gekommen, da war er schon tot. Andrei Petrowitsch sagt: Herzschlag!"

„Ich komme sofort, im Augenblick. Lauf', sag', ich komme gleich; mach, daß du fortkommst, marsch, marsch! Was stehst du denn noch da?"

Ich hatte aber durch die halbgeöffnete Tür deutlich gesehen, daß jemand hinter der Portiere, die Tatjana Pawlownas Schlafraum abteilte, hervorgetreten war und jetzt im Zimmer hinter Tatjana Pawlowna stand.

Unwillkürlich erfaßte ich den Türgriff und ließ Tatjana Pawlowna die Tür nicht mehr ſchließen.

„Arkadi Makarowitſch! Iſt es wirklich wahr, daß er geſtorben iſt?“ ertönte eine mir ſo gut bekannte, wohlklingende Stimme, die mein ganzes Innere auf einmal erzittern machte: aus ihrer Frage hörte man, daß etwas die Sprecherin durchdrungen hatte und ihre Seele erregte.

„Na, wenn's ſo iſt . . .“ bemerkte Tatjana Pawlowna und ließ die Tür offen, „wenn's ſo iſt . . . dann ſeht zu, wie ihr miteinander fertig werdet. Habt es ſelbſt gewollt!“

Sie ſtürzte hinaus, warf ſich im Laufen einen Schal und den Pelz um und lief die Treppe hinunter. Wir blieben allein. Ich warf meinen Pelz ab, trat ins Zimmer und ſchloß die Tür hinter mir. Sie ſtand vor mir wie damals, bei jenem Stelldichein, mit leuchtenden Augen, und wie damals ſtreckte ſie mir beide Hände entgegen. Da knickten mir die Knie ein, und ich ſank ihr buchſtäblich zu Füßen.

III.

Ein Schluchzen ſaß mir in der Kehle, und Tränen traten mir in die Augen, ich weiß ſelbſt nicht, weshalb; ich weiß auch nicht, wie es kam, daß ich dann neben ihr ſaß; ich weiß nur noch — und dieſe Erinnerung iſt mir unſagbar teuer — daß wir nebeneinander ſaßen, meine Hand in ihrer Hand ruhte, und daß wir fieberhaft ſprachen: ſie fragte mich nach dem Alten und nach ſeinen letzten Augenblicken, und ich erzählte ihr von ihm. Man hätte denken können, ich weinte um Makar Iwanowitſch, während das durchaus nicht der Fall

war; aber ich weiß ja, daß ſie mich einer ſolchen kindiſchen Rührſeligkeit ganz entſchieden nicht für fähig halten konnte. Damals aber kam mir dieſe Möglichkeit plötzlich zu Bewußtſein, und ich ſchämte mich. Heute bin ich der Meinung, daß ich einzig aus Begeiſterung geweint habe, und ich denke, ſie wird das auch ſehr gut verſtanden haben, weshalb ich wegen dieſer Erinnerung ganz ruhig bin.

Auf einmal kam es mir aber ſehr ſonderbar vor, daß ſie mich ſo eingehend über Makar Iwanowitſch ausfragte.

„Ja, haben Sie ihn denn gekannt?“ fragte ich ſie verwundert.

„Oh, ich kenne ihn ſchon lange. Ich habe ihn nie geſehen, aber er hat auch in meinem Leben eine Rolle geſpielt. Vieles von ihm hat mir ſeinerzeit jener Mann erzählt, vor dem ich mich fürchte. Sie wiſſen, wen ich meine.“

„Ich weiß jetzt nur, daß jener Mann Ihnen innerlich viel näher geſtanden hat, als Sie mich haben ahnen laſſen,“ erwiderte ich, ohne ſelbſt zu wiſſen, was ich damit eigentlich ſagen wollte, aber ich ſagte es gleichſam vorwurfsvoll und mit gerunzelter Stirn.

„Sie ſagten, er habe Ihre Mutter ſoeben geküßt und umarmt? Haben Sie das ſelbſt geſehen?“ fragte ſie mich haſtig weiter — meine Bemerkung überhörte ſie.

„Ja, ich habe es mit eigenen Augen geſehen; und glauben Sie mir, es geſchah alles mit der größten Aufrichtigkeit und Innigkeit!“ beeilte ich mich, zu verſichern, als ich ihre Freude ſah.

„Gott gebe es!“ ſagte ſie und bekreuzigte ſich. „Jetzt

iſt er frei. Dieſer herrliche Alte hatte ſein Leben doch in Ketten geſchlagen. Jetzt, wo der Alte tot iſt, wird wieder das Pflichtbewußtſein und . . . die Würde in ihm auferſtehen, wie es ſchon einmal geſchehen iſt. Oh, ich weiß, er iſt vor allen Dingen großmütig und wird dem Herzen Ihrer Mutter den Frieden geben, denn er liebt ſie ja doch mehr als alles auf der Welt, und wird ſchließlich auch ſelbſt Ruhe finden, Gott ſei Dank — und es wäre auch Zeit."

„Er iſt Ihnen wohl teuer?"

„Ja, ſehr teuer, wenn auch nicht in dem Sinne, in dem er es wünſchte und in dem Sie jetzt fragen," antwortete ſie ernſt.

„Fürchten Sie denn nun für ihn oder für ſich?" fragte ich plötzlich.

„Ach, das ſind ſchwierige Fragen, laſſen wir das!"

„Gut, laſſen wir das; ſelbſtverſtändlich; nur habe ich von alledem nichts gewußt, vielleicht gar zu viel nicht gewußt. Aber mögen Sie recht damit haben, daß jetzt alles von neuem anfängt, und wenn einer ſchon auferſtanden iſt, ſo bin ich es, ich als erſter. Ich ſtehe mit niedrigen Gedanken vor Ihnen, Katerina Nikolajewna, und vielleicht iſt es noch nicht eine ganze Stunde her, daß ich auch durch die Tat niedrig an Ihnen gehandelt habe. Aber Sie ſollen auch das wiſſen, daß ich jetzt hier neben Ihnen ſitze und nicht die geringſten Gewiſſensbiſſe verſpüre. Denn jetzt iſt alles Alte verſchwunden und alles, was iſt, iſt neu. Und jenen Schuft, der vor einer Stunde eine Gemeinheit gegen Sie plante, kenne ich einfach nicht und will ich überhaupt nicht mehr kennen!"

„Kommen Sie zu ſich," ſagte ſie lächelnd, „Sie ſcheinen mir ein bißchen im Fieber zu ſprechen."
„Und kann man ſich denn überhaupt verurteilen, ſolange man neben Ihnen ſitzt?" fuhr ich fort. „Da mag einer noch ſo anſtändig ſein, oder mag auch noch ſo niedrig ſein — Sie ſind doch immer, wie die Sonne, unerreichbar ... Sagen Sie, wie haben Sie mir jetzt ſo entgegenkommen können, nach allem, was geſchehen iſt? Wenn Sie nur wüßten, was noch vor einer Stunde geſchehen iſt, im ganzen vor einer Stunde! Und was für ein Traum mir in Erfüllung geht!"
„Ich glaube, das kann ich mir ſchon denken," ſagte ſie mit einem ſtillen Lächeln. „Sie werden ſich für irgend etwas an mir haben rächen wollen. Sie haben ſich wohl gar geſchworen, mich ins Verderben zu ſtürzen; und dabei hätten Sie ganz gewiß einen jeden auf der Stelle totgeſchlagen oder verprügelt, der es gewagt hätte, in Ihrer Gegenwart auch nur ein ſchlechtes Wort über mich zu ſagen."
Oh, ſie lächelte und ſcherzte: aber ſie tat es nur aus unermeßlicher Güte, denn ihre ganze Seele war in dem Augenblick, wie ich ſpäter erriet, ſo voll von eigener niederdrückender Sorge und von einer ſo ſtarken und gewaltigen Empfindung, daß ſie wohl nur ſo mit mir ſprechen und auf meine nichtigen, läſtigen Fragen antworten konnte, wie man vielleicht einem kleinen Kinde auf ſeine naſeweiſe unabläſſige Frage antwortet, um es ſtill zu kriegen. Das begriff ich plötzlich, und ich ſchämte mich, aber ich konnte mich ſchon nicht mehr zurückhalten.
„Nein," rief ich, ohne mich zu beherrſchen, „nein, ich

habe den nicht erſchlagen, der ſchlecht von Ihnen ſprach, im Gegenteil, ich hab' ihm noch beigeſtimmt!"

„Oh, um Gottes willen, nicht beichten, nein, erzählen Sie nichts!" Sie ſtreckte plötzlich die Hand aus, um mich aufzuhalten, und aus ihrem Geſicht ſprach geradezu ſchmerzliches Mitleid, aber ſchon war ich aufgeſprungen und ſtand vor ihr, um ihr alles zu ſagen; und wenn ich ihr damals alles geſagt hätte, ſo wäre es nicht dazu gekommen, wozu es ſpäter gekommen iſt; denn es wäre beſtimmt darauf hinausgelaufen, daß ich ihr alles gebeichtet und das Dokument ihr ausgeliefert hätte. Aber da begann ſie auf einmal zu lachen:

„Nein, es iſt nicht nötig, nichts iſt nötig, ich will keine Einzelheiten hören. Ich kenne ſchon alle Ihre fürchterlichen Verbrechen: ich wette, Sie hatten die Abſicht, mich zu heiraten oder ſo etwas Ähnliches, und haben gerade einen diesbezüglichen Plan geſchmiedet, mit einem Ihrer Freunde oder einem Ihrer früheren Schulkameraden . . . Ach, es ſcheint ja, daß ich es wirklich erraten habe!" rief ſie plötzlich und ſah mir ernſt forſchend ins Geſicht.

„Wie . . . wie haben Sie das erraten können?" ſtotterte ich wie ein Narr vor lauter Betroffenheit.

„Das war, weiß Gott, nicht ſchwer. Doch genug, genug davon! Ich verzeihe Ihnen alles, nur hören Sie auf," ſagte ſie abwehrend und jetzt ſchon mit ſichtlicher Ungeduld. „Ich bin ſelbſt eine Träumerin, und wenn Sie wüßten, was ich alles in manchen Augenblicken ausdenke, wenn ich's nicht mehr ertragen kann! Aber genug davon, Sie bringen mich immer davon ab, was ich eigentlich ſagen wollte. Ich bin ſehr froh, daß Tat-

jana Pawlowna weggegangen ist: ich hatte schon die ganze Zeit den Wunsch, Sie wiederzusehen, aber in ihrer Gegenwart hätten wir uns doch nicht so aussprechen können. Ich glaube, ich trage die Schuld an dem, was Ihnen damals zugestoßen ist. Ja? Ich bin doch die Schuldige?"

„Sie die Schuldige? Aber damals habe ich Sie doch an ihn verraten, und — was haben Sie überhaupt von mir denken müssen! Daran habe ich seitdem die ganze Zeit gedacht, alle diese Tage, jede Minute hab' ich daran gedacht und nur dies gefühlt!" (Ich log nicht.)

„Sie haben sich ganz umsonst gequält, denn ich hab' doch schon damals nur zu gut verstanden, wie das geschehen konnte: es ist Ihnen da in der Freude ihm gegenüber das Geständnis entschlüpft, daß Sie in mich verliebt waren, und daß ich . . . nun, daß ich Sie angehört hatte. Dafür sind Sie eben zwanzig Jahre alt. Und Sie lieben ihn doch mehr als die ganze Welt, Sie suchen in ihm doch einen Freund, ein Ideal? Das hab' ich sehr gut begriffen, aber nur etwas zu spät. O ja, ich war damals selbst schuld daran: ich hätte Sie unverzüglich zu mir rufen müssen, um Sie zu beruhigen; aber ich ärgerte mich zu sehr, und so bestimmte ich, daß Sie im Hause nicht mehr empfangen werden sollten. Und so kam es dann zu jenem Auftritt an der Vorfahrt und später zu Ihren Erlebnissen in der Nacht. Und wissen Sie, ich habe genau so wie Sie diese ganze Zeit daran gedacht, wie ich Sie heimlich treffen könnte, nur wußte ich nicht, wie ich das einrichten sollte. Und was glauben Sie, was ich dabei am meisten fürchtete? Daß Sie seiner üblen Nachrede über mich glauben könnten."

„Niemals!“ rief ich.

„Ich ſchätze die Stunden unſeres früheren Zuſammenſeins. Der Jüngling in Ihnen iſt mir immer teuer geweſen, und vielleicht ſogar auch dieſe Ihre Aufrichtigkeit ... Ich bin ja doch ein ernſt veranlagter Charakter. Ich bin der ernſteſte und düſterſte Charakter von allen heutigen Frauen, merken Sie ſich das ... hahaha! Aber wir werden uns ſchon noch ausſprechen können, augenblicklich fühle ich mich nicht recht wohl, ich bin zu aufgeregt und ... ich glaube faſt, ich bekomme eine Nervenkriſe ... Gott, jetzt wird er mich doch endlich, endlich in Ruhe leben laſſen!“

Dieſer Ausruf entſchlüpfte ihr ganz unbedacht; das begriff ich ſofort und tat deshalb, als hätte ich ihn überhört, aber mein Herz war erzittert.

„Er weiß, daß ich ihm verziehen habe!“ ſagte ſie plötzlich vor ſich hin, als wäre ſie ganz allein mit ſich.

„Haben Sie ihm denn wirklich jenen Brief verzeihen können? Und woher kann er denn wiſſen, daß Sie ihm verziehen haben?“ rief ich jetzt doch, denn ich konnte mich nicht mehr halten.

„Woher er das wiſſen kann? Oh, er weiß es,“ ſagte ſie verſonnen, wieder wie zu ſich ſelbſt, und als hätte ſie mich ganz vergeſſen. „Er iſt jetzt erwacht. Und wie ſollte er denn nicht wiſſen, daß ich ihm verziehen habe, da er doch meine ganze Seele auswendig kennt? Er weiß doch, daß auch ich ein wenig von ſeiner Art bin.“

„Sie?“

„Ja, ich; und das weiß er. Oh, ich bin nicht leidenſchaftlich, ich bin ruhig: aber auch ich möchte, ganz wie

er, daß alle Menſchen gut wären . . . Wegen irgend etwas hat er mich doch geliebt."

„Wie hat er dann ſagen können, in Ihnen wären alle Laſter?"

„Das hat er nur ſo geſagt; für ſich, im geheimen, weiß er etwas ganz anderes. Aber nicht wahr, ſein Brief war doch unſagbar lächerlich?"

„Lächerlich?"

Ich hörte mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit zu; ſie ſchien tatſächlich ſehr erregt zu ſein und . . . ſprach vielleicht Dinge aus, die keineswegs für meine Ohren beſtimmt waren; aber ich konnte mich trotz der peinlichen Situation nicht enthalten, Sie auszufragen.

„O ja, gewiß lächerlich, und wie hätte ich gelacht, wenn . . . wenn ich mich nicht ſo gefürchtet hätte. Übrigens bin ich durchaus nicht ſo furchtſam, glauben Sie das nicht. Aber nach jenem Brief habe ich doch die ganze Nacht nicht geſchlafen; er iſt wie mit krankem Blut geſchrieben . . . und worauf kann ich mich nach einem ſolchen Brief noch verlaſſen? Ich liebe das Leben, ich fürchte entſetzlich für mein Leben, darin bin ich wirklich ſchrecklich kleinmütig . . . Ach, hören Sie!" rief ſie auf einmal und wandte ſich erregt mir zu, „gehen Sie ſchnell zu ihm! Er iſt jetzt allein, er kann nicht die ganze Zeit dort bleiben, beſtimmt iſt er allein aus dem Hauſe gegangen: ſuchen Sie ihn ſchnell auf, unbedingt ſo ſchnell wie möglich, laufen Sie zu ihm, zeigen Sie ihm, beweiſen Sie ihm, daß Sie ſein liebender Sohn, daß Sie der liebe, gute Junge ſind, mein Student, den ich . . . Oh, gebe Gott Ihnen Glück! Ich liebe niemanden, und ſo iſt es auch am beſten; aber ich

wünſche allen Glück, allen, und vor allen wünſche ich es ihm, und das ſoll er wiſſen ... womöglich jetzt gleich, das wäre mir ſogar ſehr lieb ..."

Sie ſtand auf, in ihren Augen blitzten Tränen, und plötzlich verſchwand ſie hinter der Portiere (es waren wohl hyſteriſche Tränen nach dem Lachen). Ich ſtand allein da und war erregt und verwirrt. Ich wußte wirklich nicht, was ſie denn in eine ſolche Erregung verſetzt haben konnte, in eine Erregung, die ich bei ihr gar nicht für möglich gehalten hätte. Irgend etwas in meinem Herzen krampfte ſich gleichſam zuſammen. Ich wartete fünf Minuten, ſchließlich zehn Minuten; die tiefe Stille ſchreckte mich plötzlich auf, und ich entſchloß mich, zur Tür hinauszuſchauen und zu rufen. Auf meinen Ruf erſchien die Köchin Marja und ſagte mir im gleichgültigſten Ton, die gnädige Frau hätte ſich längſt angezogen und die Wohnung durch die Hintertür verlaſſen.

Siebentes Kapitel.

I.

Das hatte gerade noch gefehlt. Ich griff nach meinem Pelz, warf ihn mir im Gehen um und eilte mit dem Gedanken hinaus: „Sie hat mich gebeten, zu ihm zu gehen, aber wo finde ich ihn jetzt?“

Doch neben allem anderen beschäftigte mich eine Frage, vor der meine Gedanken betroffen stillhielten: „Weshalb glaubt sie, daß jetzt etwas anderes eingetreten sei und e r sie jetzt in Ruhe lassen werde? Natürlich deshalb, weil er Mama heiraten wird. Aber was war das: freute sie sich nun darüber, daß er Mama jetzt heiraten kann, oder war sie, im Gegenteil, gerade deshalb unglücklich? Und deshalb vielleicht der hysterische Anfall? Warum kann ich nun diese Frage nicht entscheiden?“

Ich führe diesen zweiten Gedanken, der mich damals plötzlich durchzuckte, hier absichtlich wortgetreu an, damit ich ihn nicht vergesse: er ist zu wichtig. Dieser Abend war wirklich schicksalsschwer, und unwillkürlich fängt man an eine Vorherbestimmung zu glauben an: noch war ich keine hundert Schritte auf dem Wege zu Mamas Wohnung gegangen, als ich plötzlich mit demjenigen zusammenstieß, den ich suchte. Er faßte mich an der Schulter und hielt mich fest.

„Du bist's!“ rief er erfreut und gleichzeitig wie in größter Überraschung. „Denke dir, ich war soeben in deiner Wohnung,“ sagte er schnell, „ich suchte dich, ich fragte nach dir — nur dich allein brauche ich jetzt von der ganzen Welt! Dein Beamter hat mir da Gott weiß

was alles vorgeredet, aber du warſt nicht da, und ſo ging ich wieder; und ich vergaß ſogar, dir ſagen zu laſſen, daß du nach deiner Rückkehr unverzüglich zu mir kommen ſollteſt. Aber wirſt du's glauben: ich ging doch in der felſenfeſten Überzeugung fort, das Schickſal könne doch nicht ſo blind ſein, dich mir n i ch t entgegenzuführen, gerade jetzt, wo ich deiner mehr denn je bedarf! Und da biſt du auch richtig der erſte, der mir begegnet! Komm, gehen wir zu mir: du biſt noch niemals bei mir geweſen."

Mit einem Wort, wir hatten uns gegenſeitig geſucht, und jedem von uns war etwas Ähnliches begegnet. Wir gingen ſehr eilig weiter.

Unterwegs ſagte er nur in ein paar Worten, daß Tatjana Pawlowna bei Mama geblieben ſei uſw. uſw. Er hatte mich untergefaßt und führte mich. Seine Wohnung lag nicht weit von dort, und wir langten bald an. Ja, ich war noch niemals bei ihm geweſen. Es war eine Wohnung von nur drei Zimmern, die er (oder vielmehr Tatjana Pawlowna) wegen jenes „Säuglings" gemietet hatte. Dieſe Wohnung ſtand von Anfang an ganz unter Tatjana Pawlownas Aufſicht, und dort lebte nun die Wärterin mit dem kleinen Kinde (und jetzt auch noch Darja Oniſſimowna); aber eines der Zimmer — das erſte, in das man unmittelbar aus dem Vorraum trat, ein ziemlich großer und mit Polſtermöbeln recht gut ausgeſtatteter Raum — war für Werſſiloff als eine Art Leſe- und Arbeitszimmer eingerichtet. In der Tat ſah man da auf dem Schreibtiſch, im Schrank und auf den Bücherſtändern eine ganze Menge Bücher (die es in Mamas Wohnung faſt

gar nicht gab), ferner beſchriebene Blätter, Briefe, zu ganzen Päckchen zuſammengelegt und verſchnürt, — kurzum, das Ganze machte den Eindruck eines ſchon lange bewohnten Raumes; und ich weiß, daß Werſſiloff auch früher ſchon, wenn auch ziemlich ſelten, zeitweilig ganz in dieſe ſeine Wohnung übergeſiedelt war und ſogar wochenlang dort gewohnt hatte. Das erſte, was meine Aufmerkſamkeit auf ſich lenkte, war Mamas Bildnis, das in einem ſchönen geſchnitzten Rahmen aus koſtbarem Holz über dem Schreibtiſch hing — eine Photographie, offenbar eine ausländiſche Aufnahme, die, nach ihrem ungewöhnlichen Format zu urteilen, nicht wenig gekoſtet haben mußte. Ich hatte von dieſem Bildnis nichts gewußt und nie etwas davon gehört; und was mich noch beſonders überraſchte, war die für eine Photographie ganz erſtaunliche Ähnlichkeit, gerade die, ich möchte ſagen, geiſtige Ähnlichkeit. Es war wie ein wirkliches Porträt von Künſtlerhand und gar nicht wie eine mechaniſche Aufnahme. Als ich ins Zimmer trat, blieb ich ſogleich und ganz überraſcht vor dieſem Bilde ſtehen.
„Nicht wahr? Nicht wahr?“ fragte plötzlich Werſſiloff dicht hinter mir.
Er meinte damit: „Nicht wahr, wie ähnlich?“ Ich ſah mich nach ihm um, und der Ausdruck ſeines Geſichts machte mich ganz betroffen. Er war etwas bleich, aber ſein geſpannter Blick brannte und ſtrahlte gleichſam vor Glück und Kraft: einen ſolchen Ausdruck hatte ich noch niemals an ihm geſehen.
„Ich habe gar nicht gewußt, daß Sie Mama ſo lieben!“ ſagte ich plötzlich ſelbſt ganz beglückt.
Er lächelte glücklich, wenn auch in ſeinem Lächeln

gleichſam ein Leid lag, oder richtiger, etwas ſchmerzlich Nachſichtiges, menſchlich Höheres . . . ich weiß nicht, wie ich das ausdrücken ſoll; aber mir ſcheint, daß hochentwickelte Menſchen überhaupt nicht ein triumphierend glückliches Geſicht haben können. Ohne mir zu antworten, nahm er das Bild mit beiden Händen von der Wand, hielt es ganz nah vor ſein Geſicht, küßte es plötzlich und hängte es dann vorſichtig wieder auf.

„Merke dir," ſagte er, „photographiſche Aufnahmen ſind ſehr ſelten ähnlich, und das iſt leicht zu erklären: das Original, das heißt, ein jeder von uns, iſt ja auch im Leben nur äußerſt ſelten ſich ſelber ähnlich. Das Geſicht eines Menſchen zeigt ſeinen charakteriſtiſchſten Zug eben nur in ſeltenen Augenblicken. Ein Künſtler ſtudiert das Geſicht, das er malen ſoll, und erhaſcht dieſen eigentlichen Ausdruck des Geſichts, er errät ſozuſagen den Hauptgedanken des Menſchen und gibt ihn im Bilde wieder, auch wenn das Geſicht des Betreffenden dieſen Ausdruck während des Modellſitzens zumeiſt gar nicht hat. Die Photographie aber gibt den Menſchen genau ſo wieder, wie er in dem einen Augenblick ausſieht, und da iſt es nicht ausgeſchloſſen, daß zum Beiſpiel Napoleon, in einem zufälligen Augenblick photographiert, auf der Photographie dumm ausſehen könnte, und Bismarck — weichlich. Hier aber, auf dieſer Photographie, hat die Aufnahme Ssonja zufällig gerade im Augenblick ihres eigenſten Ausdrucks angetroffen: in ihrer ſchamhaften, demütigen Liebe und ſcheuen, ſchreckhaften Keuſchheit. Und ſie war ja damals auch ſo glücklich, als ſie ſich endlich überzeugt hatte, daß es mich wirklich ſo ſehr nach einem Bilde von ihr verlangte. Dieſe Auf-

nahme iſt eigentlich vor gar nicht ſo langer Zeit gemacht, aber ſie ſah damals doch noch viel jünger und beſſer aus; dabei hatte ſie auch damals ſchon dieſe eingefallenen Wangen, dieſe feinen Runzeln auf der Stirn und dieſe ſcheue Schüchternheit im Blick, die bei ihr jetzt mit den Jahren zu wachſen ſcheint — je länger, deſto mehr. Wirſt du's mir glauben, Lieber: jetzt kann ich ſie mir mit einem anderen Geſicht gar nicht mehr vorſtellen, und doch iſt ſie einmal jung und reizend geweſen! Die ruſſiſchen Frauen altern ſchnell, ihre Schönheit iſt flüchtig, und das hat ſeinen Grund wahrlich nicht nur in einer ethnographiſchen Beſonderheit des Typs, ſondern auch darin, daß ſie mit rückhaltloſer Hingabe zu lieben verſtehen. Die ruſſiſchen Frauen geben alles auf einmal hin, wenn ſie lieben, — den Augenblick und ihr ganzes Leben, die Gegenwart und die Zukunft; ſie verſtehen nicht, ökonomiſch zu ſein, ſie ſparen und geizen nicht, um des Vorrats willen, und ſo geht ihre Schönheit bald für den dahin, den ſie lieben. Dieſe eingefallenen Wangen — das iſt gleichfalls Schönheit, die für mich hingegeben iſt, für meine kurze Luſt. Es freut dich, daß ich deine Mutter geliebt habe, und du haſt vielleicht ſogar nicht einmal geglaubt, daß ich ſie habe lieben können? Ja, mein Freund, ich habe ſie ſehr geliebt, und doch habe ich ihr nichts als Böſes zugefügt . . . Hier iſt noch ein anderes Bildnis — ſieh dir auch dies einmal an."

Er nahm es vom Tiſch und reichte es mir. Das war auch eine Photographie, nur in bedeutend kleinerem Format und in einem ſchmalen, ovalen Holzrähmchen — das Bild eines jungen Mädchens: ein ſchmales,

ſchwindſüchtiges, doch trotz alledem ſchönes Geſicht, verſonnen, und dabei doch bis zur Sonderbarkeit gedankenleer. Es waren die regelmäßigen Züge eines durch Generationen ausgebildeten Typs; aber ſie machten einen krankhaften Eindruck: man hatte die Empfindung, daß ſich plötzlich ein ſtarrer Gedanke dieſes Weſens bemächtigt hatte, der eben dadurch qualvoll war, daß er über ſeine Kraft ging.

„Das . . . das iſt jenes junge Mädchen, mit dem Sie ſich trauen laſſen wollten, und das an der Schwindſucht ſtarb . . . i h r e Stieftochter?“ ſagte ich ein wenig befangen.

„Ja, mit dem ich mich trauen laſſen wollte, das an der Schwindſucht ſtarb, i h r e Stieftochter. Ich wußte, daß du . . . alle dieſe Klatſchgeſchichten kennſt. Übrigens, außer dieſen hätteſt du auch nichts erfahren können. Leg' das Bild hin, mein Freund, das war nur eine arme Irrſinnige und nichts weiter.“

„Wirklich irrſinnig?“

„Oder eine Idiotin; übrigens glaube ich, auch eine Irrſinnige. Sie bekam ein Kind vom Fürſten Sſergei Petrowitſch (infolge ihres Irrſinns, nicht aus Liebe; das iſt eine der ſchändlichſten Taten des Fürſten). Das Kind iſt jetzt hier, in jenem Zimmer, ich habe es dir ſchon lange zeigen wollen. Fürſt Sſergei Petrowitſch darf weder herkommen noch das Kind ſehen — laut unſerer Verabredung im Auslande. Ich habe das Kind mit Einwilligung deiner Mutter zu mir genommen. Und gleichfalls mit Einwilligung deiner Mutter wollte ich mich damals trauen laſſen mit dieſer . . . Unglücklichen . . .“

„Iſt denn eine ſolche Einwilligung überhaupt möglich?“ fragte ich erregt.
„O ja! Sie erlaubte es mir: eine Frau iſt nur auf eine Frau eiferſüchtig, dieſe aber war doch keine Frau.“
„Wenn ſie es auch für alle anderen nicht war, für Mama war ſie es! Das werde ich mein Lebtag nicht glauben, daß Mama nicht eiferſüchtig geweſen ſei!“ rief ich.
„Du haſt recht. Das erriet ich erſt, als alles ſchon beſchloſſen war, das heißt, als ſie mir ihre Einwilligung gab. Aber laſſen wir das. Jedenfalls kam es nicht dazu, da Lydia ſtarb, aber vielleicht wäre es auch ſo nicht dazu gekommen, wenn ſie am Leben geblieben wäre; deine Mutter aber laſſe ich auch jetzt noch nicht zu dem Kinde. Das — war nur eine Epiſode. Mein Lieber, ich habe dich hier ſchon lange erwartet. Schon lange habe ich davon geträumt, wie wir hier zuſammenkommen würden; weißt du, wie lange ſchon? — Schon ſeit zwei Jahren.“
Er ſah mich aufrichtig und innig an, mit einer heißen Herzenshingabe. Ich ergriff ſeine Hand.
„Warum haben Sie dann gezögert, warum haben Sie mich nicht ſchon früher gerufen? Wenn Sie wüßten, was inzwiſchen . . . und was nicht geſchehen wäre, wenn Sie mich ſchon früher gerufen hätten! . . .“
In dieſem Augenblick wurde die Teemaſchine gebracht, und Darja Oniſſimowna kam mit dem Kindchen, das ganz feſt ſchlief.
„Sieh es dir an,“ ſagte Werſſiloff, „ich liebe es und habe es jetzt bringen laſſen, damit du es ſiehſt. So, bringen Sie es nun wieder hinaus, Darja Oniſſimowna. Und du ſetz' dich hierher an den Tiſch. Ich

werde mir jetzt einbilden, wir zwei hätten ewig so gelebt und jeden Abend so zusammen verbracht, ohne uns jemals zu trennen. Laß mich dich ansehen: setz' dich so, daß ich dein Gesicht sehen kann. Wie ich es liebe, dein Gesicht! Wie habe ich mir dein Gesicht vorzustellen versucht, als ich dich noch aus Moskau erwartete! Du fragst: warum habe ich dich nicht schon früher gerufen? Warte, das wirst du vielleicht erst jetzt verstehen."

„Hat denn wirklich nur der Tod Makar Iwanowitschs Ihnen jetzt die Zunge gelöst? Das ist sonderbar."

Aber wenn ich das auch sagte, so sah ich ihn doch mit viel Liebe an. Wir sprachen wie zwei Freunde, wie Freunde im höchsten und vollsten Sinn des Wortes. Er hatte mich hierher geführt, um mir irgend etwas zu erklären, zu erzählen, um etwas zu rechtfertigen; und dabei war schon alles, noch bevor er ein Wort gesagt hatte, erklärt und gerechtfertigt. Gleichviel, was ich von ihm jetzt noch gehört hätte — das Ergebnis war schon erreicht, und das wußten wir beide mit einem Glücksgefühl, und so sahen wir einander auch an.

„Nicht gerade der Tod dieses alten Mannes," antwortete er, „nicht dieser Tod allein; es ist noch etwas anderes, was damit zusammengetroffen ist . . . Gott segne diesen Augenblick und unser Leben hinfort und auf lange! Mein Lieber, laß uns miteinander reden. Ich komme immer wieder vom Thema ab, ich will von dem einen reden und lasse mich von tausend nebensächlichen Einzelheiten ablenken. So geht es einem immer, wenn das Herz voll ist . . . Doch reden wir jetzt miteinander; die Zeit ist gekommen, und ich bin schon lange in dich verliebt, Junge."

Er lehnte ſich in ſeinen großen Stuhl zurück und betrachtete mich noch einmal.

„Wie ſonderbar, wie ſonderbar ſich das anhört!“ wiederholten meine Lippen, während die Seligkeit über mir zuſammenſchlug.

Und da, ich weiß noch, da erſchien flüchtig wieder dieſer eine ſeltſame Zug in ſeinem Geſicht — dieſer Ausdruck von Trauer und Spott, beides zugleich, den ich ſchon ſo gut kannte. Aber er nahm ſich zuſammen und begann dann, gleichſam nach einer gewiſſen Anſtrengung, langſam zu ſprechen.

II.

„Sieh, Arkadi, wenn ich dich früher gerufen hätte, was hätte ich dir da ſagen können? In dieſer Frage iſt meine ganze Antwort enthalten.“

„Das heißt, Sie wollen ſagen, daß Sie jetzt Mamas Mann und mein Vater ſind, bisher aber . . . Sie hätten wohl in betreff meiner ſozialen Stellung nicht gewußt, was Sie mir ſagen ſollten? War es das?“

„Nicht nur in betreff deſſen, Lieber, hätte ich nicht gewußt, was ich dir ſagen ſollte: da hätte ich noch über manches ſchweigen müſſen. Und vieles davon iſt beinah lächerlich und ſogar erniedrigend, weil es faſt wie ein Gauklerſtückchen anmutet: in der Tat, wie eine richtige Jahrmarktszauberei. Nun, ſag' doch ſelbſt, wie hätten wir denn einander früher verſtehen können, wenn ich mich ſelbſt erſt heute um fünf Uhr nachmittags zum erſtenmal verſtanden habe, genau zwei Stunden vor dem Tode Makar Iwanowitſchs. Du ſiehſt mich mit peinlicher Verwunderung an. Beruhige dich: ich werde dir die Tatſache

ſchon erklären; das aber, was ich dir ſagte, iſt vollkommen richtig; mein ganzes Leben iſt Wandern und Zweifeln geweſen, und plötzlich ſteht, am ſoundſovielten des Monats um fünf Uhr nachmittags, des Rätſels Löſung fertig vor dir! Das iſt doch einfach kränkend, nicht wahr? Noch geſtern, ja: in der jetzt ſchon uralten Vergangenheit, hätte mich das noch tatſächlich gekränkt."
Ich hörte ihn wirklich mit fieberhafter Verwunderung an: es trat wieder deutlich der frühere Werſſiloffſche Zug hervor, den ich an dieſem Abend um keinen Preis hätte ſehen wollen, nachdem ſchon ſolche Worte gefallen waren. Plötzlich durchzuckte es mich.
„Mein Gott!" rief ich, „Sie haben etwas von ihr erhalten . . . heute um fünf Uhr?"
Er ſah mich ſcharf an, ſichtlich überraſcht durch meinen Ausruf und vielleicht auch durch den Ausdruck: „von ihr".
„Du wirſt alles erfahren," ſagte er mit einem ſinnenden Lächeln, „und natürlich werde ich dir das, was du wiſſen mußt, nicht verhehlen, denn zu dem Zweck habe ich dich doch hergeführt; aber jetzt wollen wir das vorläufig noch etwas hinausſchieben. Sieh mal, mein Freund, ich habe ſchon lange gewußt, daß es bei uns Kinder gibt, die bereits in der früheſten Kindheit über ihre Familie nachdenken, weil die Unſchönheit ihrer Väter und ihrer Umgebung ſie kränkt. Solche früh nachdenkenden Kinder habe ich ſchon unter meinen Mitſchülern bemerkt, und damals glaubte ich, das käme alles daher, weil ſie gar zu früh den Neid kennen lernen. Später freilich ſagte ich mir, daß ich ſelbſt eines von dieſen nachdenkenden Kindern war, doch . . . verzeihe, mein Lieber, ich bin heute erſtaunlich zerſtreut. Ich

wollte damit nur ſagen, wie ſehr ich faſt dieſe ganze Zeit über für dich hier gefürchtet habe. Ich habe dich mir immer als eines jener jungen Weſen vorgeſtellt, die ſich ihrer Begabtheit ſchon bewußt ſind und ſich von den anderen abſondern und lieber einſam ſein wollen. Auch ich habe, ganz wie du, Kameraden nie gemocht. Schwer haben es dieſe jungen Geſchöpfe, die ganz ihren eigenen Kräften und Träumen überlaſſen ſind, und dabei von einem leidenſchaftlichen, gar zu frühen und faſt rachſüchtigen Schönheitsdurſt beſeſſen ſind, — ja: gerade von einem ‚rachſüchtigen' Schönheitsdurſt. Doch genug davon, Lieber: ich bin wieder abgeſchweift . . . Noch bevor ich dich zu lieben anfing, verſuchte ich ſchon, dich mit deinen einſamen, menſchenſcheuen Träumen mir vorzuſtellen . . . Aber genug davon, wie geſagt. Ja, wovon wollte ich eigentlich ſprechen? Übrigens mußte auch dies einmal geſagt werden. Früher aber — was hätte ich dir früher ſagen können? Jetzt ſehe ich deinen Blick, der auf mir ruht, und ich weiß: es iſt mein S o h n, der mich anſieht; ich aber hätte doch ſelbſt geſtern noch nicht geglaubt, daß ich jemals ſo wie heute mit meinem Jungen zuſammenſitzen und mit ihm reden würde."

Er war in der Tat ſehr zerſtreut und dabei durch irgend etwas gleichſam erſchüttert.

„Jetzt brauche ich nicht mehr zu träumen und mir Illuſionen zu bauen, S i e genügen mir vollkommen! Ich werde von nun an Ihnen folgen!" ſagte ich und gab ihm meine ganze Seele hin.

„Mir folgen? Aber mein Wandern hat ja gerade aufgehört, gerade heute: du kommſt zu ſpät, mein Lieber.

Der heutige Tag iſt das Finale des letzten Aktes; der Vorhang fällt. Dieſer letzte Akt hat lange gedauert. Er begann ſchon vor ſehr langer Zeit — damals, als ich zum letztenmal ins Ausland flüchtete. Ich warf damals alles hinter mich; und du ſollſt wiſſen, mein Lieber, daß ich damals auch meine Verbindung mit deiner Mutter löſte und ihr das auch mitteilte. Das mußt du doch einmal erfahren. Ich erklärte ihr damals, daß ich für immer fortginge, ſie würde mich niemals wiederſehen. Das ſchlimmſte war aber, daß ich ſogar vergaß, ſie mit Geld zu verſorgen. An dich dachte ich damals überhaupt nicht. Ich fuhr mit der Abſicht fort, ganz in Europa zu bleiben, mein Lieber, und nie wieder nach Rußland zurückzukehren. Ich emigrierte."

„Zu Alexander Herzen? Um ſich an ſeiner Propaganda im Auslande zu beteiligen? Sie haben doch gewiß Ihr ganzes Leben lang an irgendeiner Verſchwörung teilgenommen?" rief ich, ohne mich zurückzuhalten.

„Nein, mein Freund, ich habe mich nie an einer Verſchwörung beteiligt. Bei dir aber leuchteten ſogar die Augen auf, — ich liebe deine impulſiven Ausrufe, mein Lieber. Nein, ich reiſte damals einfach aus plötzlicher Schwermut ins Ausland. Es war das die Schwermut des ruſſiſchen Edelmanns, — ich weiß es wirklich nicht beſſer auszudrücken. Die ariſtokratiſche Schwermut — und nichts weiter."

„Wegen der Aufhebung der Leibeigenſchaft . . . der Bauernbefreiung?" ſtieß ich in atemloſer Spannung hervor.

„Wegen der Leibeigenſchaft? Du meinſt, ich hätte die alte Leibeigenſchaft herbeigewünſcht? Hätte die Be-

freiung des Volkes nicht ertragen? O nein, mein Freund, gerade wir waren doch die Befreier. Ich emigrierte ohne jeden Groll. Ich hatte doch bis dahin als Schiedsrichter aus allen Kräften für das Gute zu wirken gesucht, hatte es ganz uneigennützig getan, und wenn ich auswanderte, geschah es nicht deshalb, weil ich für meinen Liberalismus wenig Dank sah. Wir haben ja damals alle nichts bekommen, das heißt, alle diejenigen, die von meiner Art waren. Ausgewandert bin ich eher mit selbstbewußtem Stolz als mit irgend so einem Bedauern, und nichts, das kannst du mir glauben, lag mir ferner, als der Gedanke, für mich könnte jetzt die Zeit gekommen sein, mein Leben als bescheidener Schuster zu beschließen. Je suis gentilhomme avant tout et je mourrai gentilhomme! Aber trotzdem war ich traurig gestimmt. Wir sind unser vielleicht tausend in Rußland, — ja, in der Tat, vielleicht nicht mehr als nur tausend Menschen; aber das genügt ja vollkommen, damit die Idee nicht stirbt. Wir sind die Träger einer Idee, mein Lieber! . . . Mein Freund, ich sage dir das in der sonderbaren Hoffnung, daß du diese ganze Phantasterei verstehen wirst. Ich habe dich aus einer Laune meines Herzens zu mir gebracht: ich habe schon lange davon geträumt, wie ich dir manches sagen werde . . . dir, gerade dir. Doch übrigens . . . übrigens . . ."

„Nein, sagen Sie es!" rief ich. „Ich sehe wieder Aufrichtigkeit in Ihrem Gesicht . . . Und sind Sie dann dank Europa wieder auferstanden? Und was war denn eigentlich Ihre ‚aristokratische Schwermut'? Verzeihen Sie, Liebster, ich verstehe noch nicht ganz."

„Ob ich dank Europa auferſtanden bin? Aber ich fuhr doch damals hin, um Europa zu beerdigen!"
„Beerdigen?" wiederholte ich verwundert.
Er lächelte.
„Freund Arkadi, meine Seele iſt jetzt müde geworden, und mein Geiſt hat ſich aufgelehnt. Niemals werde ich meine erſten Augenblicke damals in Europa vergeſſen. Ich hatte auch früher ſchon in Europa gelebt, damals aber war es eine beſondere Zeit, und noch nie war ich in einer ſo troſtloſen Trauer und . . . mit ſolcher Liebe nach Europa gereiſt, wie in jener Zeit. Ich will dir einen von meinen erſten Eindrücken damals erzählen, einen Traum, den ich damals hatte, einen richtigen Traum . . . Das war noch in Deutſchland. Ich war aus Dresden abgereiſt und in der Zerſtreutheit an der Station vorübergefahren, wo ich hätte umſteigen müſſen, und ſo kam ich auf eine andere Bahnlinie. Natürlich wurde ich gleich auf der nächſten Station abgeſetzt; es war drei Uhr nachmittags, ein heller, ſchöner Tag. Ich befand mich plötzlich in einem kleinen deutſchen Städtchen. Man nannte mir ein Gaſthaus. Ich mußte warten: der nächſte Zug ging erſt um elf Uhr nachts. Ich war ſogar ſehr zufrieden mit dieſem Zwiſchenfall, denn ich hatte ja keine Eile, irgendwohin zu kommen. Ich wanderte, mein Freund, ich wanderte. Das Gaſthaus war alt und klein, lag aber ganz im Grünen und war von Blumenbeeten umgeben, wie das in Deutſchland üblich iſt. Man gab mir ein enges Zimmerchen, und da ich die ganze letzte Nacht auf der Reiſe nicht geſchlafen hatte, legte ich mich nach dem Mittageſſen hin und ſchlief ein. Es war vielleicht vier Uhr.

„Und da hatte ich denn einen wunderlichen Traum, der um ſo überraſchender war, als mir noch nie etwas Ähnliches geträumt hatte. In der Dresdener Galerie hängt ein Bild von Claude Lorrain, das im Katalog als ‚Acis und Galathea‘ angegeben iſt — ich habe es immer ‚Das goldene Zeitalter‘ genannt, weshalb, weiß ich ſelbſt nicht. Ich hatte es auch früher ſchon geſehen, und jetzt, auf der Durchreiſe vor drei Tagen, war es mir wieder aufgefallen. Dieſes Bild ſah ich nun im Traum, aber nicht als Bild, ſondern als Wirklichkeit. Übrigens weiß ich ſelbſt nicht recht, was mir da eigentlich träumte ... Ich ſah jedenfalls — ganz wie es auf jenem Bilde zu ſehen iſt — ein Eckchen des Griechiſchen Archipels, und auch die Zeit war gleichſam um dreitauſend Jahre zurückverſetzt; ich ſah blaue, ſchmeichelnde Wellen, Inſeln und Klippen, ein blühendes Geſtade, eine wunderbare Ferne, und dazu die untergehende rufende Sonne — es iſt mit Worten gar nicht wiederzugeben! In dieſem Bilde hat die europäiſche Menſchheit die Erinnerung an ihre Wiege feſtgehalten, und der Gedanke daran erfüllte auch meine Seele wie mit Heimatliebe. Hier war einmal das irdiſche Paradies der Menſchheit: die Götter ſtiegen vom Himmel herab und gingen mit den Menſchen Verwandtſchaft ein ... Oh, dort lebten ſchöne Menſchen! Glücklich und ſchuldlos erwachten ſie und ſchlummerten ſie ein, die Wieſen und Haine waren erfüllt von ihren Liedern und ihrem Jauchzen; der große Überſchuß an friſchen Kräften ſtrömte in Liebe und reiner Freude aus. Die Sonne umgab ſie mit Wärme und Licht und freute ſich an ihren ſchönen Kindern ... Welch ein wunderbarer

Traum, welch eine erhabene Irrung der Menſchheit! Das goldene Zeitalter iſt von allen Illuſionen, die die Menſchheit jemals gehabt hat, die allerunwahrſcheinlichſte, und doch haben die Menſchen für ſie ihr Leben und alle ihre Kräfte hingegeben, für ſie ſind Propheten getötet worden und geſtorben, und ohne ſie können die Menſchen nicht leben, ja, nicht einmal ſterben! Und dieſe ganze Empfindung durchlebte ich gleichſam in meinem Traum; die Klippen und das Meer und die ſchrägen Strahlen der Abendſonne — alles das glaubte ich noch zu ſehen, als ich erwachte und die Augen aufſchlug, die mir buchſtäblich von Tränen feucht waren. Ich weiß noch, wie froh mir zumut war. Die Empfindung eines mir bis dahin noch ganz unbekannten Glücks erfüllte mein Herz bis zum Schmerz: das war die Liebe zur ganzen Menſchheit . . . Es war ſchon Abend geworden; durch das Fenſter meines kleinen Zimmers, durch die Blumen, die auf dem Fenſterbrett ſtanden, fielen die letzten grellen Abendſonnenſtrahlen und überfluteten mich mit gelbem Licht. Und da, mein Freund, da wurde — die untergehende Sonne des erſten Tages der europäiſchen Menſchheit, die ich in meinem Traum geſehen hatte, für mich, als ich erwachte, ſogleich zur untergehenden Sonne des letzten Tages der europäiſchen Menſchheit! Damals war es einem, als zöge durch die Luft Europas Sterbeglockenklang. Ich rede nicht nur vom Kriege und dem Brand der Tuilerien; ich wußte auch ohnedem, daß alles vergehen wird, das ganze Antlitz der europäiſchen Alten Welt — früher oder ſpäter: aber als ruſſiſcher Europäer konnte ich das nicht zulaſſen. Ja, die Kommunarden hatten damals

gerade die Tuilerien in Brand geſteckt . . . Oh, du brauchſt dich nicht aufzuregen, ich weiß, daß es ‚logiſch' war, und begreife nur zu gut die Unabwendbarkeit einer Idee, die im Fluß iſt; doch als Träger des höheren ruſſiſchen Kulturgedankens konnte ich das nicht anerkennen, denn der höhere ruſſiſche Gedanke iſt — die Verſöhnung aller Ideen. Und wer hätte damals einen ſolchen Gedanken verſtehen können, wer in der ganzen Welt? Ich war allein. Ich ſpreche nicht von mir perſönlich — ich ſpreche vom ruſſiſchen Gedanken. Dort war Kampf und Logik; dort war der Franzoſe nur Franzoſe und nichts weiter, und der Deutſche nur Deutſcher und nichts weiter, und das waren ſie mit noch größerer Ausſchließlichkeit und Anſpannung, als ſie es je zuvor im Lauf ihrer geſchichtlichen Entwicklung geweſen ſind; folglich hat der Franzoſe ſeinem Frankreich und der Deutſche Deutſchland niemals ſo großen Abbruch getan, wie eben in jener Zeit! Damals gab es in ganz Deutſchland nicht einen einzigen Europäer! Nur ich allein konnte allen dieſen Pariſer Petroleumgießern ins Geſicht ſagen, daß ihre Zerſtörung der Tuilerien — ein Fehler war; und nur ich allein konnte, umgeben von allen dieſen nach Rache ſchreienden Konſervativen, dieſen Konſervativen ins Geſicht ſagen, daß die Einäſcherung der Tuilerien zwar ein Verbrechen, aber dennoch vollkommen logiſch war. Und das alles, mein Junge, weil ich allein, als Ruſſe, damals in ganz Europa der einzige Europäer war. Ich ſpreche wiederum nicht von mir, ſondern von dem ruſſiſchen Gedanken im allgemeinen. Ich wanderte umher, mein Freund, ich wanderte und wußte genau, daß ich ſchwei-

gen und weiter wandern mußte. Aber es war mir doch traurig zumute. Ich, mein Junge, ich kann nicht — meinen Adel nicht achten. Du lachst darüber, scheint es?"

„Nein, ich lache nicht," sagte ich ergriffen, „ich lache durchaus nicht. Ihre Vision des goldenen Zeitalters hat mein Herz erschüttert, und seien Sie überzeugt, ich fange schon an, Sie zu verstehen. Doch am meisten freue ich mich darüber, daß Sie sich selbst so achten. Ich beeile mich, Ihnen das zu sagen. Das hatte ich von Ihnen gar nicht erwartet!"

„Ich habe dir schon gesagt, mein Freund, daß ich deine Ausrufe sehr liebe," sagte er mit einem Lächeln über meinen naiven Ausruf, erhob sich von seinem Platz und begann, wohl ohne sich dessen bewußt zu sein, im Zimmer auf und ab zu schreiten. Ich erhob mich gleichfalls. Er fuhr in seinen seltsamen Bekenntnissen fort, und er sprach tief durchdrungen von seinem Gedanken:

III.

„Ja, mein Junge, ich sage es dir nochmals, ich kann nicht anders als meinen Adel achten. Bei uns in Rußland hat sich im Laufe von Jahrhunderten ein gewisser höherer Kulturtyp herausgebildet, den man bisher überhaupt nicht gekannt hat, und den es sonst in der ganzen Welt nicht gibt: der Typ des universalen Leidens um alle. Es ist das ein ausschließlich russischer Typ, und da er sich in der höheren Kulturschicht des russischen Volkes entwickelt hat, so habe ich ganz von selbst die Ehre, ihm anzugehören. In seiner Hut ist die Zukunft Rußlands. Unser sind vielleicht im ganzen nur tau-

ſend Menſchen — vielleicht mehr, vielleicht weniger — aber ganz Rußland hat vorläufig nur zu dem Zweck gelebt, um dieſes Tauſend hervorzubringen. Man wird ſagen, das ſei wenig; man wird mit Entrüſtung einwenden, daß alſo alle unſere Jahrhunderte und ſoviel Millionen Menſchen für dies geringe Ergebnis, für ein einziges Tauſend Menſchen hingegeben und verſchwendet ſein ſollen! Doch — meiner Überzeugung nach iſt das gar nicht ſo wenig."

Ich hörte ihm mit größter Spannung zu. Aus ihm ſprach ſeine Überzeugung, und ich ſah auf einmal die Richtung ſeines ganzen Lebens. Was er von den „tauſend Menſchen" ſagte, zeichnete ihn ſelbſt ſo plaſtiſch! Ich fühlte auch, daß eine von außen gekommene Erſchütterung den Anſtoß zu ſeiner Mitteilſamkeit mir gegenüber gegeben hatte. Während er mir alle dieſe glühenden Reden hielt — liebte er mich; doch der Grund, weshalb er plötzlich zu mir zu ſprechen anfing, und warum es ihn ſo verlangte, gerade mit mir zu ſprechen, blieb mir noch immer unerklärlich.

„Ich wanderte aus," fuhr er fort, „und was ich auch hinter mir ließ, es tat mir um nichts leid. Was nur in meinen Kräften gelegen hat, habe ich in den Dienſt Rußlands geſtellt, damals, als ich hier wirken konnte; und als ich Rußland verließ, fuhr ich fort, ihm zu dienen, nur mit dem Unterſchied, daß ich meine Idee erweiterte. Aber indem ich Rußland auf d i e ſ e Weiſe diente, leiſtete ich ihm einen viel größeren Dienſt, als wenn ich nur Ruſſe und nichts weiter geweſen wäre, ſo wie damals der Franzoſe nur Franzoſe und der Deutſche nur Deutſcher war. In Europa kann man

das vorläufig noch nicht verstehen. Europa hat die vornehmen Typen des Franzosen, des Engländers, des Deutschen geschaffen, aber von seinem zukünftigen Menschen weiß es fast noch nichts. Und ich glaube, es will auch noch nichts von ihm wissen. Das ist auch ganz verständlich: sie sind nicht frei, wir aber sind frei. Nur ich allein in Europa, nur ich mit meiner russischen Schwermut, war damals frei . . .

„Merke dir etwas Eigentümliches, mein Freund: jeder Franzose kann nicht nur seinem Frankreich, sondern auch der ganzen Menschheit einzig unter der Bedingung dienen, daß er so viel wie nur irgend möglich Franzose bleibt; und ebenso ist es mit dem Engländer und dem Deutschen. Nur der Russe allein hat sogar schon in unserer Zeit, also schon viel früher als die endgültige Summe gezogen wird, bereits diese Gabe erhalten, eben dann am meisten Russe zu sein, wenn er am meisten Europäer ist. Und das ist der wesentlichste nationale Unterschied zwischen uns und allen anderen: in der Beziehung sind wir etwas ganz Einzigartiges! Mit einem Franzosen bin ich Franzose, mit einem Deutschen ein Deutscher, mit einem alten Griechen ein Grieche, und eben dadurch diene ich gleichzeitig Rußland am allermeisten, denn ich vertrete somit Rußlands Hauptgedanken. Ich bin ein Pionier dieses Gedankens! Damals wanderte ich aus, aber verließ ich denn deshalb Rußland? Nein, ich diente ihm weiter. Und mag ich in Europa auch nichts getan haben, mag ich auch nur ausgewandert sein, um dort umherzuwandern (und ich wußte ja schon im voraus, daß ich nichts anderes tun würde), aber auch das war schon genug, daß ich mit dem russi-

ſchen Gedanken und mit meinem Bewußtſein hinfuhr. Ich brachte meine ruſſiſche Schwermut dorthin. Oh, es war nicht das Blut, das damals vergoſſen wurde, was mich erſchreckte, und nicht einmal die Zerſtörung der Tuilerien, ſondern alles, was darauf folgen muß. Jenen Völkern iſt beſtimmt, noch lange gegen einander zu kämpfen, denn ſie ſind noch gar zu ausſchließlich Deutſche und gar zu ausſchließlich Franzoſen, und ſie haben ihre Aufgaben in dieſen Rollen noch nicht erfüllt. Und ſo lange tut es mir eben leid um die Zerſtörung. Für den Ruſſen iſt Europa genau ſo teuer wie Rußland: jeder Stein Europas iſt mir lieb und wert. Europa iſt genau ſo unſer Vaterland geweſen wie Rußland. Oh, noch mehr! Niemand kann Rußland glühender lieben, als ich es liebe, und doch habe ich mir nie einen Vorwurf deshalb gemacht, daß Venedig, Rom, Paris, die Schätze ihrer Kunſt und Wiſſenſchaft, daß ihre ganze Geſchichte mir lieber iſt als die Rußlands. Oh, dieſe alten fremden Steine, dieſe Wunder der alten Gotteswelt, dieſe Bruchſtücke heiliger Wunder ſind uns teuer, uns Ruſſen; und ſie ſind uns ſogar teurer als den Völkern ſelbſt, denen ſie jetzt gehören! Sie haben dort jetzt andere Gedanken und andere Gefühle, die alten Steine haben für ſie den Wert verloren ... Der Konſervative kämpft dort nur noch um ſeine Exiſtenz, und auch der Petroleur zerſtört die Tuilerien nur, weil es ihm um das Recht auf ſeinen Anteil zu tun iſt. Nur Rußland lebt nicht für ſich, ſondern für eine Idee, und du wirſt mir zugeben, mein Freund, daß es doch eine bedeutſame Tatſache iſt, daß Rußland faſt ſchon ein ganzes Jahrhundert entſchieden nicht für ſich, ſondern nur für Eu-

ropa lebt! Und die anderen? Oh, ihnen ſind noch ſchreckliche Qualen beſtimmt, bevor ſie das Reich Gottes erlangen werden."

Ich muß geſtehen, ich hörte ihm in nicht geringer Verwirrung zu; ſelbſt der Ton ſeiner Rede erſchreckte mich, doch ſeine Gedanken machten nichtsdeſtoweniger den größten Eindruck auf mich. Ich fürchtete faſt krankhaft, Unwahres von ihm zu hören. Plötzlich bemerkte ich mit ſtrenger Stimme:

„Sie ſagten ſoeben ‚das Reich Gottes'. Ich habe gehört, Sie hätten dort im Auslande Gott verkündet und nach Büßerart Ketten getragen?"

„Meine Ketten laſſen wir beiſeite," ſagte er lächelnd, „das iſt etwas ganz anderes. ‚Verkündet' habe ich damals noch nichts, aber um ihren Gott hat es mich geſchmerzt — das iſt wahr. Sie verkündeten damals den Atheismus . . . wenn es auch nur ein Häuflein von ihnen tat, aber die Zahl iſt ja unwichtig; es waren nur die erſten Vorläufer, aber die Tat war doch der erſte ausgeführte Schritt — das iſt das Wichtige! Hier war es wieder ihre Logik; aber in der Logik liegt doch immer Schwermut. Ich war von anderer Kultur, und mein Herz ließ das nicht zu. Dieſe Undankbarkeit, mit der ſie ſich von der Idee trennten, dieſes Auspfeifen und mit Schmutz bewerfen waren mir unerträglich. Die Schuſterhaftigkeit des Vorgangs widerte mich an. Übrigens haftet der Wirklichkeit immer etwas von Schuſterhaftigkeit an, ſelbſt wenn ſie aus einem noch ſo reinen Streben zum Ideal hervorgeht. Ich hätte das natürlich wiſſen müſſen, aber ich war nun einmal ein anderer Typus Menſch: ich war frei in der Wahl,

ſie waren es nicht, und ich weinte, weinte an ihrer Statt, weinte um die alte Idee, und — vielleicht weinte ich ſogar wirkliche Tränen, ohne Beſchönigung ſei's geſagt."

„Haben Sie ſo ſtark an Gott geglaubt?" fragte ich mißtrauiſch.

„Mein Freund, dieſe Frage war — vielleicht überflüſſig. Nehmen wir an, ich hätte nicht ſo ganz geglaubt, aber auch dann hätte ich doch nicht umhin gekonnt, um die Idee zu trauern. So konnte ich auch nicht umhin, mir bisweilen vorzuſtellen, wie der Menſch ohne Gott leben würde, und unter welchen Umſtänden das wohl jemals möglich wäre. Mein Herz hat mir immer geſagt, daß es unmöglich iſt; aber eine gewiſſe Zeitlang wird es vielleicht doch möglich ſein ... Für mich gibt es ſogar überhaupt keinen Zweifel daran, daß dieſe Zeit einmal kommen wird; aber da habe ich mir immer ein anderes Bild vorgeſtellt ..."

„Was für eines?"

Er hatte freilich zu Anfang ſchon ſelbſt geſagt, daß er glücklich ſei, und gewiß lag in ſeinen Worten viel Begeiſterung: danach beurteile ich denn auch das meiſte von dem, was ihm damals über die Lippen kam. Selbſtverſtändlich kann ich mich nicht entſchließen, alles hier ſchwarz auf weiß wiederzugeben, was wir damals ſprachen, da ich dieſen Menſchen achte; aber ein paar Striche dieſes wunderlichen Bildes, deſſen Skizzierung ich ihm ſchließlich noch entlockte, möchte ich hier doch wiederzugeben verſuchen. Vor allem hatten mich dieſe angeblich von ihm getragenen Ketten immer ſchon und die ganze Zeit vorher gequält, und da ich darüber end-

lich Klarheit haben wollte, ließ ich nicht davon ab: einige phantaſtiſche und ſehr ſeltſame Ideen, die er damals ausſprach, haben ſich für ewig in mein Herz geprägt.

„Ich verſuche mir vorzuſtellen, mein Lieber," begann er nachdenklich und mit einem eigenen Lächeln, „wie es ſein wird, wenn der Kampf ſchon beendet und der Streit beigelegt iſt. Nach den Flüchen und Verwünſchungen, nach dem Auspfeifen und mit Schmutz bewerfen iſt endlich eine Stille eingetreten, und die Menſchen ſind allein geblieben, wie ſie es gewünſcht hatten: die große frühere Idee hat ſie verlaſſen; die große Quelle der Kraft, die ſie bislang genährt und gewärmt hatte, iſt verſiegt, iſt untergegangen, ganz wie die mächtige rufende Sonne auf dem Bilde von Claude Lorrain, nur daß hier damit gleichſam der letzte Tag der Menſchheit anbrach. Und die Menſchen begriffen auf einmal, daß ſie ganz allein geblieben waren, und da empfanden ſie plötzlich eine große Verwaiſtheit. Mein lieber Junge, ich habe mir die Menſchen niemals undankbar und verdummt vorzuſtellen vermocht. Ich bin überzeugt, dieſe verwaiſten Menſchen würden ſich ſogleich enger und liebevoller zueinander drängen; ſie würden ſich an den Händen faſſen und begreifen, daß ſie jetzt ganz allein alles füreinander ſind! Die große Idee der Unſterblichkeit wäre verſchwunden, und man müßte ſie durch eine andere erſetzen; und der ganze rieſige Überſchuß der früheren Liebe zu dem, der ja die Unſterblichkeit war, würde ſich in allen Menſchen der Natur, der Welt, jedem Atom des Seienden zuwenden. Und ſie würden die Erde und das Leben unſagbar

liebgewinnen — um ſo mehr, je mehr ſie ihre eigene Vergänglichkeit und Endlichkeit erkennen würden, und lieben würden ſie bereits mit einer ganz beſonderen, einer ganz neuen Liebe, nicht mehr mit der früheren alten Liebe. In der Natur würden ſie Erſcheinungen und Geheimniſſe entdecken, von denen ſie ſich früher nicht einmal haben träumen laſſen, denn ſie würden die Natur mit neuen Augen ſehen, wie ein Liebender die Geliebte ſieht. Sie würden nach dieſem Erwachen ſich beeilen, einander zu küſſen, ſie würden ſich beeilen, zu lieben, in dem Bewußtſein, daß ihre Tage kurz ſind, daß ihr Leben auf Erden alles iſt, was ihnen verbleibt. Sie würden füreinander arbeiten, und ein jeder würde alles, was er hat, mit allen teilen, und ſchon das allein würde ihn glücklich machen. Jedes Kind würde wiſſen und fühlen, daß jeder Menſch auf Erden ihm Vater und Mutter iſt. ‚Und ſollte auch morgen mein letzter Tag ſein,‘ würde ein jeder denken, wenn er die ſinkende Sonne ſieht, ‚was hat das zu ſagen; ich ſterbe, aber alle die anderen bleiben, und nach ihnen ihre Kinder‘. Und dieſer Gedanke, daß die anderen bleiben und ſich gegenſeitig immer ſo lieben werden, und ein jeder ſich um jeden ſorgen wird, dieſer Gedanke würde die frühere Hoffnung auf ein Wiederſehen nach dem Tode erſetzen. Oh, ſie würden ſich beeilen und nicht ablaſſen, zu lieben, um die große Trauer in ihren Herzen zu löſchen. Für ſich ſelbſt wären ſie ſtolz und kühn, doch wenn es ſich um andere handelt, zaghaft und ängſtlich; ein jeder würde um das Leben und das Glück jedes anderen bangen. Sie würden zärtlich zueinander ſein und würden ſich deſſen nicht ſchämen, wie jetzt, und

würden einander liebkoſen wie Kinder. Sie würden einander mit tiefem und denkendem Blick anſehen, und in ihrem Blick würde Liebe und Trauer liegen . . .

„Mein Lieber," unterbrach er ſich plötzlich mit einem Lächeln, „das ſind ja alles nur Vorſtellungen der Einbildung, und noch dazu die unwahrſcheinlichſten; aber ich habe ſie mir ſchon gar zu oft vorgeſtellt, weil ich ohne ſie nicht ſein konnte, und ſo habe ich mein Lebelang daran gedacht. Ich ſpreche nicht von meinem Glauben: mein Glaube iſt groß, ich bin Deiſt, philoſophiſcher Deiſt, wie es alle von unſerem Tauſend, glaube ich, ſind; aber . . . aber merkwürdigerweiſe habe ich dieſe Vorſtellung immer mit einer Viſion abgeſchloſſen, ähnlich der Heineſchen von Chriſtus auf dem Meere. Ich konnte nicht umhin, ihn mir ſchließlich unter den verwaiſten Menſchen vorzuſtellen, wie er zu ihnen kommt, ihnen die Hände entgegenſtreckt und ſagt: ‚Wie konntet ihr mich vergeſſen?' Und da fällt es gleichſam wie Schuppen von den Augen aller, und es ertönt die große begeiſterte Hymne der neuen und letzten Auferſtehung . . .

„Laſſen wir das, mein Freund; und auch meine ‚Ketten' — es war nichts damit; du brauchſt dich ihretwegen nicht zu beunruhigen. Und noch eins: du weißt, daß ich im Sprechen ſchamhaft und nüchtern bin, und wenn ich jetzt etwas mehr aus mir herausgegangen bin, ſo geſchah das . . . aus verſchiedenen Gefühlen und weil du es warſt; zu einem anderen würde ich niemals davon geſprochen haben. Das ſage ich dir zu deiner Beruhigung."

Ich war nahezu erſchüttert: von der Unaufrichtigkeit,

die zu hören ich gefürchtet hatte, war keine Spur zu entdecken gewesen, und mit besonderer Freude erfüllte mich die endlich einmal sichere Erkenntnis, daß er wirklich gelitten und sich gequält und zweifellos viel geliebt hatte, — das aber war für mich das Teuerste. Ganz entzückt teilte ich ihm denn auch sofort meinen Eindruck mit.

„Aber wissen Sie," fügte ich plötzlich hinzu, „mir scheint doch, Sie müssen damals trotz Ihres ganzen Schmerzes unendlich glücklich gewesen sein?"

Er lachte heiter auf.

„Du bist heute besonders scharfsinnig in deinen Bemerkungen," sagte er. „Nun ja, ich war glücklich, und wie hätte ich auch mit einem solchen Schmerz unglücklich sein können? Es gibt nichts Freieres und Glücklicheres als einen russisch-europäischen Herumstreicher, einen von unserem Tausend. Das sage ich aber keineswegs im Scherz, darin liegt vielmehr sehr viel Ernstes. Ja, meinen Schmerz hätte ich doch gegen kein anderes Glück eingetauscht. In diesem Sinne bin ich immer glücklich gewesen, mein Lieber, in meinem ganzen Leben. Und vor Glück begann ich damals, deine Mutter zu lieben, zum erstenmal in meinem Leben."

„Wie das: zum erstenmal in Ihrem Leben?"

„Ja, wie ich sagte. Wie ich so mit meinem Schmerz und meiner unbestimmten Sehnsucht umherstreifte, begann ich sie auf einmal zu lieben, wie ich sie noch nie geliebt hatte, und da ließ ich sie sofort kommen."

„Oh, erzählen Sie mir auch davon, erzählen Sie mir von Mama!"

„Zu dem Zweck habe ich dich ja zu mir gebracht, und weißt du," ſagte er lächelnd, „ich fürchtete ſchon, daß du mir alles, was ich deiner Mutter zugefügt habe, um einer Beziehung zu Alexander Herzen oder um irgendeiner erbärmlichen Verſchwörung willen verziehen hätteſt . . ."

Achtes Kapitel.

I.

Da wir damals den ganzen Abend ſprachen und bis tief in die Nacht hinein zuſammenſaßen, ſo will ich nicht unſere ganze Unterhaltung wiedergeben, ſondern nur noch das, was mich damals endlich über einen rätſelhaften Punkt in ſeinem Leben aufklärte.

Ich möchte mit der Verſicherung beginnen, daß ich an ſeiner Liebe zu Mama nicht zweifle; wenn er ſie damals verlaſſen und vor der Abreiſe ſeine Verbindung mit ihr gelöſt hatte, ſo hatte er das wohl nur getan, weil er ſich zu langweilen begann, oder aus irgendeinem ähnlichen Grunde, was einem jeden von uns in der Welt widerfahren kann, und was im einzelnen immer ſchwer zu erklären iſt. Im Auslande hatte er dann plötzlich, allerdings erſt nach längerer Zeit, Mama in ihrer Abweſenheit wieder zu lieben angefangen, das heißt, in der Erinnerung, und da hatte er ſie ſogleich zu ſich gerufen. Man wird vielleicht ſagen: „Eine Laune!“ Ich aber ſage etwas anderes: meiner Überzeugung nach lag hierin alles, was es im Menſchenleben nur Ernſtes gibt, ungeachtet der ganzen Müßiggängerei und daraus folgenden Langweile, deren teilweiſe Mitwirkung ich meinetwegen zugeben will. Aber ich ſchwöre, daß ich ſeinen europäiſchen Schmerz ohne zu zögern nicht nur ſo hoch wie eine beliebige neuzeitlich praktiſche Betätigung etwa im Eiſenbahnbau anſchlage, ſondern noch unvergleichlich höher. Seine Liebe zur Menſchheit erkenne ich als das aufrichtigſte und tiefſte Gefühl ohne jede Vorgaukelei an, und ſeine Liebe zu

Mama als etwas vollkommen Unanfechtbares, wenn auch vielleicht ein wenig Phantastisches. Im Auslande, in seinem „Schmerz und Glück", und ich füge hinzu: in seiner strengsten mönchischen Einsamkeit (diesen besonderen Aufschluß erhielt ich erst später durch Tatjana Pawlowna) erinnerte er sich auf einmal an Mama — erinnerte sich gerade ihrer „eingefallenen Wangen", und da ließ er sie gleich kommen.

„Mein Freund," entfuhr es ihm unvorsichtigerweise, „ich erkannte plötzlich, daß meine Idee, wenn ich ihr in dieser Weise diente, mich als sittlich bewußtes Wesen durchaus nicht von der Pflicht befreite, in meinem Leben wenigstens einen Menschen praktisch glücklich zu machen."

„War wirklich ein solcher Buchgedanke der ganze Anlaß?" fragte ich verwundert.

„Das ist kein Buchgedanke. Oder übrigens — meinetwegen. Trotzdem traf da alles zusammen: ich liebte deine Mutter doch wirklich und aufrichtig, nicht mit abstrakter Liebe. Hätte ich sie nicht so geliebt, dann hätte ich sie doch nicht kommen lassen, sondern hätte den ersten besten, irgendeinen Deutschen oder eine Deutsche ‚glücklich gemacht', da ich mich nun einmal von dieser Pflicht überzeugt hatte. Aber die Pflicht, unbedingt wenigstens einen Menschen in seinem Leben glücklich zu machen, und zwar praktisch, das heißt, in Wirklichkeit, würde ich für jeden entwickelten Menschen einfach zum Gebot erheben; ganz wie ich im Hinblick auf die Entwaldung Rußlands jeden Bauern gesetzlich zwingen würde, in seinem Leben wenigstens einen Baum zu pflanzen. Übrigens, ein Baum wäre zu wenig, man

könnte eigentlich verlangen, daß er in jedem Jahr einen Baum pflanze. Ein höher entwickelter Mensch, der eine höhere Idee verfolgt, läßt sich bisweilen von der Wirklichkeit vollkommen ablenken, wird lächerlich, eigensinnig und kalt, ja, ich kann sogar sagen — dumm, und das nicht nur im praktischen Leben, sondern zu guter Letzt sogar auch in seinen Theorien. So würde die Pflicht, sich praktisch im Leben zu betätigen und wenigstens einen Menschen praktisch zu beglücken, alles gutmachen und den Wohltäter selbst erfrischen und beleben. Als Theorie hört sich das sehr lächerlich an; doch wenn sich das praktisch durchsetzen und zum allgemeinen Brauch werden würde, so wäre das ganz und gar nicht lächerlich. Ich habe das an mir selbst erfahren: kaum hatte ich diese Idee von dem neuen Gebot zu entwickeln begonnen — und anfangs tat ich das natürlich nur halb im Scherz — als ich plötzlich auch die ganze Größe der in mir verborgenen Liebe zu deiner Mutter zu erkennen anfing. Bis dahin hatte ich überhaupt nicht begriffen, daß ich sie liebte. Solange ich mit ihr gelebt hatte, war sie für mich nur zu meinem Vergnügen dagewesen, solange sie noch hübsch war, und nachher hatte ich sie mit meinen Launen gequält. Erst in Deutschland begriff ich, daß ich sie liebte. Es begann mit der Erinnerung an ihre eingefallenen Wangen, an die ich niemals ohne Schmerz habe denken, und die ich manchmal nicht einmal ohne Schmerz habe sehen können — einen buchstäblichen, wirklichen Schmerz. Es gibt schmerzhafte Erinnerungen, mein Lieber, die uns wirklichen, körperlichen Schmerz verursachen; fast jeder Mensch hat solche Erinnerungen, nur vergessen die Menschen sie

gewöhnlich. Aber dann geſchieht es bisweilen, daß ſie ihnen plötzlich wieder einfallen, wenn es auch nur irgendein kleiner Zug iſt, der ihnen einfällt, und dann können ſie die Erinnerung nicht mehr abſchütteln. So begann ich damals, tauſend verſchiedene Einzelheiten aus meinem Leben mit Sſonja mir ins Gedächtnis zurückzurufen; bald kamen ſie von ſelbſt, und ſchließlich ſtürmten ſie in Maſſen auf mich ein und hätten mich faſt totgequält, während ich auf Sſonja wartete. Ganz beſonders quälte mich die Erinnerung an ihre ewige Unterwürfigkeit mir gegenüber, und daran, wie ſie ſich beſtändig für tief unter mir ſtehend gehalten hatte, in jeder Beziehung, ſtell dir vor, ſogar körperlich. Sie ſchämte ſich und wurde glühend rot, wenn ich auf ihre Hände oder Finger ſah, die ja gar nicht ariſtokratiſch ſind. Und nicht nur ihrer Finger ſchämte ſie ſich, — ſie ſchämte ſich ihres ganzen Äußeren, ungeachtet deſſen, daß ich doch ihre Schönheit liebte. Sie war mir gegenüber ſchon immer von einer Schamhaftigkeit geweſen, die ich geradezu unverſtändlich fand, doch das Schlimme war, daß aus dieſer Schamhaftigkeit immer eine Art Schrecken hervorſah. Sie hielt ſich, wenigſtens vor mir, für etwas ganz Wertloſes oder faſt Unanſtändiges. Glaube mir, ich habe in der erſten Zeit manchmal gedacht, ſie halte mich immer noch für ihren Gutsherrn und fürchte mich, aber das war es nicht, der Grund war ein ganz anderer. Und dabei war ſie, ich ſchwöre dir, mehr als jeder andere fähig, meine Mängel zu erkennen; überhaupt bin ich in meinem Leben keiner Frau begegnet, die ein ſo feinfühliges und verſtehendes Herz gehabt hätte wie ſie. Oh, wie war ſie unglücklich, wenn ich in der

erſten Zeit, als ſie noch ſo hübſch ausſah, von ihr verlangte, ſie ſolle ſich ſchmücken. Da war es nicht nur ihre Eigenliebe, ſondern noch irgendein anderes Gefühl, das ſich dadurch gekränkt fühlte: ſie begriff, daß ſie niemals eine Dame ſein konnte und in einem ihr fremden Kleide immer nur lächerlich ausſehen werde. Sie aber, als Frau, wollte nicht lächerlich ſein in ihren Kleidern, denn ſie fühlte wohl, daß jede Frau *ihre* Kleidung hat, was Tauſende und Hunderttauſende von Frauen nie begreifen, die ſich immer nur nach der Mode kleiden wollen. Sie fürchtete ſich vor meinem ſpöttiſchen Blick — das war's! Aber beſonders ſchmerzlich war mir die Erinnerung an ihren tief verwunderten Blick, den ich in der Zeit unſeres Zuſammenlebens ſo oft auf mir hatte ruhen fühlen: in dieſem Blick hatte immer ein vollkommenes Sichbewußtſein ihres Geſchicks und der ſie erwartenden Zukunft gelegen, ſo daß es mir ſelber unter dieſem Blick ſchwer ums Herz geworden war, obgleich ich mich damals in Geſpräche mit ihr nicht eingelaſſen und alles dies, ich muß geſtehen, gewiſſermaßen von oben herab behandelt hatte. Sie war doch nicht immer ſo ſcheu und ängſtlich wie jetzt; und auch jetzt kommt es ja noch bisweilen vor, daß ſie plötzlich fröhlich wird, und die Fröhlichkeit ſie ſo verjüngt, daß ſie wie eine Zwanzigjährige ausſieht; in ihrer Jugend aber liebte ſie es ſehr, zu ſcherzen und zu lachen, natürlich nur unter ihresgleichen — ſo mit den Mädchen und dem ganzen Frauenvolk, das ſich in unſeren Gutshäuſern einzuniſten pflegt . . . und wie ſie zuſammenfuhr, wenn ich ſie beim Lachen überraſchte, wie ſie dann rot wurde, wie ſcheu ſie mich anſah! Einmal, das war

vor meiner Abreiſe ins Ausland, das heißt, kurz bevor ich die Ehe mit ihr löſte, kam ich in ihr Zimmer und traf ſie ganz allein an: ſie ſaß ohne Arbeit an ihrem Tiſchchen, die Arme aufgeſtützt und tief in Gedanken. Es kam faſt nie vor, daß ſie ſo ohne Arbeit ſaß. Damals war ich ſchon lange nicht mehr zärtlich zu ihr geweſen. Es gelang mir, mich ganz leiſe ihr zu nähern, und auf einmal umfaßte und küßte ich ſie . . . Sie ſprang auf — oh, nie werde ich dieſe Seligkeit vergeſſen, dieſes Glück in ihrem Geſicht, doch plötzlich wich das alles einem heißen Erröten, und ihre Augen ſprühten. Weißt du, was ich in dieſem ſprühenden Blick las? ‚Du haſt mir ein Almoſen gegeben — als ob ich's nicht wüßte!' Sie brach in hyſteriſches Weinen aus, ich hätte ſie erſchreckt, ſagte ſie; aber ich wurde ſogar damals nachdenklich. Und überhaupt — alle dieſe Erinnerungen ſind etwas ſehr Schweres, mein Freund. Das iſt ähnlich wie mit gewiſſen ſchmerzhaften Szenen in den Dichtungen der großen Künſtler, an die man ſein Lebelang mit einem Schmerzempfinden denkt, — zum Beiſpiel der letzte Monolog Othellos bei Shakeſpeare, oder wie Puſchkins Eugen Onégin vor Tatjana kniet, oder in den Miſérables von Victor Hugo die Begegnung des entſprungenen Sträflings mit dem kleinen Mädchen in der kalten Nacht am Brunnen; das durchbohrt einem einmal das Herz, und die Wunde vernarbt nie wieder. Oh, wie ſehnſüchtig wartete ich damals auf Sſonja, ich konnte es nicht erwarten, ſie in meine Arme zu ſchließen! In fiebernder Ungeduld träumte ich von einem ganz neuen Leben; ich träumte davon, wie ich mit liebevoller Geduld dieſe beſtändige

Angſt vor mir in ihrer Seele zerſtören, ihr ihren eigenen Wert klarmachen und ihr auseinanderſetzen würde, worin ſie ſogar über mir ſtand! Oh, ich wußte auch damals ſchon und nur zu gut, daß ich deine Mutter immer dann zu lieben anfing, wenn wir getrennt waren, und daß ich immer kühl zu ihr wurde, wenn ich mit ihr wieder zuſammenkam; aber damals war es nicht das, damals war es etwas ganz anderes."
Ich wunderte mich. „Und ſie?" fuhr es mir durch den Kopf.
Ich fragte vorſichtig: „Und wie trafen Sie denn damals mit Mama zuſammen?"
„Damals? Ja, zu dieſem Zuſammentreffen kam es damals gar nicht. Sie kam nur bis Königsberg und blieb dort, ich aber war am Rhein. Ich fuhr ihr nicht entgegen, ſondern ſchrieb ihr, ſie ſolle dort bleiben und warten. Wir ſahen uns erſt viel ſpäter, oh, erſt nach langer Zeit, als ich zu ihr reiſte, um ſie um ihre Einwilligung zu jener Heirat zu bitten . . ."

II.

Von unſerem weiteren Geſpräch will ich nur das wiedergeben, was ich von ihm damals an Tatſachen erfuhr, und wie ich mir den Sachverhalt ſpäter ſelbſt klargemacht habe. Er erzählte mir das alles ziemlich ſprunghaft. Überhaupt wurde ſeine Art, zu erzählen, unvergleichlich wirrer, unklarer, als er auf dieſen Punkt zu ſprechen kam.
Er war damals plötzlich Katerina Nikolajewna begegnet, ganz unerwartet, gerade in der Zeit, als er Mama erwartete und im Augenblick ſeiner größten

Sehnſucht nach ihr. Sie hielten ſich damals alle in einem Kurort am Rhein auf und tranken da irgendeinen Brunnen. Katerina Nikolajewnas Mann war ſchon von den Ärzten aufgegeben worden, oder wenigſtens hatten ſie erkannt, daß ſie ihm nicht mehr helfen konnten. Schon bei der erſten Begegnung hatte ſie einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, hatte ihn durch irgend etwas förmlich bezaubert. Das war ein Fatum! Sonderbar: jetzt, wo ich unſer Geſpräch niederſchreibe und mir alles wieder vergegenwärtige, kann ich mich nicht erinnern, daß er damals auch nur einmal das Wort „Liebe" gebraucht hätte oder den Ausdruck, er ſei „verliebt" geweſen. Doch des Wortes „Fatum" erinnere ich mich noch ſehr gut.

Ja, das war allerdings Fatum. Er hatte es nicht gewollt, er „hatte nicht lieben wollen". Ich weiß nicht, ob ich das verſtändlich werde wiedergeben können; jedenfalls empörte ſich alles in ihm allein ſchon gegen die Tatſache, daß ſo etwas mit ihm hatte geſchehen können. Alles, was an Freiheit in ihm geweſen war, war durch dieſe Begegnung wie mit einem Schlage vernichtet, und der Menſch fühlte ſich an eine Frau gefeſſelt, die er nichts anging. In dieſe Sklaverei der Leidenſchaft war er gegen ſeinen Willen geraten. Ich ſage jetzt ohne weiteres: Katerina Nikolajewna iſt ein ſehr ſeltener Typus einer Weltdame — ein Typus, den es in dieſen Kreiſen vielleicht ſo gut wie überhaupt nicht gibt. Es iſt das der Typus einer im höchſten Grade einfachen und aufrichtigen Frau. Ich habe gehört, das heißt, ich weiß genau, daß ſie eben dadurch in der Geſellſchaft unwiderſtehlich wirkte, wenn ſie in ihr erſchien

(es war aber ſchon oft vorgekommen, daß ſie ſich auf längere Zeit von allem Verkehr zurückzog). Werſſiloff hatte damals bei der erſten Begegnung ſelbſtverſtändlich nicht geglaubt, daß ſie ſo wäre, ſondern hatte gerade das Gegenteil vermutet, daß ſie eine Heuchlerin und Jeſuitin ſei. Ich möchte hier gleich ihr Urteil über ihn wiedergeben: ſie beteuerte, er habe von ihr auch gar nicht anders denken können, „denn ein Idealiſt, der auf die Wirklichkeit ſtößt, iſt immer eher als alle anderen geneigt, jede Schändlichkeit vorauszuſetzen". Ich weiß nicht, ob das auf die Idealiſten im allgemeinen zutrifft, aber auf ihn traf es durchaus zu. Hier werde ich meinetwegen auch noch meine Anſicht anführen, zu der ich ſchon damals kam, als ich noch dort ſaß und ihm zuhörte. Ich dachte bei mir, er werde meine Mutter wohl mehr mit einer allgemein menſchlichen Liebe geliebt haben als mit der Liebe, mit der man ſonſt Frauen liebt; und als er dann einer Frau begegnete, die in ihm eine ſolche Liebe erweckte, da lehnte er ſich gleich gegen dieſe Liebe auf — wahrſcheinlich, weil er daran nicht gewöhnt war. Übrigens iſt es möglich, daß dieſe Auffaſſung falſch iſt, — ihm gegenüber habe ich ſie natürlich nicht geäußert; es wäre taktlos geweſen. Und außerdem war er in einer ſolchen Verfaſſung, daß er wirklich der Schonung bedurfte: er war ſehr erregt, und an manchen Stellen ſeiner Erzählung verſtummte er plötzlich und ſchwieg mehrere Minuten lang, während er mit böſem Geſicht im Zimmer auf und ab ging. Sie hatte damals ſein Geheimnis bald erraten. Oh, vielleicht hatte ſie mit ihm ſogar abſichtlich kokettiert: in ſolchen Fällen ſind ja ſelbſt die reinſten Frauen ge-

wissenlos, das ist nun mal ihr unbezwingbarer Instinkt. Es endete zwischen ihnen mit einem erbitterten Zerwürfnis: er wollte sie, glaube ich, erschießen; jedenfalls hatte er sie in Angst und Schrecken versetzt, und vielleicht hätte er sie auch umgebracht, „aber alles verwandelte sich in Haß". Und dann kam für ihn eine sonderbare Zeit: er stellte sich auf einmal die Aufgabe, sich durch strengste Zucht zu quälen, „durch dieselbe Zucht, die die Mönche anwenden. Man bezwingt allmählich und durch methodische Übung seinen Willen, man fängt mit den lächerlichsten und nichtigsten Dingen an und endet damit, daß man seinen Willen vollkommen beherrscht, und eben dadurch vollkommen frei wird," sagte er. Er fügte hinzu, bei den Mönchen sei das eine ernste Sache, da tausendjährige Übung die Zucht zur Wissenschaft erhoben habe. Aber das merkwürdigste war, daß er sich diese Idee von der Zucht nicht etwa deshalb in den Kopf gesetzt hatte, um sich von Katerina Nikolajewna losreißen zu können, sondern in der vollkommenen Überzeugung, daß er nicht nur sie zu lieben aufgehört habe, sondern sie bereits aufrichtig hasse. An diesen seinen Haß glaubte er so fest, daß er plötzlich sogar auf den Gedanken kam, sich in ihre Stieftochter zu verlieben und die arme, vom Fürsten Ssergei Petrowitsch Betrogene zu heiraten. An seiner neuen Liebe zweifelte er überhaupt nicht mehr, und die arme Idiotin verliebte sich so grenzenlos in ihn, daß er ihr durch diese Liebe in den letzten Monaten ihres Lebens das größte Glück bescherte. Warum er aber damals statt auf den Gedanken an sie, nicht auf den Gedanken an Mama gekommen war, die ihn immer

noch in Königsberg erwartete — ist für mich unverständlich geblieben. Ja, gerade Mama hatte er auf einmal vollständig vergessen, hatte ihr nicht einmal Geld zum Leben geschickt, und erst Tatjana Pawlowna hatte die Arme aus Königsberg abgeholt und dadurch gerettet; aber plötzlich war er dann doch zu Mama gefahren, um von ihr die Erlaubnis zu erbitten, jenes junge Mädchen zu heiraten, unter dem Vorwande, „daß eine solche Braut doch keine Frau sei". Oh, vielleicht ist dies alles nur das Bild eines „abstrakten Menschen", wie Katerina Nikolajewna ihn später einmal genannt hat; aber wie kommt es denn, daß diese abstrakten Menschen (wenn es wahr ist, daß sie abstrakt sind) zugleich fähig sind, auf eine so konkrete Weise, so wirklich und unabstrakt sich zu quälen und tragisch zu werden? Übrigens, damals, an jenem Abend, dachte ich ein wenig anders, und mich erschütterte ein Gedanke:

„Sie haben Ihre Entwicklung, Ihre ganze wissende Seele durch lebenslängliches Leid und ewigen Kampf erworben — sie aber hat ihre ganze Vollkommenheit umsonst bekommen. Das ist eine Ungleichheit . . . In der Beziehung sind die Frauen wirklich empörend!" Ich sagte das durchaus nicht, um mich ihm angenehm zu machen, sondern heftig und sogar mit Unwillen.

„Vollkommenheit? Ihre Vollkommenheit? Aber von einer solchen kann doch bei ihr überhaupt nicht die Rede sein!" sagte er plötzlich, fast verwundert über meine Worte. „Das ist doch eine ganz gewöhnliche Frau, sogar eine ganz wertlose Frau . . . Aber sie ist eben verpflichtet, alle Vollkommenheiten zu haben!"

„Warum verpflichtet?"

„Weil sie, wenn sie eine solche Macht besitzt, einfach verpflichtet ist, auch alle Vollkommenheiten zu besitzen!" rief er zornig.

„Das Bedauerlichste ist, daß Sie auch jetzt noch so gequält sind!" entschlüpfte es mir plötzlich ganz ungewollt.

„Jetzt? Gequält?" wiederholte er zum zweitenmal meine Worte, während er wie verständnislos vor mir stehen blieb.

Und da erschien auf einmal ein stilles, langsames Lächeln in seinem tief nachdenklichen Gesicht, und er legte die Hand auf die Stirn, als versuche er etwas zusammenzureimen. Und dann, nachdem er wieder wie zu sich gekommen war, nahm er vom Schreibtisch einen geöffneten Brief und warf ihn mir hin:

„Da, lies! Du mußt unbedingt alles erfahren . . . warum hast du mich so lange in diesem alten Gewäsch herumwühlen lassen? . . . Ich habe damit nur mein Herz besudelt und mich erbittert! . . ."

Ich vermag mein Erstaunen gar nicht zu beschreiben: es war ein Brief von i h r. Sie hatte ihn an demselben Tage geschrieben, und er hatte ihn gegen fünf Uhr nachmittags erhalten. Während ich las, zitterte ich vor Aufregung. Der Brief war nicht lang, aber mit einer solchen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit geschrieben, daß ich sie leibhaftig vor mir zu sehen und ihre Stimme zu hören glaubte. Sie gestand ihm mit aller Offenheit (und das war fast rührend) ihre ganze Angst vor ihm, und beschwor ihn, sie doch endlich „in Ruhe zu lassen". Zum Schluß teilte sie ihm mit, es stehe jetzt fest, daß sie Bjoring heiraten werde. Vor diesem Brief hatte sie noch nie an ihn geschrieben.

Und nun will ich wiedergeben, was ich von seinen Erklärungen verstanden habe:
Nachdem er diesen Brief gelesen, nachmittags um fünf Uhr, hatte er plötzlich eine ganz unerwartete Empfindung in sich verspürt: zum erstenmal in diesen verhängnisvollen zwei Jahren hatte er nicht den geringsten Haß gegen sie und nicht die geringste Erschütterung empfunden, etwa von der Art, wie er noch kurz vorher bei der bloßen Nachricht von ihrer Verlobung mit Bjoring „wahnsinnig geworden war". „Im Gegenteil, ich habe ihr von ganzem Herzen meinen Segen geschickt," sagte er mit tiefem Gefühl zu mir. Mit Entzücken vernahm ich diese Worte. Also war alle Leidenschaft und Qual in ihm mit einem Schlage ganz von selbst verschwunden, wie ein Traum, wie ein Sinnenrausch, der ihn zwei Jahre lang im Bann gehalten. Noch hatte er es sich selbst nicht geglaubt, als er zu Mama geeilt war — und siehe da: er trat in dem Augenblick bei ihr ein, als sie endlich f r e i wurde und der Alte, der sie ihm gestern gewissermaßen übergeben hatte, starb. Eben dieses Zusammentreffen hatte ihn so erschüttert. Und nur wenig später hatte er schon mich aufgesucht — daß er unter diesen Umständen doch sogleich an mich gedacht hat, werde ich ihm nie vergessen.
Auch die letzten Stunden jenes Abends werde ich nie vergessen. Dieser Mensch hatte sich ganz und gar verwandelt. Wir saßen bis tief in die Nacht zusammen. Welchen Eindruck diese ganze „Mitteilung" auf mich machte, werde ich später erzählen, hier will ich nur noch ein paar abschließende Worte über ihn sagen. Wenn ich jetzt nachdenke, begreife ich, womit er mich damals

am meiſten bezaubert hat: das war ſeine gewiſſe Demut vor mir und ſeine ſo echte Aufrichtigkeit, mir, dem halben Knaben, gegenüber! „Es war wie eine Benommenheit," rief er aus, „aber auch die ſegne ich jetzt! Ohne dieſe Blindheit hätte ich vielleicht niemals in meinem Herzen die reſtloſe und für ewig einzige Beſitzerin meines Herzens gefunden, meine Märtyrerin — deine Mutter." Dieſe begeiſterten Worte, die unaufhaltſam aus ihm hervorbrachen, verzeichne ich hier beſonders im Hinblick auf das Weitere. Damals aber ergriff und beſiegte er damit mein Herz.

Ich weiß noch, wir wurden zu guter Letzt ſehr heiter. Er ließ Champagner bringen, und wir ſtießen auf Mamas Wohl und auf die „Zukunft" an. Oh, er war ſo voll Leben und ſo begierig, zu leben! Aber nicht vom Wein wurden wir auf einmal ſo luſtig: wir tranken ja im ganzen nur zwei Glas. Ich weiß nicht, weshalb es geſchah, aber wir lachten zum Schluß faſt unaufhörlich. Wir ſprachen ſchon von ganz anderen, ganz nebenſächlichen Dingen; er erzählte mir alle möglichen Geſchichtchen und ich ihm gleichfalls. Und unſer Lachen wie unſere Geſchichten waren weder boshaft noch weiß Gott wie luſtig, aber ſie ſteigerten doch noch unſere Heiterkeit. Er wollte mich noch immer nicht fortlaſſen: „Bleib noch, bleib noch ein wenig!" ſagte er immer wieder, und ich blieb. Später aber kam er mit und begleitete mich ein Stück Weges; die Nacht war wundervoll, es fror ein wenig.

„Sagen Sie: haben Sie i h r ſchon geantwortet?" fragte ich plötzlich ganz unbedacht, als ich ihm an der Straßenecke zum letztenmal die Hand drückte.

„Nein, noch nicht, aber das ist ja gleichgültig. Komme morgen zu mir, komm' früher ... Ja und noch eines: gib dich nicht mit Lambert ab und das ‚Dokument' zerreiße, je früher, desto besser. Leb wohl!"
Und damit ging er plötzlich davon; ich blieb auf demselben Fleck stehen und war so betroffen, daß ich mich nicht entschließen konnte, ihn zurückzuhalten oder ihm nachzugehen. Der Ausdruck ‚das D o k u m e n t' machte mich besonders stutzig: von wem konnte er gerade diese Bezeichnung gehört haben, wenn nicht von Lambert? Ich kehrte in großer Verwirrung heim. „Und ist denn das überhaupt möglich," fuhr es mir plötzlich durch den Kopf, „daß so ein zweijähriger Zauber auf einmal wirklich ganz verschwinden kann, wie ein Traum, wie ein Spuk, wie irgendeine Vision?"

Neuntes Kapitel.

I.

Am nächsten Morgen erwachte ich viel frischer und gutherziger. Ich machte mir sogar Vorwürfe — und zwar ganz unwillkürlich und aufrichtig — weil ich, wie ich mich erinnerte, manche Stellen seiner „Beichte" nicht sehr ernst genommen und gleichsam mit einer gewissen Überlegenheit angehört hatte. Wenn auch ein Teil seiner Beichte etwas unklar und wirr gewesen war, so mußte ich mir doch sagen, daß er sich nach dem erschütternden Erlebnis wohl nicht gerade mit einer gutausgearbeiteten Rede auf den Weg gemacht hatte, um mich zu suchen und zu sich zu führen. Er hatte mir nur eine große Ehre erwiesen, als er sich in einem solchen Augenblick an mich als an seinen einzigen Freund wandte, und das werde ich ihm nie vergessen! Im Gegenteil, seine Beichte war eigentlich rührend gewesen, mag man auch wegen dieses Ausdrucks über mich lachen, und wenn manchmal etwas Zynisches oder sogar etwas gleichsam Lächerliches durchschimmerte, so war ich doch vorurteilslos genug, um auch den Realismus zu verstehen und seine Berechtigung anzuerkennen — übrigens ohne mir durch ihn das Ideal trüben zu lassen. Die Hauptsache war, daß ich diesen Menschen jetzt endlich verstand: und teilweise bedauerte ich sogar, und es ärgerte mich fast ein wenig, daß alles, wie sich nun herausstellte, so einfach gewesen war: in meinem Herzen hatte ich diesen Menschen immer so unendlich hochgestellt, hatte ihn bis in die Wolken erhoben, und sein Schicksal war von mir stets mit etwas unbedingt

Geheimnisvollem umwoben worden, weshalb ich denn auch unwillkürlich und bis zuletzt gewünscht hatte, daß dieses Geheimfach nur auf eine möglichst verzwickte Weise zu öffnen sein möge. Übrigens lag auch in seiner Begegnung mit ihr und in seiner ganzen zweijährigen Qual viel Verzwicktes: „er wollte kein Fatum, er wollte Freiheit; er wollte nicht die Sklaverei des Fatums, denn als Sklave des Fatums war er gezwungen, Mama, die in Königsberg auf ihn wartete, so zu kränken ...“ Hinzu kam, daß ich diesen Menschen unter allen Umständen für einen Propheten hielt: in seinem Herzen trug er das goldene Zeitalter, und er kannte die Zukunft des Atheismus; doch da kam die Begegnung mit ihr und zerbrach und entstellte alles! Oh, ich wurde ihr nicht untreu, aber ich nahm doch für ihn Partei. „Mama, zum Beispiel,“ sagte ich mir damals. „hätte sein Schicksal in nichts behindert, nicht einmal, wenn er sie geheiratet hätte!“ Das begriff ich; das war etwas ganz anderes, als die Begegnung mit jener. Freilich hätte ihm auch Mama nicht die Ruhe gegeben, aber das wäre schließlich um so besser gewesen: solche Menschen wie er muß man anders beurteilen, und mag ihr Leben auch ewig so bleiben — dabei ist weiter nichts Schlimmes; im Gegenteil, es wäre schlimm, wenn sie sich beruhigten oder den Durchschnittsmenschen anglichen. Seine Hochschätzung des Adels und seine Worte: „Je mourrai gentilhomme“ beirrten mich nicht im geringsten: ich begriff, was das für ein gentilhomme war: das war ein Typus, der alles hingibt und zum Propheten wird, zum Verkünder des Weltbürgertums und des höchsten russischen Gedankens —

der „Vereinigung aller Ideen“. Und ſelbſt wenn das alles ein Unſinn war, ich meine dieſe „Vereinigung aller Ideen“ (denn ſie iſt natürlich undenkbar), ſo lag doch ſchon darin ein Gutes, daß er ſein Lebelang eine Idee verehrt hat und nicht das dumme goldene Kalb. O Gott! — und ich, ich ſelbſt, habe ich denn, als ich meine „Idee“ mir ausdachte, etwa an das goldene Kalb gedacht, brauchte ich denn damals Geld? Nein; ich ſchwöre, ich brauchte nur eine Idee! Ich ſchwöre, daß ich nicht einen Stuhl, nicht ein Sofa mit Samt überziehen ließe und auch als Beſitzer von hundert Millionen nur meinen Teller Suppe mit Rindfleiſch eſſen würde, wie ich es heute tue!

Ich kleidete mich an und beeilte mich dabei; denn es zog mich mächtig zu ihm hin. Ich muß hier bemerken, daß ich auch wegen ſeiner geſtrigen Erwähnung des „Dokuments“ mindeſtens fünfmal ruhiger war als am Abend vorher. Erſtens hoffte ich, mich mit ihm ausſprechen zu können; und zweitens, was war denn ſchließlich dabei, daß Lambert ſich auch an ihn herangemacht und über irgend etwas mit ihm geſprochen hatte? — Aber der Hauptgrund meiner Freude lag doch in einem außergewöhnlichen Gefühl: es war der Gedanke, daß er „ſie nicht mehr liebte“. Daran glaubte ich mit aller Gewalt, und ich hatte eine Empfindung, als hätte jemand gleichſam einen unheimlich ſchweren Stein von meinem Herzen gewälzt. Ich erinnere mich auch noch einer ganz flüchtig in mir auftauchenden Erkenntnis: eben der Unglaublichkeit und Sinnloſigkeit ſeines letzten raſenden Wutausbruchs bei der Nachricht von ihrer Verlobung mit Bjoring und der Abſendung jenes beleidigenden

Briefes an ſie — eben dieſe äußerſte Heftigkeit des Ausbruchs konnte ein Anzeichen und ein Vorläufer der vollkommenen Veränderung ſeiner Gefühle und ſeiner baldigen Rückkehr zur Vernunft geweſen ſein: vielleicht wie bei einer Krankheit, dachte ich bei mir, einer Krankheit, in deren Verlauf er einmal unbedingt zu dieſem entgegengeſetzten Punkt hatte gelangen müſſen — alſo eine ärztlich vorauszuſehende Übergangserſcheinung und nichts weiter! Dieſer Gedanke machte mich glücklich. „Und mag ſie doch ſelbſt ihr Schickſal beſtimmen, mag ſie doch ihren Bjoring heiraten, ſoviel ſie will, wenn nur er, mein Vater, mein Freund, wenn nur er ſie nicht mehr liebt!“ rief es in mir. Übrigens lag hier ein gewiſſes Geheimnis meinen Gefühlen zugrunde, doch beſagte Gefühle will ich in dieſen meinen Aufzeichnungen nicht weiter auseinanderſetzen.

Das dürfte genügen. Und nun will ich den ganzen folgenden Schrecken, dies ganze Zuſammenwirken der Tatſachen ohne alle weiteren Betrachtungen wiedergeben.

II.

Um zehn Uhr, als ich mich gerade anſchickte, fortzugehen — zu ihm natürlich — erſchien Darja Oniſſimowna. Ich fragte ſie erfreut, ob ſie von ihm komme, und ärgerte mich, als ich hörte, daß ſie nicht von ihm, ſondern von Anna Andrejewna kam, und daß ſie, Darja Oniſſimowna, „die Wohnung ſchon in aller Frühe verlaſſen“ hätte.

„Welche Wohnung?“

„Dieſelbe, in der Sie geſtern waren. Dieſe Wohnung

iſt jetzt auf meinen Namen gemietet, für das Kind, und bezahlt wird ſie von Tatjana Pavlowna . . .“

„Ach, was geht das mich an!“ unterbrach ich ſie geärgert. „Aber iſt er wenigſtens jetzt zu Hauſe? Werde ich ihn antreffen?“

Doch zu meiner Verwunderung hörte ich von ihr, daß er noch vor ihr die Wohnung verlaſſen habe; ſie hatte ſie ſchon „in aller Frühe“ verlaſſen, er aber noch etwas früher.

„Nun, dann wird er doch jetzt wieder zurückgekehrt ſein?“

„Nein, er iſt ſicherlich nicht zurückgekehrt und wird vielleicht überhaupt nicht mehr zurückkehren,“ ſagte ſie und ſah mich mit demſelben ſcharfen und lauernden Blick an, ohne ihn von mir abzuwenden, ganz wie damals, als ich krank zu Bett lag, bei ihrem bereits geſchilderten Beſuch. Es reizte mich, daß dahinter wieder allerhand Geheimniſſe und Dummheiten zu ſtecken ſchienen, und daß dieſe Leute offenbar ohne Verſchwörungen und Winkelzüge gar nicht auskommen konnten.

„Weshalb ſagen Sie: er wird ſicherlich nicht zurückkehren? Was meinen Sie damit? Er wird einfach zu Mama gegangen ſein — das iſt das Ganze!“

„Ich . . . weiß n—nicht.“

„Ja, wozu haben Sie ſich denn hierherbemüht?“

Sie ſagte mir ſchnell, daß ſie ſoeben von Anna Andrejewna käme, die mich zu ſich bitten laſſe und mich erwarte: ich möchte unbedingt ſofort kommen, „denn ſonſt könnte es zu ſpät werden“. Dieſes neue rätſelhafte Wörtchen „zu ſpät“ ſteigerte meine Gereiztheit ganz beträchtlich.

„Warum zu ſpät? Ich will aber nicht kommen und komme auch nicht! Ich erlaube es nicht, daß man ſo einfach über mich verfügt. Den Lambert ſoll ſie zum Teufel jagen, ſagen Sie ihr das. Und wenn ſie ihn zu mir ſchickt, ſo fliegt er die Treppe hinunter — das ſagen ſie ihr gleichfalls, und zwar wörtlich!"
Darja Oniſſimowna erſchrak nicht wenig.
„Ach, nein doch!" bat ſie und trat einen Schritt auf mich zu, die Handflächen flehend gegeneinander gelegt, „tun Sie das nicht ſo übereilt! Es handelt ſich hier um eine ſo wichtige Angelegenheit, auch für Sie ſelbſt iſt ſie außerordentlich wichtig und für Anna Andrejewna, und auch für Andrei Petrowitſch, wie für Ihre Mutter — für alle, alle ... Ach, bitte, gehen Sie doch gleich zu ihr, denn ſie kann unmöglich länger warten ... ich ſchwöre es Ihnen bei meiner Ehre ... und dann entſchließen Sie ſich ſchon ſelbſt ..."
Ich ſah ſie erſtaunt und mit einem gewiſſen Unbehagen an.
„Unſinn, daraus wird nichts, ich komme nicht!" rief ich eigenſinnig und nicht ohne Schadenfreude. „Jetzt fängt eine neue Methode an! Aber wie ſollten Sie das begreifen! Leben Sie wohl, Darja Oniſſimowna, ich werde abſichtlich nicht hingehen, und ich frage Sie jetzt abſichtlich nicht aus. Sie wollen mich nur verwirren und von meinem Wege abbringen. Ich aber habe gar keine Luſt, mich mit Ihren Rätſeln abzugeben. Behalten Sie Ihre Geheimniſſe für ſich!"
Da ſie nicht fortging und noch immer daſtand, nahm ich meinen Pelz und meine Mütze, ließ ſie einfach mitten im Zimmer ſtehen und ging hinaus. In meinem Zimmer

befanden ſich weder Briefe noch Papiere, und ich hatte auch früher mein Zimmer faſt nie zugeſchloſſen, wenn ich aus dem Hauſe ging. Aber ich war noch nicht bis zur Haustür gekommen, als mein Wirt Pjotr Ippolitowitſch ohne Mütze und in der Hausjoppe mir die Treppe hinunter nachgelaufen kam.

„Arkadi Makarowitſch! Arkadi Makarowitſch!"

„Was wollen Sie von mir?"

„Werden Sie denn gar keine Anordnungen treffen, bevor Sie gehen?"

„Nein."

Er ſah mich wißbegierig, aber mit erſichtlicher Unruhe an.

„In betreff Ihres Zimmers, meine ich?"

„Was iſt denn mit dem Zimmer? Ich habe Ihnen das Geld doch richtig zum Termin geſchickt?"

„Ach nein, ich rede nicht vom Gelde," ſagte er mit breitem Lächeln, und ſein Blick kroch mir wieder in die Augen.

„Ja, was haben Sie denn alle?" ſchrie ich ſchließlich in wahrer Wut. „Was wollen Sie denn eigentlich?"

Er zögerte einige Sekunden, als erwarte er noch immer etwas von mir.

„Na, dann werden Sie Ihre Anordnungen wohl ſpäter treffen . . . wenn Sie jetzt nicht bei Laune ſind," murmelte er ſchließlich, und ſein Lächeln wurde noch breiter. „Alſo, gehen Sie nur, auch ich muß jetzt fort und in meine Kanzlei."

Er lief die Treppe wieder hinauf. Freilich konnte die Szene einem ſchon zu denken geben.

Ich übergehe abſichtlich nicht den kleinſten Zug von dem ganzen kleinlichen Wirrwarr meiner Geſchichte an dieſer

Stelle und zu dieſer Zeit, weil jede Einzelheit ſich ſpäter als zum Ganzen gehörend erweiſen ſoll. Doch davon wird ſich der Leſer noch überzeugen! Daß die Menſchen mich damals wirklich verwirrten — das iſt Tatſache. Wenn ich ſo erregt und gereizt war, ſo war ich das nur, weil ich aus ihren Worten wieder jenen Ton der Geheimniskrämerei und Ränkeſpinnerei vernahm, der mir ſo verhaßt war, zumal er mich an die früheren Geſchichten erinnerte. Doch ich fahre fort.

Werſſiloff traf ich nicht zu Hauſe, er war tatſächlich bei Tagesanbruch fortgegangen. „Natürlich zu Mama," ſagte ich mir in eigenſinniger Überzeugung. Ich wollte die Kinderwärterin, die ein dummes Weib zu ſein ſchien, nicht weiter ausfragen, doch außer ihr und dem Kinde war niemand in der Wohnung. So eilte ich denn zu Mama, und ich muß geſtehen: ich fühlte mich ſo beunruhigt, daß ich auf halbem Wege eine Droſchke nahm. Ich kam hin und erfuhr, daß er bei Mama ſeit geſtern abend nicht mehr geweſen war. Nur Tatjana Pawlowna und Liſa ſaßen bei ihr. Kaum war ich eingetreten, da begann Liſa ſich auch ſchon zum Ausgehen anzukleiden.

Sie ſaßen alle oben in meinem „Sarge". In unſerem Wohnzimmer unten war Makar Iwanowitſch aufgebahrt; neben ihm las ein alter Mann langſam die Pſalter. Ich habe ſchon geſagt, daß ich mich von jetzt ab ausſchließlich auf die Wiedergabe der Hauptſachen beſchränken und Nebenſachen tunlichſt übergehen will, hier aber möchte ich doch nicht unerwähnt laſſen, daß der Sarg, den man für ihn hatte anfertigen laſſen, und der bereits im Zimmer ſtand, durchaus nicht anſpruchslos

war: er war zwar ſchwarz, doch mit Samt bezogen, und auch die Sargdecke war aus teurem Stoff — ein Luxus, der durchaus nicht zu der Perſönlichkeit und den Anſchauungen des Alten paßte; aber Mama und Tatjana Pawlowna hatten ſich zuſammengetan und hartnäckig darauf beſtanden.

Selbſtverſtändlich hatte ich nicht erwartet, ſie in fröhlicher Stimmung anzutreffen; aber dieſer ſo ſonderbar drückende Kummer, dieſe Sorge und Unruhe, die ich in ihren Augen las, machten mich betroffen, und ich begriff ſofort, daß „wahrſcheinlich nicht der Tote allein" die Urſache war. Ich wiederhole: ich erinnere mich alles deſſen noch ganz genau.

Trotz alledem umarmte ich Mama zärtlich und fragte ſogleich nach i h m. In Mamas Augen trat blitzſchnell eine erregte Neugier. Ich erzählte kurz, daß wir geſtern den Abend bis tief in die Nacht zuſammen verbracht hätten, daß er aber heute ſchon ganz früh von Hauſe gegangen ſei, obgleich er mich geſtern beim Abſchied aufgefordert hatte, heute ſo früh als möglich zu ihm zu kommen. Mama antwortete mir nichts darauf, und Tatjana Pawlowna benutzte einen unbewachten Augenblick, um mir mit dem Finger zu drohen.

„Auf Wiederſehen, Arkadi," ſagte Liſa plötzlich und verließ ſchnell das Zimmer. Ich lief ihr natürlich nach und erreichte ſie noch an der Tür.

„Ich wußte, daß du mir nachkommen würdeſt," flüſterte ſie haſtig.

„Liſa, was iſt hier geſchehen?"

„Das weiß ich ſelbſt nicht, aber wahrſcheinlich vieles. Vermutlich iſt es die Entſcheidung der ‚ewigen Ge-

ſchichte'. Er iſt nicht gekommen, ſie aber müſſen irgendeine Nachricht bekommen haben, die ihn betrifft. Dir werden ſie davon wahrſcheinlich nichts ſagen, aber auch du ſei ſtill und frage ſie nicht, wenn du klug ſein willſt. Mama iſt jedenfalls ganz niedergeſchmettert. Ich habe ſie auch nichts gefragt. Leb wohl!"

Sie öffnete die Tür.

„Warte, Liſa, ſag' doch, wie ſteht es denn mit dir ſelbſt?" rief ich ihr nach und folgte ihr auf den Flur hinaus. Ihre ſchrecklich niedergeſchlagene und geradezu verzweifelte Miene tat mir weh. Sie machte nicht nur ein böſes, ſondern faſt erbittertes Geſicht, lächelte grauſam und zuckte mit der Achſel.

„Wenn er nur ſtürbe — ich würde Gott danken!" ſagte ſie wegwerfend von der Treppe aus und ging.

Sie meinte den Fürſten Sſergei Petrowitſch, der damals bewußtlos in hohem Fieber lag. Ich kehrte ebenſo bekümmert wie aufgeregt zurück.

„Die ewige Geſchichte! Was iſt das für eine ‚ewige Geſchichte'?" fragte ich mich mit einem Gefühl der Herausforderung: und da hatte ich auf einmal die größte Luſt, ihnen wenigſtens einen Teil meiner Eindrücke von ſeiner nächtlichen Beichte oder womöglich die Beichte ſelbſt mitzuteilen. „Sie denken jetzt ſicher irgend etwas Schlechtes von ihm — ſo mögen ſie denn alles erfahren!" ging es mir durch den Sinn.

Ich weiß noch, daß es mir gelang, meine Erzählung ſehr geſchickt anzufangen. Auf ihren Geſichtern erſchien ſofort unendliche Neugier. Tatjana Pawlowna verwandte keinen Blick von mir. Mama dagegen war zurückhaltender; ſie war ſehr ernſt, aber ein ſtilles, verſchönerndes,

wenn auch seltsam hoffnungsloses Lächeln schimmerte auf ihrem Gesicht und verließ es während meiner ganzen Erzählung nicht einen Augenblick. Ich hielt mich bei der Wiedergabe natürlich nur an das Geistige, obgleich ich wußte, daß sie mich kaum verstehen würden. Zu meinem Erstaunen fiel mir Tatjana Pawlowna gar nicht ins Wort, bestand nicht einmal auf genauer Wiedergabe aller Einzelheiten und hakte auch nicht überall ein, wie sie es sonst immer tat, wenn ich etwas erzählte. Sie preßte nur hin und wieder die Lippen aufeinander und kniff die Augen zusammen, wie um lebhafter denken zu können und das Gesagte schneller zu erfassen. Zeitweise kam es mir sogar vor, als verstünden sie doch alles — aber das war ja fast unmöglich! Ich erzählte auch von seinen Anschauungen, hauptsächlich aber von seiner gestrigen Begeisterung, von seiner Begeisterung für Mama, von seiner Liebe zu ihr, wie er ihr Bild geküßt hatte ... Als ich das erzählte, tauschten sie schweigend einen schnellen Blick aus, Mama wurde feuerrot, aber sie blieben beide stumm. Und dann ... ja, den wichtigsten Punkt konnte ich in Mamas Gegenwart leider nicht berühren: ich meine seine Begegnung mit ihr und alles weitere, und vor allem nicht ihren gestrigen Brief an ihn und seine sittliche „Auferstehung" auf diesen Brief hin — das war ja eben die Hauptsache, so daß alle seine Gefühle, wie er sie gestern geäußert, und durch die ich gerade Mama eine Freude hatte machen wollen, für sie unverständlich bleiben mußten, was freilich nicht meine Schuld war, denn alles, was sich erzählen ließ, erzählte ich sehr schön. Ich schloß eigentlich in großer Verwirrung. Sie unterbrachen ihr Schweigen auch jetzt

nicht, und mir wurde in ihrer Gesellschaft recht peinlich zumute.

„Wahrscheinlich wird er jetzt wieder zu Hause sein, oder er sitzt vielleicht bei mir und wartet auf mich," sagte ich und erhob mich, um zu gehen.

„Geh nur, geh!" bestärkte mich Tatjana Pawlowna mit der ihr eigenen Nachdrücklichkeit.

„Bist du unten gewesen?" fragte mich halb flüsternd Mama beim Abschied.

„Natürlich war ich unten, ich habe an seinem Lager gekniet und für ihn gebetet. Was für ein ruhiges verklärtes Gesicht er hat, Mama! Ich danke Ihnen auch, Mama, daß Sie an seinem Sarge nicht gespart haben. Zuerst befremdete es mich wohl, aber dann dachte ich mir gleich, daß ich es selbst ganz ebenso gemacht hätte."

„Kommst du morgen in die Kirche?" fragte sie, und ihre Lippen bebten.

„Was für eine Frage, Mama!" rief ich ganz verwundert. „Selbstverständlich komme ich, auch heute zur Seelenmesse komme ich; und . . . außerdem ist ja morgen Ihr Geburtstag, Mama, meine liebe Mama! . . . Hätte er doch nur noch drei Tage länger gelebt! Dann hätte er ihn noch mit uns gefeiert!"

Ich ging hinaus, in einem schmerzlichen Staunen: wie konnte sie nur so eine Frage stellen — ob ich in die Kirche käme oder nicht? Ja, wenn sie das schon von mir glaubten, was würden sie dann wohl erst von ihm denken?

Ich wußte im voraus, daß Tatjana Pawlowna mir nachlaufen würde und erwartete sie daher absichtlich an der Haustür; sie aber stieß mich, als sie mich erreichte,

mit der Hand zur Treppe hinaus und ſchloß dann die Tür hinter ſich zu.

„Tatjana Pawlowna, was ſoll das bedeuten, daß Sie Andrei Petrowitſch offenbar weder heute noch morgen erwarten? Ich bin ganz erſchrocken . . .“

„Halt' deinen Mund. Große Wichtigkeit, daß du erſchrocken biſt! Sag' jetzt: was haſt du da alles für dich behalten, als du von ſeinem geſtrigen Gefaſel erzähltеſt?“

Ich hielt es nicht für nötig, ihr das vorhin Verſchwiegene zu verheimlichen, und ich erzählte faſt gereizt, über Werſſiloff gereizt, von Katerina Nikolajewnas geſtrigem Brief, von der Wirkung desſelben auf ihn und von ſeiner Auferſtehung zu einem neuen Leben.

Mit Verwunderung ſah ich, daß meine Mitteilung von dem Brief ſie nicht im geringſten in Erſtaunen ſetzte. Da begriff ich, daß ſie von dieſem Brief ſchon wußte.

„Das iſt doch alles Schwindel!“

„Nein, das iſt kein Schwindel.“

„Sieh mal an!“ ſagte ſie mit gehäſſigem Lächeln vor ſich hin und wurde nachdenklich. „‚Auferſtehung!‘ Das ſieht ihm ähnlich! Iſt es wahr, daß er ihr Bild geküßt hat?“

„Es iſt wahr, Tatjana Pawlowna.“

„Hat er es wirklich aufrichtig geküßt, hat er ſich nicht bloß ſo angeſtellt?“

„Angeſtellt? Hat er denn das jemals getan? Schämen Sie ſich, Tatjana Pawlowna! Wie roh Sie ſind! — wie es nur ein Weib ſein kann!“

Ich hatte mich hinreißen laſſen, aber ſie ſchien mich

überhaupt nicht zu hören. Sie ſtand da und überlegte, ungeachtet der grimmigen Kälte im Treppenflur. Mich fror ſchon im Pelz, und ſie war nur im Kleide.

„Ich würde dir einen Auftrag geben, ſchade nur, daß du zu dumm dazu biſt," ſagte ſie ärgerlich und verächtlich zugleich. „Höre, geh mal zu Anna Andrejewna und ſieh mal nach, was da bei ihr eigentlich gemacht wird . . . Oder nein, geh nicht; ein Tölpel bleibt doch überall ein Tölpel! Marſch, was ſtehſt du hier noch wie ein Holzklotz?"

„Nein, jetzt werde ich erſt recht nicht zu Anna Andrejewna gehen! Anna Andrejewna hat auch ſchon ſelbſt nach mir geſchickt."

„Selbſt geſchickt? Die Darja Oniſſimowna natürlich?" wandte ſie ſich haſtig wieder nach mir um; ſie war ſchon im Begriff geweſen, fortzugehen und hatte die Tür bereits geöffnet, — jetzt ſchloß ſie ſie wieder.

„Um nichts in der Welt gehe ich zu Anna Andrejewna!" wiederholte ich boshaft und mit wahrer Genugtuung; „ich gehe ſchon deshalb nicht hin, weil Sie mich ſoeben einen Tölpel nannten, und dabei war ich noch nie ſo ſcharfſinnig wie heute. Alle Ihre Verſchwörungen durchſchaue ich jetzt, aber zu Anna Andrejewna gehe ich nun erſt recht nicht!"

„Das habe ich ja gewußt!" rief ſie plötzlich aus, doch nicht als Erwiderung auf meine Worte, ſondern wie in einer Fortſetzung ihrer eigenen Gedanken. „Jetzt wird man ſie alſo völlig umſtellen und ſie in der Schlinge erdroſſeln!"

„Wen? Anna Andrejewna?"

„Dummkopf!"

„Von wem ſprechen Sie denn ſonſt? Doch nicht etwa von Katerina Nikolajewna? Was für eine Schlinge?“ Ich erſchrak furchtbar. Eine dunkle, unheimliche Ahnung ſtieg in mir auf. Tatjana Pawlowna ſah mich durchdringend an.

„Und du, was ſtehſt du denn da?“ fragte ſie plötzlich. „Oder biſt auch du etwa mit im Spiel? Ich hab' ja auch von dir ſo etwas munkeln hören — nimm dich in acht!“

„Hören Sie mich an, Tatjana Pawlowna: ich werde Ihnen ein großes Geheimnis anvertrauen, nicht jetzt, jetzt habe ich keine Zeit dazu, aber morgen und unter vier Augen, aber dafür müſſen Sie mir jetzt ſofort die ganze Wahrheit ſagen: was meinten Sie mit dieſer Mörderſchlinge? . . . Schnell, Tatjana Pawlowna, ich zittere am ganzen Körper! . . .“

„Was geht mich dein Zittern an. Aber was für ein Geheimnis willſt du mir denn da mitteilen? Sollteſt du wirklich noch irgend etwas wiſſen?“ ſie durchbohrte mich förmlich mit ihrem Blick. „Du haſt ihr doch damals ſelbſt geſchworen, daß der Brief von Krafft verbrannt worden ſei.“

„Tatjana Pawlowna, ich ſage Ihnen noch einmal, quälen Sie mich nicht!“ fuhr ich meinerſeits fort, ohne auf ihre Frage zu antworten. Ich war außer mir. „Begreifen Sie doch, Tatjana Pawlowna: dadurch, daß Sie mir jetzt etwas verheimlichen, kann noch ein viel ſchlimmeres Unglück geſchehen . . . er hat mir doch geſtern ſelbſt geſagt, daß er ſich jetzt für auferſtanden betrachte!“

„Ach, ſcher dich zum Teufel, Narr! Biſt ja ſelber

wie ein Spatz verliebt — Vater und Sohn in ein und dasselbe Objekt! Pfui, ekelhaftes Pack!"
Sie verschwand und schlug wütend die Tür hinter sich zu. Empört über den nackten, schamlosen Zynismus ihrer letzten Worte — einen Zynismus, zu dem nur eine Frau fähig ist — ging ich beleidigt davon. Doch ich will nicht meine Gefühle beschreiben. Das habe ich ja schon einmal erklärt. Ich will jetzt nur die Tatsachen wiedergeben, die alles Weitere entscheiden. Natürlich fragte ich beim Vorübergehen an Werssiloffs Wohnung wieder, ob er zu Hause sei und erfuhr abermals von der Wärterin, daß er sich inzwischen nicht habe sehen lassen.
„Wird er denn überhaupt nicht mehr herkommen?" fragte ich.
„Weiß Gott!" sagte sie.

III.

Tatsachen, Tatsachen! . . . Aber wird der Leser sie unerklärt überhaupt verstehen können? Ich weiß noch, wie diese Tatsachen mich damals bedrückten und mich nicht einmal nachdenken ließen, so daß mein Verstand am Ende des Tages vollständig verwirrt war. Darum will ich hier mit ein paar Worten vorgreifen.
Meine ganze Quaal bestand in der Frage: Wenn es wahr ist, daß er *sie* seit gestern nicht mehr liebt, wo kann er sich dann heute aufhalten? Antwort: am ehesten bei mir, dem er gestern alles gesagt hat; dann — bei Mama, deren Bild er gestern geküßt hat. Statt dessen war er schon „in aller Frühe" aus dem Hause gegangen und irgendwohin verschwunden, und Darja Onissimowna hatte sogar davon phantasiert, daß er vielleicht

überhaupt nicht zurückkehren werde. Und nicht genug damit: Lisa spricht auf einmal von einer „Entscheidung der ewigen Geschichte" und sagt, Mama hätte irgendwelche Nachrichten von ihm, und zwar die letzten; außerdem sind sie über Katerina Nikolajewnas Brief vollkommen unterrichtet (das hatte ich sehr wohl bemerkt) und wollen trotzdem an seiner „Auferstehung" zu neuem Leben nicht glauben, wenn sie mir auch mit Spannung zuhörten. Mama fühlt sich wie vernichtet, und Tatjana Pawlowna verhöhnt den Ausdruck „Auferstehung". Wenn das aber so ist, dann muß in ihm über Nacht wieder eine Wandlung vorgegangen sein, eine neue Krisis — und das nach der ganzen Begeisterung, dem ganzen Glück, dem ganzen Pathos von gestern! Also ist seine „Auferstehung" wie eine Seifenblase zerplatzt, und er treibt sich vielleicht wieder genau so herum, in derselben Wut wie damals, als er die Nachricht von ihrer Verlobung mit Bjoring erhalten hatte! Es fragt sich nur, was aus Mama, aus mir, aus uns allen werden wird . . . und schließlich auch: was aus i h r werden wird? Was kann Tatjana Pawlowna mit der „Schlinge" gemeint haben, als sie mich zu Anna Andrejewna schicken wollte? Und wer soll „erdrosselt" werden? Jedenfalls steht die „Schlinge" mit Anna Andrejewna in Zusammenhang, das ist klar. Warum aber mit Anna Andrejewna? Ich gehe sofort zu Anna Andrejewna! Ich habe ja nur aus Trotz gesagt, daß ich nicht hingehen werde, — ich gehe. Aber was sagte Tatjana Pawlowna doch noch von dem Brief, den Krafft verbrannt hätte? Und hat nicht auch er gestern zu mir gesagt: „das Dokument zerreiße?"

Das waren ſo meine Gedanken, war das, was mich gleichfalls wie eine „Schlinge“ würgte. Doch im Grunde brauchte ich ja nur ihn, nur ihn ſuchte ich. Ich hätte ſofort alles gutgemacht, das fühlte ich; wir hätten einander in zwei Worten verſtanden! Ich hätte ſeine Hände in meine genommen und ſie gedrückt, ich hätte in meinem Herzen heiße Worte für ihn gefunden — davon war ich überzeugt. „Oh, ich würde den Wahnſinn ſchon überwinden!“ dachte ich. „Aber wo war er nur, wo war er? . . . Und da, gerade in einem ſolchen Augenblick, in ſolcher Erregung, mußte mir Lambert in den Weg laufen! Ein paar Schritte von meiner Wohnung entfernt begegnete er mir plötzlich. Er rief mich hoch erfreut mit lauter Stimme an und faßte mich ſogleich unter den Arm.

„Dreimal war ich ſchon bei dir . . . Enfin! Komm, wir wollen frühſtücken!“

„Halt! Du warſt bei mir, ſagſt du? Iſt Andrei Petrowitſch da geweſen?“

„Nein, bei dir iſt niemand. Ach, pfeif auf ſie alle! Du Dummkopf haſt dich geſtern geärgert. Du warſt betrunken. Aber jetzt kann ich dir etwas Wichtiges mitteilen: ich habe heute ausgezeichnete Nachrichten über die Sache bekommen, von der wir geſtern ſprachen . . .“

„Lambert,“ unterbrach ich ihn haſtig und außer Atem und kam unwillkürlich ein wenig ins Deklamieren — „wenn ich hier mit dir ſtehen geblieben bin, ſo tue ich es nur, weil ich dir ſagen will, daß ich meinen Verkehr mit dir für immer abbrechen will. Ich habe dir das ſchon geſtern geſagt, aber du ſcheinſt es nicht verſtehen zu wollen. Du biſt kindiſch und dumm, biſt albern, wie nur

ein Franzoſe albern ſein kann. Du ſcheinſt zu glauben, daß wir immer noch bei Touchard ſind, und daß ich noch ebenſo unerfahren ſei wie damals ... Aber ich bin nicht mehr ſo dumm ... Ich war geſtern betrunken, aber nicht etwa vom Wein, ſondern weil ich ſowieſo ſchon aufgeregt war; und wenn ich deinem Geſchwätz zuſtimmte, ſo habe ich das nur aus Schlauheit getan, um deine geheimen Gedanken aus dir herauszulocken. Ich habe dir eine Grube gegraben, und du haſt dich gefreut und mich für den Dummen gehalten und alles ausgeplaudert. Weißt du, ich und — ſie heiraten, das iſt ſchon als Idee ein Blödſinn, den dir kein Sextaner glaubt! Und du bildeſt dir ein, ich hätte ſo etwas ernſt nehmen können? Und du haſt das im Ernſt für möglich gehalten! Das haſt du ja nur tun können, weil du die höhere Geſellſchaft nicht kennſt und nicht weißt, welche Anſchauungen in dieſen Kreiſen herrſchen. In der vornehmen Geſellſchaft iſt das ganz unmöglich, daß eine Dame einfach hingeht und heiratet ... Und jetzt werde ich dir klar und deutlich ſagen, was du eigentlich willſt: du willſt mich einfach zu dir locken, um mich betrunken zu machen, damit ich dir das Dokument herausgebe und mit dir zuſammen eine Gemeinheit gegen Katerina Nikolajewna begehe. Du irrſt dich aber gewaltig! Ich werde niemals zu dir kommen, und wiſſe, das Dokument wird ſich, wenn nicht morgen, ſo doch übermorgen in i h r e n Händen befinden, denn das Dokument gehört i h r und iſt von i h r geſchrieben worden, und ich ſelbſt werde es ihr, ihr perſönlich übergeben, und wenn du noch mehr wiſſen willſt, ſo kann ich dir ſagen, daß es bei Tatjana Pawlowna, die mit ihr gut bekannt iſt, geſchehen wird, in Tatjana

Pawlownas Wohnung; und in Gegenwart von Tatjana Pawlowna werde ich ihr das Dokument übergeben und nichts von ihr verlangen. Und jetzt pack dich, verschwinde für mich auf ewig, denn sonst . . . sonst, Lambert, könnte ich weniger höflich mit dir umgehen . . ."

Ich zitterte am ganzen Körper. Es ist eine der schändlichsten Angewohnheiten, die ein Mensch im Leben haben kann, und zwar eine, die immer nur schädlich wirkt, wenn man sich in Szene setzen will. Welcher Teufel hatte mich geritten, mich so vor ihm zu ereifern, daß ich, der ich immer heftiger auf ihn einredete und die Stimme immer mehr erhob, plötzlich so in Eifer geriet, daß ich ihm die durchaus unnötige Einzelheit unter die Nase hielt, ich würde ihr das Dokument in Tatjana Pawlownas Gegenwart und in deren Wohnung ausliefern! Aber mich überkam damals die Lust, ihn zu verblüffen! Als ich so offen von dem Dokument gesprochen und plötzlich seinen dummen Schreck gesehen hatte, überkam mich der Wunsch, ihn mit der genauen Angabe von Einzelheiten vollends zu zerschmettern. Und eben dieses weibische prahlerische Geschwätz wurde später zur Ursache schrecklichen Unglücks, denn mein Hinweis auf Tatjana Pawlowna und ihre Wohnung setzte sich sofort in seinem Kopf fest, wie es bei Spitzbuben und bei in kleinen Dingen gerissenen Menschen zu geschehen pflegt; zu höheren und wichtigeren Dingen ist er unfähig und begreift von ihnen nichts, aber für Kleinigkeiten hat er einen feinen Instinkt. Ja, hätte ich von Tatjana Pawlowna geschwiegen, so wäre großes Unglück vermieden worden. Im ersten Augenblick verlor er gänzlich die Fassung.

„Hör nur," murmelte er, „Alphonsina . . . Alphonsina

wird dir vorſingen ... Alphonſina war bei i h r: ich beſitze einen Brief ... ein Papier ... ſo gut wie ein Brief, worin die Achmakowa über dich ſpricht ... der Pockennarbige hat ihn mir verſchafft, du weißt doch: der Pockennarbige — und du wirſt ſchon ſehen, du wirſt ſchon ſehen, komm nur mit!"

„Du lügſt, zeig mir den Brief!"

„Er iſt zu Haus, Alphonſina hat ihn, komm!"

Selbſtverſtändlich log er und fabelte mir etwas vor, aus Angſt, daß ich ihm davon laufen könnte. Ich ließ ihn denn auch mitten auf der Straße ſtehen, und als er mir nachfolgen wollte, machte ich halt und drohte ihm mit der Fauſt. Er hatte ſich's aber ſchon anders überlegt und — ließ mich gehen: in ſeinem Kopf war vielleicht ſchon ein neuer Plan aufgetaucht.

Für mich war der Überraſchungen und Begegnungen noch kein Ende ... Und wenn ich mich heute dieſes ganzen unglücklichen Tages erinnere, ſo ſcheint es mir, daß alle dieſe Zufälle ſich gegenſeitig verſchworen hätten und ſich nun aus irgendeinem verfluchten Füllhorn über meinem Haupte ausſchütteten. Kaum hatte ich die Tür zu meiner Wohnung geöffnet, als ich ſchon im Vorzimmer mit einem jungen Manne zuſammenſtieß: er hatte ein längliches, blaſſes Geſicht, war von hohem Wuchs, von hochmütigem und „elegantem" Äußeren und in einen koſtbaren Pelz gekleidet. Auf ſeiner Naſe ſaß ein Kneifer, den er aber ſofort fallen ließ, als er mich erblickte, wie es ſchien, aus Höflichkeit; während er mit der Hand den Zylinder lüftete, ſagte er, ohne übrigens ſtehen zu bleiben, mit einem weltmänniſchen und liebenswürdigen Lächeln: „Ah, bonsoir," zu mir und ging an mir vor-

über, die Treppe hinunter. Wir beide erkannten einander sofort, obgleich ich ihn nur flüchtig ein einziges Mal gesehen hatte: in Moskau. Es war Anna Andrejewnas Bruder, der Kammerjunker, Werssiloffs Sohn, der junge Werssiloff, also ein Bruder von mir. Ihn geleitete meine Wirtin (der Wirt war noch nicht aus dem Büro zurückgekehrt). Als er draußen war, stürzte ich mich auf sie: „Was hat er hier zu suchen? Ist er in meinem Zimmer gewesen?"

„Er ist durchaus nicht in Ihrem Zimmer gewesen. Er war bei mir . . ." sagte sie kurz und trocken und kehrte mir den Rücken.

„Nein, so geht das nicht!" schrie ich. „Antworten Sie gefälligst: was hat er hier gewollt?"

„Ach, du lieber Gott! Ich müßte Ihnen dann immer erzählen, warum die Leute zu mir kommen! Wir können, glaube ich, doch auch unsere Geschäfte haben! Der junge Mann wollte vielleicht Geld bei mir aufnehmen, oder eine Adresse erfahren . . . Ich kann es ihm ja schon das vorige Mal versprochen haben . . ."

„Wieso, das vorige Mal?"

„Ach, du lieber Gott! Er ist doch nicht zum erstenmal hier!"

Sie zog die Tür hinter sich zu. Ich begriff vor allem, daß sich hier der Ton verändert hatte: man fing an, unhöflich gegen mich zu werden. Klar war mir, daß hier wieder ein Geheimnis steckte: die Geheimnisse häuften sich mit jedem Schritt, mit jeder Stunde. Das erstemal war der junge Werssiloff mit seiner Schwester Anna Andrejewna dagewesen, damals, als ich krank daniederlag: dessen er-

innerte ich mich sehr wohl, ebenso der sonderbaren Andeutung, die Anna Andrejewna gestern mir gegenüber machte: daß der alte Fürst in meiner Wohnung absteigen werde ... Aber das alles war so sinnlos und unwahrscheinlich, daß ich mir dabei überhaupt nichts vorstellen konnte. Ich faßte mich an die Stirn, ich setzte mich nicht einmal hin, um auszuruhen, lief vielmehr gleich zu Anna Andrejewna. Doch fand ich sie nicht zu Haus und erhielt vom Portier nur die Auskunft, sie wäre nach Zarskoje gefahren und werde vielleicht morgen ungefähr um dieselbe Zeit wieder da sein.

Sie war also nach Zarskoje gefahren, selbstverständlich zum alten Fürsten ... und ihr Bruder besieht sich mittlerweile meine Wohnung! „Nein, das soll nicht geschehen!" sagte ich knirschend vor mich hin, „und wenn dort tatsächlich eine Mörderschlinge gelegt wird, so werde ich es sein, der die ‚arme Frau' verteidigt!"

Von Anna Andrejewna kehrte ich nicht nach Haus zurück. In meinem wirren und heißen Kopf tauchte auf einmal die Erinnerung an das Kellerrestaurant am Kanal auf, das Andrei Petrowitsch in seinen düsteren Stunden wohl aufsuchte. Ich freute mich ordentlich, daß ich darauf verfallen war und eilte sofort hin. Es war bereits vier Uhr, und es dunkelte. In dem Keller teilte man mir mit, er sei allerdings dagewesen, hätte sich aber nur kurz aufgehalten und sei dann gegangen — vielleicht käme er wieder, fügte man hinzu. Ich beschloß, ihn, wenn möglich, zu erwarten und bestellte mir ein Mittagessen: so verblieb mir wenigstens die Hoffnung.

Ich aß das Mittagessen, aß sogar noch mehr, nur um das Recht zu haben, mich länger in dem Keller aufzuhalten,

und habe, glaube ich, vier ganze Stunden ſo dageſeſſen. Ich will meine Schwermut und meine Ungeduld nicht beſchreiben: in meinem Innern bebte alles. Dieſe Drehorgel, dieſe Gäſte, — dieſe ganze traurige Umgebung prägte ſich für immer in mein Herz! Ich kann und will meine Gedanken nicht ſchildern, die durch meinen Kopf wirbelten gleich einer Wolke von trockenen Blättern im Herbſt, in die ein Windſtoß gefahren iſt. Es war wirklich ſo ähnlich mit mir, und ich muß geſtehen, daß ich zeitweiſe fühlte, wie mich die geſunde Vernunft zu verlaſſen drohte. Was mich geradezu bis zum körperlichen Schmerz peinigte (ſelbſtverſtändlich nur nebenbei, als Begleiterſcheinung meiner ſonſtigen Pein), — das war eine Erinnerung — böſe und aufdringlich wie eine giftige Herbſtfliege, die man zunächſt gar nicht bemerkt, und die doch die ganze Zeit um einen kreiſt, einen ſtört und plötzlich ſchmerzhaft ſticht. Es war das die Erinnerung an ein Erlebnis, von dem ich noch keinem Menſchen auf Erden ein Wort erzählt habe, das ich aber jetzt erzählen will, weil es doch einmal erzählt werden muß.

IV.

Als in Moskau ſchon beſchloſſen worden war, daß ich nach Petersburg gehen ſollte, ließ man mich durch Nikolai Sſemjonowitſch wiſſen, daß ich noch auf das Eintreffen meines Reiſegeldes warten müſſe. Von wem dieſes Geld mir geſandt werden würde, danach erkundigte ich mich nicht weiter; ich nahm als ſelbſtverſtändlich an, daß Werſſiloff es ſchicken werde, und da ich damals Tag und Nacht mit klopfendem Herzen und ſtolzen

Plänen nur von meinem Wiederſehen mit Werſſiloff träumte, ſo hörte ich ganz auf, vor anderen von ihm zu ſprechen; ſelbſt mit Marja Iwanowna ſprach ich nicht mehr von ihm. Im übrigen ſei daran erinnert, daß ich auch mit meinem erſparten Gelde ſehr wohl hätte reiſen können; trotzdem beſchloß ich, zu warten; unter anderem nahm ich an, das Geld werde mit der Poſt kommen.

Da kam eines Tages Nikolai Sſemjonowitſch nach Hauſe und teilte mir mit (ganz kurz und ohne alle Weitſchweifigkeiten, wie das ſo ſeine Art war), daß ich mich am nächſten Morgen um elf Uhr in die Fleiſcherſtraße, in das Haus und die Wohnung des Fürſten W—ſki begeben ſolle: dort werde mir der aus Petersburg eingetroffene Kammerjunker Werſſiloff, Andrei Petrowitſch's Sohn, der bei dem Fürſten W—ſki, ſeinem Freunde vom Lyzeum her, abgeſtiegen war, das Reiſegeld übergeben. Man ſollte meinen, nichts hätte einfacher und ſelbſtverſtändlicher ſein können: Andrei Petrowitſch hatte das Geld eben ſeinem Sohn übergeben, ſtatt es durch die Poſt zu ſchicken; trotzdem erſchreckte und bedrückte mich dieſe Mitteilung in ganz unnatürlicher Weiſe. Werſſiloff wollte mich mit ſeinem Sohn, meinem Bruder, zuſammenführen — nur ſo vermochte ich mir die Abſichten und Gefühle desjenigen zu deuten, an den ich unabläſſig dachte. Und da erhob ſich gleich eine unendlich ſchwere Frage in mir: wie würde und wie ſollte ich mich bei dieſer ganz unvorhergeſehenen Begegnung benehmen, und mußte nicht meiner perſönlichen Würde dadurch irgendwie Abbruch getan werden? Am nächſten Morgen erſchien ich pünktlich um elf Uhr

in der Wohnung des Fürſten W—ſki; es war eine Junggeſellenwohnung, aber, wie ich auf den erſten Blick erkannte, eine auf großem Fuß eingerichtete, mit Dienern in Livree. Ich blieb im Vorzimmer ſtehen. Aus den inneren Räumen vernahm ich lautes Sprechen und Lachen: es waren offenbar noch andere Gäſte beim Fürſten, außer dem beſagten Kammerjunker. Ich beauftragte den Diener, mich zu melden, und tat es, glaub ich, in ziemlich hochmütiger Weiſe: wenigſtens ſah er mich, bevor er hinging, etwas ſonderbar an, und wie mir ſchien, nicht ganz ſo ehrerbietig, wie es ein Diener tun mußte. Zu meiner Verwunderung brauchte er ziemlich viel Zeit, um mich zu melden, mindeſtens fünf Minuten. Währenddeſſen ſetzte ſich das Lachen und Sprechen ununterbrochen fort.

Ich wartete natürlich ſtehend, denn ich wußte ſehr gut, daß es ſich für mich „als Herrn" nicht anders ſchickte, und daß es unmöglich war, mich dort im Vorzimmer, wo die Diener waren, nieder zu ſetzen. So unaufgefordert aber wollte ich um keinen Preis in den Saal treten, aus Stolz wollte ich es nicht, vielleicht aus übertrieben empfindlichem Stolz: aber gerade ſo mußte es ſein. Zu meinem Erſtaunen wagten dagegen die beiden im Vorzimmer zurückgebliebenen Diener, ſich in meiner Gegenwart hinzuſetzen. Ich wendete mich ab und tat als bemerkte ich es nicht, aber ich fühlte doch, wie ich am ganzen Leibe zu zittern begann; plötzlich kehrte ich mich um, trat entſchloſſen auf einen der Diener zu und b e f a h l ihm, „ſofort" hineinzugehen und mich nochmals zu melden. Der Diener ſah mich trotz meines ſtrengen Blicks und meiner ſichtlichen Erregtheit nur

träge an, ſtand nicht einmal auf, und ſtatt ſeiner antwortete mir der andere:
„Sie ſind ſchon gemeldet, beruhigen Sie ſich.“
Da war ich denn im Augenblick entſchloſſen, höchſtens eine Minute noch zu warten, oder womöglich noch weniger, und dann — unbedingt wieder fortzugehen. Ich möchte hier noch hervorheben, daß ich ſehr anſtändig gekleidet war: mein Anzug und mein Paletot waren jedenfalls neu und meine Wäſche ganz friſch, wofür Marja Iwanowna gerade vor dieſem Beſuch noch beſonders geſorgt hatte. Was aber die Bedienten betrifft, ſo habe ich erſt viel ſpäter, erſt in Petersburg, mit aller Gewißheit erfahren, daß ihnen von dem Diener des jungen Werſſiloff, den dieſer aus Petersburg mitgebracht hatte, ſchon am Abend vorher geſagt worden war, um elf Uhr werde „irgend ſo ein unehelicher Bruder, ein armer Student“ zum Herrn kommen. Das weiß ich jetzt, wie geſagt, ganz genau.
Die Minute verging. Es iſt ein ſonderbares Gefühl, wenn man einen Entſchluß faſſen will und ſich doch nicht entſchließen kann. „Soll ich gehen oder noch warten, ſoll ich, oder ſoll ich nicht?“ fragte ich mich in jeder Sekunde, während ich in fieberhafter Spannung verharrte. Da erſchien plötzlich der Diener, der hineingegangen war, mich zu melden. In ſeiner Hand, zwiſchen den Fingern, flatterten vier rote Geldſcheine, vierzig Rubel.
„Hier, empfangen Sie gefälligſt vierzig Rubel!“
Ich fuhr auf. Das war eine Beleidigung! Ich hatte die ganze Nacht nur von dieſer Begegnung der zwei Brüder geträumt, die doch ſicherlich von Werſſiloff her-

beigeführt war; die ganze Nacht hatte ich fieberhaft überlegt, wie ich mich verhalten müßte, um mir nichts zu vergeben, und vor allem um den ganzen Ideenkreis, den ich in meiner Einsamkeit bei mir ausgebrütet hatte, und auf den ich in jedem Kreise, auch in dem höchsten, stolz sein konnte, nicht zu erniedrigen!? Ich stellte mir vor, wie vornehm und stolz ich sein werde, ohne doch eine stille Trauer zu verbergen; vielleicht würde auch Fürst W—ski zugegen sein, und so wäre ich ohne weiteres in jene Kreise eingeführt — oh, ich schone mich nicht, aber mag es, mag es so sein: gerade mit solcher Ausführlichkeit muß man das aufzeichnen! Und plötzlich werden mir vierzig Rubel vom Diener gebracht, ins Vorzimmer, nachdem man mich zehn Minuten hatte warten lassen, dazu noch so offen in der Hand des Dieners, aus dessen Bedientenfingern ich es entgegennehmen soll, nicht einmal auf einem Tablett, nicht einmal in einem Kuvert!

Ich schrie den Bedienten so an, daß er zusammenfuhr und zurückwich; ich befahl ihm, das Geld sofort zurückzutragen: der Herr müsse es mir „persönlich bringen"! Allerdings, meine Forderung war nicht ganz klar und für diesen Bedienten natürlich unverständlich! Aber ich hatte ihn doch so angeschrien, daß er unwillkürlich gehorchte und nochmals hineinging. Außerdem schien man auch drinnen mein Geschrei gehört zu haben — das Sprechen und Lachen verstummte jedenfalls plötzlich. Im nächsten Augenblick hörte ich Schritte, gelassene, würdevolle, langsame und weiche Schritte in Hausschuhen, und in der Tür des Vorzimmers erschien die hohe Gestalt eines hübschen, hochmütigen jungen Mannes

(damals war er mir noch blaſſer und hagerer erſchienen als bei dieſer Begegnung). Er kam nicht einmal bis zur Schwelle, ſondern blieb etwa zwei Schritte vor der offenen Tür ſtehen. Er war in einem prächtigen rotſeidenen Schlafrock und in Morgenſchuhen, und auf der Naſe hatte er einen Kneifer. Er ſagte kein Wort, hob nur ein wenig den Kopf und begann mich durch dieſen Kneifer zu muſtern. Ich trat wie ein wütendes Tier einen Schritt auf ihn zu, blieb herausfordernd ſtehen und ſah ihn an, ohne mit der Wimper zu zucken. Aber er betrachtete mich nicht lange, vielleicht nur zehn Sekunden; plötzlich erſchien auf ſeinen Lippen ein kaum merkliches und dabei doch beißend ſpöttiſches Lächeln, das um ſo verletzender wirkte, als es faſt nicht zu bemerken war: er drehte ſich ſchweigend um und kehrte wieder in die anderen Räume zurück, genau ſo ruhig und gelaſſen — und ohne Eile, wie er gekommen war. Oh, dieſe Beleidiger lernen ſchon als Kinder, wie man beleidigt; das wird ihnen ſchon zu Hauſe von ihren Müttern beigebracht! Natürlich verwirrte mich das Ganze . . . Ach, warum habe ich mich damals auch verwirren laſſen!

Einen Augenblick ſpäter erſchien wieder jener Bediente mit denſelben vier roten Geldſcheinen in der Hand:

„Nehmen Sie gefälligſt; das wird Ihnen aus Petersburg geſchickt; aber empfangen kann Sie der Herr jetzt nicht — vielleicht ein anderes Mal, wenn der Herr mehr Zeit haben."

Ich fühlte, daß er dieſe letzten Worte aus ſeinem eigenen Kopf hinzugefügt hatte. Aber meine Verwirrung dauerte noch an. Ich nahm das Geld und ging zur Tür; nur,

weil ich so verwirrt und kopflos war, nahm ich das Geld, nahm es ganz mechanisch, denn sonst hätte ich es selbstverständlich nicht genommen. Da erlaubte sich aber der Bediente, natürlich um sich an mir zu rächen, eine echt bedientenhafte Frechheit: er riß vor mir die Tür auf, und indem er sie weit offen hielt, sagte er wichtig und bedeutsam, als ich an ihm vorüberging:

„Bitte sehr!"

„Hund!" brüllte ich ihn an und holte schon aus, ließ aber die Hand sinken, „und auch dein Herr ist ein Lump! Melde ihm das sofort!" fügte ich hinzu und trat hinaus auf die Treppe.

„Wie dürfen Sie das! Wenn ich das dem Herrn melde, so könnten Sie sofort mit einem Zettel auf die Polizei gebracht werden. Und mit Ohrfeigen drohen, das dürfen Sie erst recht nicht . . ."

Ich stieg die Treppe hinunter. Es war eine breite Paradetreppe: von oben konnte man mich die ganze Zeit sehen, solange ich auf dem roten Läufer hinunterstieg. Alle drei Bedienten standen denn auch richtig oben am Geländer und sahen mir nach. Ich hatte schweigend meinen Weg fortgesetzt: ein Streit mit Bedienten war doch unmöglich! Ich ging die ganze Treppe ohne Hast hinunter, ja, ich glaube, ich verlangsamte noch meinen Schritt.

Oh, mag es auch Philosophen geben (und Schande über sie!), die nun sagen werden, das wäre alles nicht der Rede wert, wäre eine Belanglosigkeit und nichts als eitler Ärger eines Milchbartes gewesen — mögen sie nur! Aber für mich ist dieses Erlebnis eine Wunde — eine Wunde, die bis heute noch nicht vernarbt ist, sogar

bis zum gegenwärtigen Augenblick noch nicht, obgleich jetzt schon alles hinter mir liegt und sogar schon gerächt ist. Oh, ich schwöre, ich bin nicht nachtragend und nicht rachsüchtig. Allerdings habe ich noch immer, und sogar bis zur Krankhaftigkeit, den Wunsch, mich zu rächen, aber ich schwöre: nur durch Großmut mich zu rächen. Ich will ja nur mit Großmut heimzahlen, aber mit der Bedingung, daß der andere das fühlt, daß er es begreift — dann bin ich ja schon gerächt! Nun, und da ich einmal darauf zu sprechen gekommen bin, möchte ich gleich hinzufügen: ich bin tatsächlich nicht rachsüchtig, aber ich bin nachtragend, wenn ich auch großmütig bin — ich weiß nicht, ob das bei anderen auch so ist? Damals aber, oh, damals war ich mit den großmütigsten Gefühlen hingegangen, und wenn sie vielleicht lächerlich waren — nun gut, dann waren sie es eben: lieber lächerliche, aber großmütige Gefühle, als nicht lächerliche, doch gemeine, alltägliche, mittelmäßige!

Von dieser Begegnung mit meinem „Bruder" habe ich keinem Menschen etwas erzählt, nicht einmal Marja Iwanowna, und in Petersburg nicht einmal meiner Schwester Lisa. Diese Begegnung war eine schmachvoll erhaltene Ohrfeige. Und nun begegnet mir plötzlich dieser selbe Herr in einem Augenblick, wo ich am allerwenigsten ihm zu begegnen erwartet hätte; er lächelt, hebt den Hut und sagt vollkommen freundschaftlich: „Bonsoir!" zu mir. Das war natürlich Grund genug für mich, nachzudenken . . . Aber — die Wunde hatte sich wieder geöffnet!

V.

Als ich ſo reichlich vier Stunden im Reſtaurant geſeſſen hatte, ſtürzte ich wie in einem plötzlichen Anfall hinaus, natürlich zu Werſſiloff und fand ihn, verſteht ſich, nicht zu Haus — er war überhaupt nicht dageweſen; die Wärterin langweilte ſich und bat mich auf einmal, ich ſolle ihr Darja Oniſſimowna ſchicken; oh, das fehlte noch! Ich lief zu Mamas Wohnung, ging aber nicht hinein, ſondern rief Lukerja auf den Flur hinaus; von ihr erfuhr ich, daß er nicht bei ihr geweſen, und daß auch Liſa nicht zu Hauſe war. Ich bemerkte, daß Lukerja mich irgend etwas fragen wollte, mir vielleicht ſogar einen Auftrag geben wollte — auch das noch! Es blieb noch die letzte Hoffnung, daß er vielleicht bei mir war; aber ich glaubte ſchon nicht mehr daran.

Ich habe ſchon geſagt, daß ich nachgerade meine geſunde Vernunft zu verlieren glaubte! Und da treffe ich plötzlich in meinem Zimmer Alphonſina mit meinem Wirt. Sie verließen es in eben dem Augenblick — Pjotr Ippolitowitſch mit dem Licht in der Hand.

„Was bedeutet denn das!“ brüllte ich ganz ſinnlos den Wirt an. „Wie dürfen Sie dieſe Gaunerin in mein Zimmer führen?“

„Tiens!“ rief Alphonſina — „et les amis?“

„Hinaus!“ brüllte ich.

„Mais c'est un ours!“ rief ſie und ſpielte die Erſchrockene, entſchlüpfte auf den Korridor und war bald im Zimmer der Wirtin verſchwunden. Pjotr Ippolitowitſch, immer noch mit dem Licht in der Hand, trat mit ſtrenger Miene auf mich zu:

„Erlauben Sie mir die Bemerkung, Arkadi Makarowitſch, daß Sie ſich unnötigerweiſe ſo aufregen; wie ſehr wir Sie auch hochſchätzen . . . ſo iſt doch Mamſell Alphonſina keine Gaunerin, ſondern das Gegenteil, ſie iſt hier zu Gaſt, und zwar nicht bei Ihnen, ſondern bei meiner Frau, mit der ſie ſchon ſeit einiger Zeit Freundſchaft geſchloſſen hat."

„Aber wie wagten Sie es denn, ſie in mein Zimmer zu laſſen?" rief ich noch einmal und faßte mich an den Kopf, der plötzlich zu ſchmerzen anfing.

„Oh ganz zufällig. Ich ging hinein, um das Fenſter zu ſchließen, das ich der friſchen Luft wegen geöffnet hatte; und da ich gerade mit Alphonſina Karlowna in einem Geſpräch begriffen war, ſo folgte ſie mir und trat mitten im Geſpräch mit mir zuſammen ins Zimmer ein."

„Das iſt nicht wahr, Alphonſinka iſt eine Spionin und Lambert ein Spion! Vielleicht ſind Sie ſelbſt — auch ein Spion! Alphonſinka hat bei mir etwas ſtehlen wollen."

„Darüber mögen Sie denken, wie Sie wollen. Heute ſagen Sie dies, morgen ſagen Sie das. Meine Wohnung habe ich für eine Zeitlang vermietet und ziehe ſelbſt mit meiner Frau für die Zeit in die Kammer, und ſo iſt Alphonſina Karlowna hier ganz eben ſo eine Mieterin wie Sie auch."

„Sie haben die Wohnung an Lambert vermietet?" rief ich erſchrocken.

„Nein, nicht an Lambert," lächelte er mit dem langgezogenen Lächeln von heute morgen, in dem mir der Zweifel von vorhin nicht zu liegen ſchien; vielmehr ſprach ſich jetzt eine Sicherheit in ihm aus. „Ich denke,

Sie werden das ſelbſt zu wiſſen geruhen, an wen ich ſie vermietet habe, und Sie geben ſich ganz vergeblich den Anſchein, als ob Sie es nicht wüßten, und tun ſo, als ob Sie wütend wären. Gute Nacht!"

„Ja, ja, laſſen Sie mich, laſſen Sie mich in Ruh!" winkte ich mit beiden Händen ab, und faſt in Tränen, ſo daß er mich plötzlich verwundert anſah; er ging aber doch hinaus. Ich ſchob den Riegel vor die Tür und warf mich auf mein Bett, mit dem Geſicht in die Kiſſen gepreßt. So verging der erſte ſchreckliche Tag, von dieſen drei letzten verhängnisvollen Tagen, mit deren Ereigniſſen meine Aufzeichnungen ſchließen.

Zehntes Kapitel.

I.

Ich ſehe mich wieder gezwungen, dem Verlauf der Ereigniſſe vorzugreifen und dem Leſer wenigſtens einiges im voraus zu erklären, da ſich hier in die logiſche Entwicklung meiner Geſchichte ſo viele Zufälligkeiten hineinmiſchten, daß man ſich ohne vorhergegangene Erläuterung derſelben kaum zurechtfinden kann. Es handelte ſich hier um eben jene „Schlinge", von der Tatjana Pawlowna ein Wort hatte fallen laſſen. Dieſe Schlinge beſtand darin, daß Anna Andrejewna ſich ſchließlich zu dem gewagteſten Schritt entſchloſſen hatte, den man ſich in ihrer Lage überhaupt ausdenken kann. Sie war in der Tat ein Charakter — das muß man ihr laſſen! Der alte Fürſt war allerdings unter dem Vorwande, daß ſein Geſundheitszuſtand es erfordere, noch rechtzeitig nach Zarſkoje Sſelo in Sicherheit gebracht worden, ſo daß die Kunde von ſeiner bevorſtehenden Heirat mit Anna Andrejewna nicht leicht in die Öffentlichkeit dringen, vielmehr vorläufig vertuſcht oder ſozuſagen im Keime erſtickt werden konnte. Nur war damit ſchließlich noch nicht viel erreicht, denn dieſer ſchwache alte Mann, mit dem man ſonſt alles machen konnte, hätte um nichts in der Welt eingewilligt, von ſeiner Abſicht zurückzutreten, und Anna Andrejewna, die ihm den Heiratsantrag gemacht hatte, treulos ſitzen zu laſſen. In ſolchen Dingen war er viel zu ſehr Ritter, um unritterlich zu handeln, weshalb denn auch zu gewärtigen war, daß er früher oder ſpäter plötzlich und mit unbeugſamem Willen zur Ausführung ſeiner Abſicht ſchritt,

was gerade bei ſolchen ſchwachen Charakteren ſehr, ſehr leicht geſchieht, denn es gibt bei ihnen eine gewiſſe Grenze, an die man ſie nicht heranführen darf. Hinzu kam, daß er die ganze Peinlichkeit der Lage, in der Anna Andrejewna ſich befand, vollkommen erkannte, und ſich auch darüber durchaus klar war, daß die Geſellſchaft häßlich über ſie reden, ſpotten und ſie, die er ſo grenzenlos verehrte, ſchließlich ſogar in einen üblen Ruf bringen konnte. Was ihn vorläufig noch beruhigte und zurückhielt, war nur, daß ſeine Tochter Katerina Nikolajewna ihm gegenüber ſich nie erlaubt hatte, weder mit einem Wort noch mit einer Anſpielung über Anna Andrejewna etwas Schlechtes zu ſagen oder ſich auch nur im geringſten gegen ſeine Heiratsabſichten zu äußern. Im Gegenteil, ſie war zu der Braut ihres Vaters ſogar von einer großen Herzlichkeit und Aufmerkſamkeit. So befand ſich denn Anna Andrejewna in einer äußerſt peinlichen Lage, denn mit ihrem feinen weiblichen Spürſinn hatte ſie natürlich ſofort erraten, daß ſie mit der geringſten abſprechenden Bemerkung über Katerina Nikolajewna — die der Fürſt gleichfalls anbetete, und jetzt ſogar noch mehr als je zuvor, eben weil ſie ſo gutherzig und achtungsvoll ihre Zuſtimmung zu ſeiner Heirat gegeben hatte — daß ſie damit nur ſeine väterlich zärtlichen Gefühle verletzen und gegen ſich ſelbſt ſchier Mißtrauen, vielleicht ſogar ſeinen Unwillen erwecken werde. Das alſo war nun der Kampf: die beiden Gegnerinnen ſchienen miteinander in Taktgefühl und Nachſicht zu wetteifern, und der alte Fürſt wußte ſchließlich ſchon gar nicht, über welche von beiden er ſich mehr wundern ſollte, bis er am Ende nach der Art

aller ſchwachen, doch gutherzigen Leute darunter zu leiden begann und die Schuld an allem ſich allein zuſchrieb. Seine Selbſtquälerei ſoll ihn faſt krank gemacht haben, ſeine Nerven gerieten dadurch noch mehr aus dem Gleichgewicht, und das Ergebnis war, wie man verſichert, daß er in Zarſkoje, ſtatt ſich zu erholen, bald nahe daran geweſen war, das Bett hüten zu müſſen.

Hier möchte ich, gewiſſermaßen in Klammern, etwas erwähnen, was ich erſt viel ſpäter erfahren habe: wie verlautete, hatte Bjoring Katerina Nikolajewna ganz offen den Vorſchlag gemacht, ihren Vater ins Ausland zu bringen, ihn durch irgendeine Vorſpieglung dazu zu überreden, und dabei in der Geſellſchaft vertraulich die Erklärung zu verbreiten, daß er vor Altersſchwäche nicht mehr zurechnungsfähig ſei, und ſich dies im Auslande durch ein ärztliches Zeugnis beſtätigen zu laſſen. Doch Katerina Nikolajewna habe das nicht gewollt — wenigſtens wurde das nachher behauptet. Sie habe vielmehr dieſen Vorſchlag mit Unwillen zurückgewieſen. Freilich iſt es nur ein Gerücht, aber ich ſchenke ihm doch vollen Glauben.

Und da, ausgerechnet in dem Augenblick, als Anna Andrejewnas Spiel rettungslos verloren ſchien, erfährt ſie nun plötzlich durch Lambert, daß es einen Brief gibt, in dem die Tochter einen Juriſten um Rat fragt, wie ſie ihren Vater offiziell für irrſinnig erklären laſſen könnte! — Ihr nachtragender und ſtolzer Charakter mußte dadurch ſelbſtverſtändlich im höchſten Grade gereizt werden. Und wenn ſie ſich ihrer früheren Geſpräche mit mir erinnerte und ſich eine Menge geringfügiger Umſtände vergegenwärtigte, ſo konnte ſie an der

Richtigkeit der Mitteilung wohl nicht mehr zweifeln. Da reifte denn in dieſem willensſtarken, unbeugſamen Frauenherzen unwiderſtehlich der Plan zu einem entſcheidenden Schlage. Dieſer Plan lief darauf hinaus, dem Fürſten ohne jede Vorbereitung und Ohrenbläſerei plötzlich alles zu ſagen: ihn mit der Mitteilung zu erſchrecken und zu erſchüttern, daß ihm unfehlbar das Irrenhaus bevorſtehe, und falls er ſich ſträuben oder unwillig werden oder gar das Mitgeteilte nicht glauben ſollte — dann einfach den Brief ſeiner Tochter vor ſeinen Augen auszubreiten und damit den Beweis zu erbringen; denn „wenn ſchon einmal die Abſicht beſtanden hat, ihn für irrſinnig zu erklären, ſo iſt dazu jetzt doch noch viel mehr Grund vorhanden, wo es gilt, die Heirat zu verhindern". Und dann wollte ſie den erſchrockenen, gebrochenen alten Herrn unverzüglich aus Zarſkoje nach Petersburg bringen, und hier — geradeswegs in meine Wohnung!

Das war ein ungeheures Wagnis, aber ſie glaubte, ſich ohne weiteres auf ihre Macht verlaſſen zu können. Jetzt will ich auf einen Augenblick von meiner Erzählung abweichen und, wenn ich damit auch wieder vorgreife, ſchon im voraus darauf aufmerkſam machen, daß ſie ſich in der Wirkung der Enthüllung auf den alten Fürſten nicht verrechnet hatte; ja, die Wirkung überſtieg ſogar noch alle ihre Erwartungen. Die Mitteilung von dieſem Brief ſeiner Tochter an den Juriſten Andronikoff erſchütterte den Fürſten tatſächlich noch viel, viel mehr, als ſie und wir alle für möglich gehalten hätten. Ich hatte bis dahin noch keine Ahnung davon gehabt, daß dem alten Fürſten ſchon früher ein-

mal von diesem Brief etwas zu Ohren gekommen war, doch hatte er nach Art aller schwachen und zaghaften Leute dem Gerücht keinen Glauben geschenkt und es sich aus allen Kräften vom Leibe gehalten, um sich seine Ruhe zu sichern, ja schließlich hatte er sich selbst wegen seiner unvornehmen Leichtgläubigkeit Vorwürfe gemacht. Ich will noch gleich erwähnen, daß die Tatsache des Vorhandenseins jenes Briefes auch auf Katerina Nikolajewna unvergleichlich stärker wirkte, als ich erwartet hatte . . . Mit einem Wort, dieses Schriftstück war von weit größerer Wichtigkeit, als ich, der ich es in der Tasche trug, damals ahnte. Doch ich greife gar zu weit vor.

Aber warum, wird man fragen, warum hatte sie dazu gerade meine Wohnung ausersehen? Warum wollte sie den Fürsten in unsere billigen Wohnräume bringen und ihn womöglich durch die Ärmlichkeit unserer Umgebung erschrecken? Wenn es nun einmal nicht anging, ihn in sein eigenes Haus zu führen (da man dort alles vereiteln konnte), weshalb brachte sie ihn dann nicht in eine andere „hochelegante" Wohnung, wie Lambert ihr anriet? Ja, eben hierin lag das ganze Wagnis ihres gewiß außergewöhnlichen Planes.

Die Hauptsache war für sie: dem Fürsten sofort nach seiner Ankunft das Dokument vorzuweisen. Nun hatte ich das Dokument bisher um keinen Preis ausliefern wollen. Da aber keine Zeit zu verlieren war, so entschloß sich Anna Andrejewna, im Vertrauen auf ihre Macht, die Sache ohne Dokument anzufangen, und den Fürsten geradeswegs zu mir zu bringen — warum? Ja, eben darum, weil sie mit diesem Schritt

auch mich zu fangen, oder, wie das Sprichwort ſagt, mit einem Stein zwei Sperlinge zu treffen hoffte. Sie rechnete und hoffte, mit einer ſolchen Überraſchung und Erſchütterung mich am eheſten überrumpeln zu können: ich würde, wie ſie meinte, wenn ich den alten Fürſten plötzlich bei mir ſähe, wenn ich ſeine Angſt und Hilfloſigkeit vor Augen hätte und ihren gemeinſamen Bitten ausgeſetzt wäre, ſchließlich doch nicht widerſtehen können und das Dokument vorweiſen! Ich muß zugeben: ihre Berechnung war ſchlau und klug, war in den Schlüſſen durchaus pſychologiſch, und noch mehr als das, denn beinahe hätte ſie auch ihr Ziel erreicht ... Was aber den Alten betraf, ſo hatte ſie ihn einzig damit zur Fahrt nach Petersburg bewegen können, daß ſie ihm einfach erklärte, ſie werde ihn z u m i r bringen, ganz wie er ihr auch nur auf dieſe Erklärung hin Glauben geſchenkt hatte, und dann ſogar auf ihr bloßes Wort hin. Das habe ich alles erſt ſpäter erfahren. Allein ſchon die Mitteilung, daß jenes Dokument ſich in meinem Beſitz befände, hatte in ſeinem ſchwachen Herzen den letzten Zweifel an der Richtigkeit der Mitteilung zerſtört — ſo groß war ſeine Liebe und ſein Vertrauen zu mir!

Ich muß noch bemerken, daß Anna Andrejewna ſelbſt keinen Augenblick daran zweifelte, daß ich das Dokument noch beſäße und nicht aus der Hand gegeben hätte. Ihr Irrtum beſtand nur darin, daß ſie meinen Charakter falſch beurteilte und zyniſch auf meine Unſchuld, meine Gutherzigkeit und ſogar auf meine Sentimentalität rechnete; andererſeits war ſie der Meinung, daß ich, falls ich den Brief zum Beiſpiel Katerina Nikolajewna auszuliefern entſchloſſen wäre, das nur unter gewiſſen be-

ſonderen Umſtänden tun würde: eben dieſen Umſtänden wollte ſie durch eine Überrumpelung, einen ganz unerwarteten Schachzug und entſcheidenden Schlag zuvorkommen.

Und ſchließlich hatte Lambert ſie in alledem noch beſtärkt. Ich habe ſchon einmal erwähnt, daß Lambert ſich zu jener Zeit in einer äußerſt kritiſchen Lage befand: er, der Anna Andrejewna zu hintergehen beabſichtigte, wollte mich mit allen Mitteln von ihr weglocken, damit ich, halbpart mit ihm, das Dokument an Katerina Nikolajewna verkaufte, was er aus gewiſſen Gründen für vorteilhafter hielt. Doch da ich das Dokument bis zum letzten Augenblick und um keinen Preis herausgab, ſo war er ſchließlich bereit, im äußerſten Fall Anna Andrejewna behilflich zu ſein, da er ſonſt Gefahr lief, ganz umgangen zu werden, und deshalb drängte er ſich ihr mit ſeiner Dienſtbefliſſenheit bis zur letzten Stunde geradezu gewaltſam auf, und erbot ſich ſogar, wie ich genau weiß, einen Prieſter zur Stelle zu ſchaffen, der ſie ohne weiteres trauen würde ... Doch Anna Andrejewna erſuchte ihn daraufhin nur mit einem verächtlichen Lächeln, ihr nicht mit ſolchen Vorſchlägen zu kommen. Lambert erſchein ihr viel zu ungeſchickt und erweckte in ihr nur Abſcheu; aber aus Vorſicht lehnte ſie ſeine Dienſte nicht ab, die unter anderem darin beſtanden, daß er für ſie ſpionierte. Übrigens — da ich auf Spionage zu ſprechen gekommen bin — ich weiß auch heute noch nicht, ob mein Wirt Pjotr Ippolitowitſch für ſeine Dienſte irgend etwas von ihnen erhielt, oder ob er einfach aus Vergnügen an der Verſchwörung in ihr Lager übergegangen war; jedenfalls ſpionierte auch

er mir nach, und ſeine Frau gleichfalls — das weiß ich genau.

Der Leſer wird jetzt verſtehen, daß ich, obſchon ich zum Teil darauf vorbereitet worden war, mir doch nicht hatte träumen laſſen, daß ich am nächſten oder übernächſten Tage den alten Fürſten in meiner Wohnung und unter ſolchen Umſtänden wiederſehen würde. Wie hätte ich auch ein ſolches Wagnis von Anna Andrejewna erwarten ſollen! Reden kann man ja vieles und andeuten noch mehr, aber einen ſolchen Entſchluß faſſen und dieſen Entſchluß auch wirklich ausführen — nein, das muß ich ſagen, dazu gehört Charakter!

II.

Ich fahre fort.

Am nächſten Morgen erwachte ich ſpät, nachdem ich ungewöhnlich feſt und traumlos geſchlafen hatte, was mich eigentlich wunderte; und ſo fühlte ich mich denn beim Aufſtehen geiſtig wieder ausnehmend friſch und mutig, ganz als wäre der geſtrige Tag gar nicht geweſen. Bei Mama wollte ich zunächſt nicht vorſprechen, ſondern mich geradeswegs in die Friedhofskirche begeben, um von dort nach der Trauerfeier mit Mama nach Hauſe zu fahren und dann den ganzen Tag bei ihr zu bleiben. Ich war feſt überzeugt, daß ich ihn heute bei Mama treffen würde, früher oder ſpäter, aber jedenfalls ganz beſtimmt!

Alfonſinka und mein Wirt hatten das Haus ſchon längſt verlaſſen. Meine Wirtin wollte ich nach nichts fragen, und überhaupt nahm ich mir vor, alle Beziehungen zu ihnen abzubrechen und ſogar ſobald wie möglich

auszuziehen; deshalb verriegelte ich auch wieder meine Tür, als man mir meinen Kaffee gebracht hatte. Doch plötzlich klopfte es: zu meinem Erstaunen war es nicht jemand von meinen Hausgenossen, sondern Trischatoff. Ich öffnete ihm sogleich und bat ihn erfreut, doch hereinzutreten, aber das wollte er nicht.

„Nein, besten Dank, ich will Ihnen nur zwei Worte von hier aus sagen . . . das heißt, ich muß doch wohl über die Schwelle treten, denn es ist vielleicht besser, leise zu sprechen. Aber hinsetzen werde ich mich nicht. Sie wundern sich über meinen scheußlichen Mantel: ja, Lambert hat mir den Pelz weggenommen . . ."

Er hatte in der Tat einen ganz alten, abgetragenen Mantel an, der für ihn viel zu lang war. Er stand mit einem eigentümlich düsteren und traurigen Gesicht vor mir, die Hände in den Taschen und den Hut auf dem Kopf.

„Ich setze mich nicht, ich setze mich nicht. Hören Sie, Dolgoruki, ich weiß nichts Näheres, aber ich weiß, daß Lambert irgend etwas gegen Sie plant, etwas, was bald und ganz bestimmt ausgeführt werden wird — das ist sicher. Also nehmen Sie sich in acht! Der Pockennarbige hat unvorsichtigerweise mir gegenüber so was ausgeplaudert — Sie erinnern sich doch noch des Pockennarbigen? Er hat mir freilich nicht gesagt, um was es sich handelt, daher kann ich Ihnen auch nichts Bestimmteres sagen. Ich bin nur gekommen, um Sie zu warnen. Leben Sie wohl!"

„Aber so setzen Sie sich doch, lieber Trischatoff! Ich habe zwar nicht viel Zeit, aber ich freue mich so, daß Sie gekommen sind . . ." rief ich.

„Nein, nein, ich setze mich nicht; aber daß Sie sich über mein Kommen freuen, das werde ich nicht vergessen. Ach, Dolgoruki, wozu sich vor anderen maskieren: ich habe mich doch bewußt und freiwillig zu jeder Schändlichkeit bereit erklärt, und sogar zu einer solchen Gemeinheit, daß ich mich schäme, sie vor Ihnen auch nur auszusprechen. Wir sind jetzt zu dem Pockennarbigen übergegangen . . . Leben Sie wohl! Ich bin es nicht wert, bei Ihnen zu sitzen."

„Aber was reden Sie da, Trischatoff, lieber . . ."

„Nein, sehen Sie, Dolgoruki: ich bin vor allen Menschen dreist und frech und werde jetzt ein Schlemmerleben anfangen. Bald werde ich einen noch besseren Pelz tragen als früher und nur mit Trabern fahren. Aber bei alledem werde ich im geheimen wissen, daß ich mich bei Ihnen doch nicht hingesetzt habe, weil ich mich noch selbst zu verdammen vermag und weiß, daß ich für Sie zu gemein bin! Diese Erinnerung wird mir noch angenehm sein, wenn ich ehrlos schlemme. Nun leben Sie wohl, leben Sie wohl! Auch die Hand gebe ich Ihnen nicht: nimmt doch selbst eine Alfonsinka nicht mehr meine Hand! Und bitte, kommen Sie mir nicht nach und suchen Sie mich nicht auf — vergessen Sie nicht unsere Abmachung."

Damit drehte sich der sonderbare Junge um und ging. Ich hatte im Augenblick wirklich keine Zeit, aber ich nahm mir vor, ihn unbedingt aufzusuchen, sobald ich nur alle die Konflikte beigelegt hätte, in denen ich mich befand . . . Von diesem Vormittag will ich sonst nichts weiter erzählen, obschon sich noch vieles erzählen ließe. Werssiloff war nicht zur Beerdigung erschienen, und ich glaube,

man konnte ſchon aus den Mienen der anderen ſchließen, daß er auch gar nicht erwartet wurde. Mama betete andächtig und gab ſich ganz dem Gebet hin. Am Grabe waren von ihnen nur Tatjana Pawlowna und Liſa. Aber ich wollte ja davon nichts weiter berichten. Nach der Beerdigung fuhren wir alle nach Haus und ſetzten uns zu Tiſch, und wieder ſchloß ich aus ihren Mienen, daß man ihn auch zu Tiſch nicht erwartete. Als wir nach dem Eſſen aufſtanden, ging ich auf Mama zu, umarmte ſie herzlich und gratulierte ihr zum Geburtstage; Liſa tat dann dasſelbe.

„Höre, Arkadi," flüſterte mir Liſa heimlich zu, „ſie erwarten ihn."

„Das merke ich, Liſa, das ſieht man ihnen an."

„Er wird auch beſtimmt kommen."

Sie müſſen zuverläſſige Nachricht haben, dachte ich bei mir und fragte nicht weiter. Wenn ich auch meine Gefühle nicht beſchreiben will, ſo muß ich doch ſagen, daß dieſes neue Rätſel, trotz meines ganzen friſchen Mutes, ſich wie ein Stein auf mein Herz wälzte. Wir ſetzten uns im Wohnzimmer alle zu Mama um den runden Tiſch. Oh, wie wohl es mir damals tat, bei ihr zu ſein und ſie anzuſehen! Sie bat mich plötzlich, etwas aus der Bibel vorzuleſen. Ich las ein Kapitel aus dem Evangelium Lucä. Sie weinte nicht und war auch nicht einmal ſehr traurig, aber ihr Geſicht war mir noch nie ſo — hellſichtig und bewußt erſchienen. In ihrem ſtillen Blick leuchtete eine Idee, aber ich konnte es ihr nicht im geringſten anſehen, daß ſie mit Bangen etwas erwartete. Das Geſpräch ſpann ſich faſt von ſelbſt weiter: wir ſprachen von dem Verſtorbenen, und Tatjana Pawlowna erzählte aus ihrer

Erinnerung vieles von ihm, was ich früher nicht gewußt hatte. Und überhaupt, wenn man das aufzeichnen wollte, so fände sich viel Bemerkenswertes! Auch Tatjana Pawlowna schien ihr gewohntes Wesen ganz verändert zu haben: sie war sehr freundlich und vor allen Dingen gleichfalls sehr ruhig, wenn sie auch viel sprach, um Mama zu zerstreuen. Aber eines kleinen Zwischenfalles erinnere ich mich noch gut: Mama saß auf dem Sofa, und auf einem runden Tischchen links vom Sofa lag ein Heiligenbild — es schien mit Absicht dorthin gelegt zu sein. Es war ein altertümliches Bild auf einer Holztafel und ohne metallene Verkleidung, außer den silbernen Heiligenscheinen über den Häuptern der beiden Heiligen, die dargestellt waren. Dieses Heiligenbild hatte Makar Iwanowitsch gehört, das wußte ich; und ich wußte auch, daß der Verstorbene sich nie von diesem Bilde getrennt und es für wundertätig gehalten hatte. Tatjana Pawlowna sah schon wieder zu dem Bilde hinüber.

„Hör mal, Ssofja," sagte sie plötzlich, das Gespräch unterbrechend, „sollte man nicht das Heiligenbild, statt es so liegen zu lassen, lieber auf dem Tisch aufstellen — man kann es ja stützen — und ein Lämpchen davor anzünden?"

„Nein, es ist besser so, wie es jetzt ist," sagte Mama. „Übrigens, du hast recht. So würde es sich gar zu feierlich ausnehmen . . ."

Ich begriff damals nicht, um was es sich handelte. Erst später erfuhr ich, daß dieses Heiligenbild von Makar Iwanowitsch schon vor langer Zeit Werssiloff mündlich vermacht worden war; und Mama wollte es ihm jetzt

übergeben. Es war inzwiſchen ſchon fünf Uhr geworden; wir unterhielten uns ruhig weiter, als ich plötzlich in Mamas Geſicht ein ſchreckhaftes Zucken bemerkte; ſie nahm ſchnell eine geradere Haltung an und begann zu lauſchen, während Tatjana Pawlowna, ohne etwas zu bemerken, weiterſprach. Ich ſah mich unwillkürlich nach der Tür um, und kurz darauf erblickte ich in ihr — Andrei Petrowitſch. Er mußte durch die Hintertür und den Korridor gekommen ſein. Von uns allen hatte nur Mama ſeinen leiſen Schritt gehört. Die jetzt folgende wahnſinnige Szene werde ich mit aller Ausführlichkeit wiedergeben, jedes Wort und jede Bewegung will ich feſtzuhalten verſuchen. Es war übrigens nur ein kurzer Auftritt. Zunächſt fiel mir in ſeinem Geſicht nicht die geringſte Veränderung auf. Gekleidet war er wie immer, das heißt, beinahe überelegant. In der Hand hatte er einen nicht großen, aber offenbar recht teuren Strauß friſcher Blumen. Er trat näher und überreichte ihn mit einem Lächeln Mama; die ſah ihn erſchrocken und verſtändnislos an, nahm aber den Strauß, und plötzlich ſtieg eine leichte Röte in ihre blaſſen Wangen, und ihre Augen erſtrahlten vor Freude.

„Ich wußte es, daß du es ſo auffaſſen würdeſt, Sſonjá," ſagte er.

Da wir bei ſeinem Eintritt alle aufgeſtanden waren, nahm er ſich, als er an den Tiſch trat, Liſas Stuhl, die links neben Mama geſeſſen hatte, und ohne zu bemerken, daß er einen fremden Platz einnahm, ſetzte er ſich dort hin. So kam er neben dem Tiſchchen zu ſitzen, auf dem das Heiligenbild lag.

„Guten Tag allerſeits. Sſonjá, ich wollte dir heute un-

bedingt dieſen Blumenſtrauß bringen, an deinem Geburtstag, deshalb bin ich auch nicht zur Beerdigung gekommen, weil ich mit dieſem Strauß nicht zu einem Toten kommen konnte. Aber du haſt mich ja zur Beerdigung auch gar nicht erwartet, ich weiß es. Und der Alte wird ſich über dieſe Blumen nicht ärgern, er hat uns doch ſelbſt noch Freude vermacht, iſt es nicht ſo? Ich denke, er iſt hier irgendwo im Zimmer."

Mama ſah ihn befremdet an. Tatjana Pawlownas Geſicht verzerrte ſich für einen Augenblick.

„Wer ſoll hier im Zimmer ſein?" fragte ſie.

„Der Verſtorbene. Laſſen wir das. Sie wiſſen doch, daß ein Menſch, der an alle dieſe Wunder nicht vollkommen glaubt, immer am eheſten zu Vorurteilen geneigt iſt ... Doch ich werde lieber von den Blumen ſprechen — ich verſtehe nicht, wie ich den Strauß heil und ganz hergebracht habe. Unterwegs hat mich mindeſtens dreimal die Luſt angewandelt, ihn in den Schnee zu ſchleudern und mit dem Fuß zu zertreten."

Mama zuckte zuſammen.

„Ich hatte die größte Luſt dazu. Hab' Mitleid mit mir, Sſonja, und mit meinem armen Kopf. Die Luſt dazu hatte ich, weil er ſo ſchön war. Gibt es ein ſchöneres Ding auf der Welt als ſolche Blumen? Ich trage ſie, und ringsum iſt Schnee und Kälte. Unſere Kälte und Blumen — was für ein Gegenſatz! Übrigens, das war es nicht, was ich ſagen wollte: ich hatte einfach Luſt, den Strauß zu zerdrücken, zu vernichten, weil er ſo ſchön war. Sſonja, ich werde jetzt wieder verſchwinden, aber ich werde ſehr bald zurückkehren, denn ich glaube, ich werde — mich zu — fürchten anfangen. Und wenn ich

Furcht bekomme — wer wird mich dann von meinem Schrecken erlöſen, wo finde ich dann einen Engel wie Sſonja?... Was iſt das da für ein Heiligenbild? Ach ſo, das vom Verſtorbenen, ich erinnere mich. Es war ſein Erbſtück, vom Großvater; er hat ſich ja ſein Lebtag nicht von ihm getrennt, ich weiß, ich erinnere mich; er hat es mir vermacht, ich erinnere mich noch ſehr gut ... ich glaube, es iſt ein Bild von den Altgläubigen ... laßt doch mal ſehen."

Er nahm das Heiligenbild in die Hand, hielt es näher zum Licht und prüfte es aufmerkſam, doch ſchon nach wenigen Sekunden legte er es auf den Tiſch vor ſich hin. Ich wunderte mich, denn alle dieſe ſonderbaren Worte ſagte er ſo unvermittelt, daß ich eigentlich noch nichts begreifen konnte. Ich weiß nur noch, daß ein krankhafter Schreck mein Herz ergriff. Mamas anfänglicher Schrecken dagegen wurde zu einem Nichtverſtehenkönnen und dann zu Mitleid; ſie ſah in ihm vor allem den unglücklichen Menſchen — war es doch auch früher ſchon vorgekommen, daß er faſt ebenſo ſonderbar geſprochen hatte wie jetzt. Liſa wurde auf einmal ſehr bleich und nickte mir mit einem ſeltſamen Blick auf ihn zu. Doch mehr noch als wir alle ſchien Tatjana Pawlowna erſchrocken zu ſein.

„Aber was haben Sie denn, beſter Andrei Petrowitſch?" fragte ſie vorſichtig.

„Wirklich, ich weiß es ſelbſt nicht, liebe Tatjana Pawlowna, was mit mir iſt. Erſchrecken Sie nur nicht, ich weiß noch, daß Sie Tatjana Pawlowna ſind, und daß Sie lieb und gut ſind. Ich bin ja ... einſtweilen ... nur für einen Augenblick hergekommen; ich wollte Sſonja etwas

Gutes ſagen und ſuche vergeblich nach ſo einem Wort, wenn auch mein Herz voll iſt von Worten, die ich nicht auszuſprechen verſtehe; wirklich, es ſind lauter ſo ſonderbare Worte. Wiſſen Sie, mir iſt ſo, als ob ich mich gleichſam ſpaltete," ſagte er und ſah uns alle mit einem furchtbar ernſten Geſicht und mit aufrichtigem Mitteilſamkeitsbedürfnis an. „Wirklich, ich ſpalte mich geiſtig und habe eine ſchreckliche Angſt davor. Es iſt, als ſtünde neben mir mein Doppelgänger; man iſt ſelbſt noch klug und vernünftig, jener andere aber neben einem will unbedingt irgendeine Sinnloſigkeit begehen; manchmal ſogar etwas ſehr Luſtiges; und plötzlich wird man gewahr, daß man ſelbſt derjenige iſt, der dieſes Luſtige begehen will. Man will es Gott weiß weshalb, man will es, ohne es zu wollen, man ſträubt ſich aus allen Kräften dagegen und will es doch mit aller Gewalt. Ich habe einen Arzt gekannt, der bei der Beerdigung ſeines Vaters in der Kirche plötzlich zu pfeifen anfing. Glaubt mir, ich hatte Angſt, heute zur Beerdigung zu kommen, weil ſich meiner die Überzeugung bemächtigt hatte, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, daß auch ich in der Kirche zu pfeifen oder zu lachen anfangen würde, ganz wie jener unglückliche Arzt, der traurig genug endete . . . Ich weiß wirklich nicht, weshalb mir heute immer wieder dieſer Arzt einfällt; ſo oft, daß ich von ihm gar nicht mehr loskommen kann. Weißt du, Sſonja, da habe ich wieder dieſes Heiligenbild genommen" (er hielt es ſchon und wendete es in den Händen hin und her), „und weißt du, ich habe jetzt, gerade in dieſem Augenblick, in dieſer Sekunde die größte Luſt, es an den Ofen zu ſchleudern, an jene Ecke da. Ich bin überzeugt, daß es ſich auf einen

Hieb in zwei Teile ſpalten wird, gerade in zwei — nicht mehr und nicht weniger!"

Das ſonderbarſte war dabei, daß er das ohne eine Spur von Verſtellung und ganz ohne Herausforderung ſagte; er ſprach ganz wie gewöhnlich; aber um ſo ſchrecklicher wirkte es; und ich glaube, er hatte in der Tat furchtbare Angſt vor irgend etwas; ich bemerkte plötzlich, daß ſeine Hände ein wenig zitterten.

„Andrei Petrowitſch!" ſchrie Mama auf und ſchlug die Hände zuſammen.

„Laß, laß das Bild, Andrei Petrowitſch, laß es, leg es hin!" rief Tatjana Pawlowna, die ſchon aufgeſprungen war. „Kleide dich aus und leg dich ins Bett. Arkadi, zum Arzt!"

„Aber . . . warum regt ihr euch denn auf?" fragte er leiſe und ſah uns alle der Reihe nach forſchend an. Dann ſtützte er plötzlich beide Ellbogen auf den Tiſch und preßte die Stirn in die Hände.

„Ich ängſtige euch, aber ich habe eine Bitte, meine Freunde: unterhaltet mich ein wenig, ſetzt euch wieder hin und beruhigt euch alle — wenigſtens auf einen Augenblick! Sſonja, ich bin ja nicht deshalb gekommen, um das zu ſagen; ich kam allerdings, um etwas mitzuteilen, aber etwas ganz anderes. Leb wohl, Sſonja, ich gehe wieder auf die Wanderſchaft, wie ich ſchon mehrmals von dir gegangen bin . . . Nun und natürlich werde ich einmal wieder zu dir zurückkehren — in dieſem Sinne biſt du ja mein Schickſal. Zu wem ſollte ich denn auch ſonſt gehen, wenn alles zu Ende iſt? Glaube mir, Sſonjä, ich bin jetzt zu dir gekommen, wie zu einem Engel und durchaus nicht wie zu einem Feinde: was wäreſt du

mir denn für ein Feind, ja, was für ein Feind? Glaube auch nicht, daß ich gekommen bin, um dieſes Heiligenbild zu zerſchlagen, aber weißt du, Sſonjá, ich habe doch Luſt, es zu zerſchlagen ..."

Als Tatjana Pawlowna vorhin ausgerufen hatte: „Laß das Bild, leg es hin!" — da hatte ſie es ihm entwunden und in ihrer Hand behalten. Plötzlich aber, bei ſeinem letzten Wort, ſprang er auf, entriß es ihr im Augenblick, holte jähzornig aus und ſchleuderte es aus aller Kraft an die Ecke des Kachelofens. Das Heiligenbild zerſprang in genau zwei Stücke ... Da wandte er ſich haſtig zu uns, ſein bleiches Geſicht wurde rot, faſt purpurrot, und jeder Nerv ſeines Geſichts bebte und zuckte.

„Faß es nicht als Sinnbild auf, Sſonja, ich habe nicht Makars Vermächtnis zerſchlagen, ſondern nur ſo ... um zu zerſchlagen ... Zu dir werde ich ja doch zurückkehren, — als zu meinem letzten Engel! oder übrigens — faß es meinetwegen auch als Sinnbild auf; denn das war es doch nun einmal, unbedingt! ..."

Und plötzlich ging er ſchnell aus dem Zimmer und verließ das Haus — wieder durch die andere Tür (ſein Pelz und ſeine Mütze waren an jenem Ende des Korridors geblieben). Ich will nicht ausführlich ſchildern, was mit Mama geſchah: zu Tode erſchrocken und mit erhobenen Händen ſtand ſie wie erſtarrt da, bis ſie — jäh zu ſich kam und ihm nachrief:

„Andrei Petrowitſch, ſo laß uns doch wenigſtens Abſchied nehmen, Liebſter!"

„Er wird ſchon kommen, Sſofja, er wird ſchon kommen! Sei unbeſorgt!" ſchrie Tatjana Pawlowna in einem furchtbaren Haßanfall, zitternd vor Empörung, vor ge-

radezu tierischer Wut. „Du hast doch gehört, er versprach ja wiederzukommen! Laß nur den Narren noch zum letzten Male spazieren gehen! Wenn er dann alt wird — wer wird ihn als Gichtlahmen dann noch pflegen außer dir, seiner alten Pflegerin? So hat er's ja selber erklärt, hat sich ja nicht mal geschämt . . ."

Lisa war ohnmächtig geworden.

Ich selbst wollte ihm nachlaufen.

Aber dann eilte ich zu Mama, umfaßte sie und hielt sie in meinen Armen.

Lukerja kam herbeigelaufen und brachte ein Glas Wasser für Lisa.

Mama kam bald wieder zu sich, sank auf das Sofa, bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte.

„Aber . . . ja aber . . . so lauf ihm doch nach!" rief plötzlich Tatjana Pawlowna laut, wie wenn sie jetzt erst zur Besinnung käme. „So lauf doch, hol ihn ein, lauf, geh ihm nicht von der Seite, so geh doch, lauf, lauf ihm nach!" und sie suchte mich mit Gewalt von Mama loszureißen. „Ach, dann laufe ich doch selber!"

„Arkascha, ja, ach, lauf ihm schnell nach!" rief plötzlich auch Mama.

Da lief ich denn Hals über Kopf hinaus, gleichfalls durch die Küchentür und über den Hof; aber er war schon nicht mehr zu sehen. In der Ferne sah ich auf den Fußsteigen schwarze Gestalten gehen; ich lief ihnen nach und sah im Vorüberlaufen jedem ins Gesicht. So lief ich bis zur Straßenkreuzung.

„Über Irrsinnige ärgert man sich doch nicht," dachte ich flüchtig, „Tatjana Pawlowna aber wurde doch vor

Ärger ſo wild auf ihn, — folglich iſt er gar nicht irrſinnig . . .“

Ich hatte das Gefühl, daß ſeine Tat dennoch ein S i n n b i l d geweſen war, und daß er unbedingt mit irgend etwas ein Ende habe machen wollen, ein Ende, wie mit dieſem Heiligenbilde, und zwar ſo, daß wir es ſähen, wir, Mama und Alle. Aber auch der „Doppelgänger“ war ſicherlich neben ihm geweſen; daran war gewiß nicht zu zweifeln . . .

III.

Er war aber nirgendwo zu ſehen, und ich wußte nicht, wo ich ihn ſuchen ſollte: daß er geradeswegs in ſeine Wohnung gegangen wäre, war kaum anzunehmen. Plötzlich kam mir ein Gedanke, und ich lief ſchnurſtracks zu Anna Andrejewna.

Anna Andrejewna war ſchon zurückgekehrt, und ich wurde ſogleich zu ihr gebeten. Ich nahm mich nach Möglichkeit zuſammen, während ich hineinging. Ohne mich zu ſetzen, erzählte ich ihr, was vorgefallen war, alſo das von dem „Doppelgänger“. Niemals werde ich ihr jene geſpannte, aber mitleidlosruhige und ſelbſtſichere Neugier, mit der ſie mich gleichfalls ſtehend anhörte, vergeſſen oder gar verzeihen.

„Wo kann er jetzt ſein? Vielleicht wiſſen Sie es?“ ſchloß ich ſchroff. „Tatjana Pawlowna hat mich geſtern zu Ihnen geſchickt . . .“

„Ich ließ Sie ſchon geſtern zu mir bitten. Geſtern war er in Zarſkoje Sſelo und war auch bei mir. Jetzt aber“ (ſie ſah nach der Uhr), „da es ſchon ſieben iſt . . . wird er beſtimmt bei ſich zu Hauſe ſein.“

„Ich ſehe, daß Sie alles wiſſen — alſo ſagen Sie, ſagen Sie mir auch alles!“ rief ich.

„Ich weiß vieles, aber nicht alles. Ihnen brauche ich wohl nichts zu verheimlichen . . .“ Sie maß mich mit einem ſonderbaren Blick, dabei lächelnd und gleichſam erwägend. „Geſtern früh hat er Katerina Nikolajewna, als Antwort auf ihren Brief, in aller Form einen Heiratsantrag gemacht.“

„Das — iſt nicht möglich!“ Ich ſtarrte ſie an.

„Der Brief ging durch meine Hände; ich ſelbſt habe ihr den Brief uneröffnet übergeben. Diesmal hat er ‚ritterlich‘ gehandelt und mir nichts verheimlicht.“

„Anna Andrejewna, ich verſtehe kein Wort!“

„Es iſt allerdings ſchwer zu verſtehen . . . dieſe Handlungsweiſe erinnert an einen Spieler, der ſein letztes Goldſtück auf den Tiſch wirft und dabei ſchon den Revolver ſchußbereit in der Taſche hält — ſo ungefähr iſt auch ſein Heiratsantrag aufzufaſſen. Von zehn Möglichkeiten ſprechen neun dafür, daß ſie ſeinen Antrag nicht annimmt; aber auf dieſe eine zehnte Möglichkeit rechnet er doch noch, und ich muß ſagen, das iſt ſogar ſehr — intereſſant! Meiner Anſicht nach . . . übrigens . . . übrigens kann hier auch wieder ſo eine Anwandlung mitgeſpielt haben, eben jener ‚Doppelgänger‘, wie Sie das ſoeben ſo treffend ausgedrückt haben . . .“

„Und Sie lachen noch? Und wie ſoll ich glauben, daß Sie den Brief übergeben haben? Sie ſind doch — die Braut ihres Vaters? Foltern Sie mich nicht, Anna Andrejewna!“

„Er bat mich, mein Schickſal ſeinem Glück zu opfern, oder vielmehr gebeten hat er darum gerade nicht: es

wurde ziemlich ſchweigſam abgetan, ich las das alles nur in ſeinen Augen. Mein Gott, wozu ſich darüber wundern: iſt er denn nicht nach Königsberg gereiſt, um ſich von Ihrer Mutter die Zuſtimmung zu ſeiner Heirat mit Madame Achmakoffs Stieftochter zu holen? Das ſieht dem doch wieder ſehr ähnlich, daß er mich geſtern zu ſeiner Vertrauten und Abgeſandten erkor."

Sie war ein wenig bleich. Aber ihr Sarkasmus war nur ein Mittel, um ihre Ruhe zu bewahren. Oh, ich verzieh ihr damals viel, als ich ſo nach und nach das Ganze erfaßte. Eine Minute lang überlegte ich; ſie ſchwieg und wartete.

„Wiſſen Sie," ſagte ich plötzlich lachend, „Sie haben den Brief ja nur deshalb überbracht, weil er für Sie nicht die geringſte Gefahr bedeutete, denn zu dieſer Heirat wird es doch nie und nimmer kommen! Aber er? Und ſchließlich auch ſie? Selbſtverſtändlich wird ſie ihn mit ſeinem Antrag abweiſen, und dann ... was wird dann geſchehen? Wo iſt er jetzt, Anna Andrejewna?" rief ich, „jetzt iſt jede Minute wertvoll, jede Minute kann ein Unglück geſchehen!"

„Er iſt jetzt bei ſich in ſeiner Wohnung, wie ich Ihnen ſchon ſagte. In ſeinem geſtrigen Brief an Katerina Nikolajewna, den ich überbrachte, bat er ſie auf jeden Fall, alſo unabhängig von ihrer Antwort, um eine Zuſammenkunft in ſeiner Wohnung heute um ſieben Uhr abends. Sie hat zugeſagt."

„Sie in ſeiner Wohnung? Wie iſt das möglich?"

„Warum denn nicht? Die Wohnung gehört ja Darja Oniſſimowna; da können ſie ſich doch ſehr gut als ihre Gäſte bei ihr treffen ..."

„Aber ſie fürchtet ſich vor ihm ... er kann ſie umbringen!"
Anna Andrejewna lächelte nur.
„Katerina Nikolajewna hat trotz ihrer ganzen Furcht vor ihm, die auch ich an ihr bemerkt habe, doch immer eine gewiſſe Ehrfurcht und Bewunderung für die Vornehmheit ſeiner Grundſätze und für ſeinen idealen Verſtand gehegt. Sie hat jetzt zugeſagt, um ihm ihr Vertrauen zu beweiſen, und um der Sache ein für allemal ein Ende zu machen. In ſeinem Brief aber hat er ihr feierlich ſein Ehrenwort gegeben, daß ſie nichts zu fürchten hätte ... Ich entſinne mich nicht mehr genau der Ausdrücke, aber jedenfalls hat ſie ihm darauf mit ihrem Vertrauen geantwortet ... und da es doch das letztemal ſein ſoll ... jedenfalls beruhte ihre Antwort auf den edelſten Gefühlen. Es war da beiderſeits ein gewiſſer ritterlich heroiſcher Wettſtreit, wenn Sie wollen."
„Aber der Doppelgänger, ſein Doppelgänger!" rief ich, „er iſt doch wahnſinnig geworden!"
„Als Katerina Nikolajewna geſtern in dieſe Zuſammenkunft einwilligte, hat ſie mit der Möglichkeit eines ſolchen Zwiſchenfalles wahrſcheinlich nicht gerechnet," meinte Anna Andrejewna.
Ich drehte mich plötzlich um und lief aus dem Zimmer — zu ihm, zu ihm, ſelbſtverſtändlich! Aber aus dem Vorſaal kehrte ich noch einmal auf eine Sekunde zu ihr zurück.
„Das iſt es wohl gerade, was Sie brauchen, daß er ſie totſchlägt!" rief ich ihr ins Geſicht und rannte aus dem Hauſe.
Obgleich ich am ganzen Körper wie im Fieber zitterte,

betrat ich die Wohnung leiſe und behutſam, durch die Küchentür, und bat flüſternd, Darja Oniſſimowna zu mir herauszurufen — aber da kam ſie ſchon in die Küche und ſah mich wortlos mit geſpannt forſchendem Blick an.
„Er . . . er iſt nicht zu Hauſe.“
Aber ich flüſterte ihr ſchnell und ohne Umſchweife zu, daß ich alles wiſſe, Anna Andrejewna hätte mir alles geſagt, und ich käme geraden Weges von ihr.
„Darja Oniſſimowna, wo ſind ſie?“
„Sie ſind im Saal, dort, wo Sie vorgeſtern ſaßen, am Tiſch . . .“
„Darja Oniſſimowna, laſſen Sie mich hinein!“
„Aber wie kann ich denn das!“
„Nicht dorthin, aber in das Nebenzimmer. Darja Oniſſimowna, das iſt vielleicht Anna Andrejewnas Wunſch . . . Sonſt hätte ſie mir doch nicht geſagt, daß ſie hier ſind. Sie werden mich ja nicht ſehen . . . und Anna Andrejewna will es ja ſelbſt . . .“
„Aber wenn ſie es nicht will?“ Darja Oniſſimownas Blick wich nicht von mir und ſog ſich förmlich hinein in meine Augen.
„Darja Oniſſimowna, ich werde Ihre Olá nie vergeſſen . . . laſſen Sie mich hinein!“
Da fingen ihre Lippen und ihr Kinn plötzlich zu zittern an.
„Liebling, dann um Oláś willen . . . für dein gutes Herz . . . Aber verlaß nicht Anna Andrejewna, Liebling! Wirſt du ſie nicht verlaſſen, was? Wirſt du ſie nicht verlaſſen?“
„Nein, nein, ich werde ſie nicht verlaſſen!“
„Dann gib mir noch dein heiliges Ehrenwort, daß du

nicht zu ihnen hineinrennen und auch nicht losschreien wirst, wenn ich dich hinführe?"
„Mein Ehrenwort, Darja Onissimowna!"
Sie faßte mich am Rock, führte mich leise in ein dunkles Zimmer, das an jenes stieß, in dem sie saßen, führte mich unhörbar auf dem weichen Teppich zur Tür, schob mich dicht an den zugezogenen Vorhang, den sie vorsichtig ein wenig zur Seite bog, und zeigte mir die beiden.
Ich blieb da, sie schlich zurück. Selbstverständlich blieb ich. Ich war mir vollkommen bewußt, daß ich horchte, daß ich ein fremdes Geheimnis belauschte, aber ich blieb. Wie sollte ich denn nicht bleiben! Und der Doppelgänger? Hatte er doch schon vor meinen Augen das Heiligenbild zertrümmert!

IV.

Sie saßen sich gegenüber, an demselben Tisch, an dem wir am Abend vorher auf seine „Auferstehung" getrunken hatten. Ich konnte ihre Gesichter deutlich sehen. Sie war in einem schlichten schwarzen Kleide, schön und anscheinend so ruhig wie immer. Er sprach, und sie hörte ihm mit größter und zuvorkommender Aufmerksamkeit zu. Vielleicht konnte man ihr doch eine gewisse Ängstlichkeit ansehen. Er aber war ungemein angeregt. Was ich vernahm, war mir zunächst vollkommen unklar, da ich den Anfang des Gesprächs nicht gehört hatte. Auf einmal fragte sie:
„Und ich war die Ursache?"
„Nein, die Ursache war ich," erwiderte er, „Sie sind nur — unschuldig schuldig. Sie wissen doch, daß man

unſchuldig ſchuldig ſein kann? Es iſt das die allerunverzeihlichſte Schuld und zieht faſt immer Strafe nach ſich," flocht er in ſonderbar lachendem Tone ein. „Ich habe mir doch eine Weile lang tatſächlich eingebildet, ich hätte Sie ganz vergeſſen und lachte nur noch über meine törichte Leidenſchaft . . . aber das wiſſen Sie ja. Und was geht mich dieſer Menſch an, den Sie da heiraten wollen? Ich habe Ihnen geſtern einen Antrag gemacht, verzeihen Sie mir das, es war eine Sinnloſigkeit, und doch wüßte ich ſie durch nichts zu erſetzen . . . Was hätte ich denn tun können außer dieſer Sinnloſigkeit? Ich wüßte nichts . . ."

Er lachte ein verlorenes Lachen nach dieſen Worten. Auf einmal ſah er ſie an. Bis dahin hatte er beim Sprechen immer zur Seite geſehen. Wenn ich an ihrer Stelle geweſen wäre — dieſes Lachen hätte mich erſchreckt, das fühlte ich. Dann ſtand er plötzlich auf.

„Sagen Sie, wie haben Sie darauf eingehen können, hierherzukommen?" fragte er auf einmal, als wäre ihm die Hauptſache plötzlich wieder eingefallen. „Dieſe Aufforderung meinerſeits und mein ganzer Brief — war eine vollkommene Sinnloſigkeit . . . Warten Sie, ich kann mir ſchließlich ſelbſt denken, wie es zu erklären iſt, daß Sie einwilligten, zu kommen, aber . . . zu welchem Zweck Sie gekommen ſind — das iſt die Frage! Oder ſollten Sie wirklich nur aus Furcht gekommen ſein?"

„Ich bin gekommen, um Sie zu ſehen," ſagte ſie, während ſie ihn mit ſchüchterner Vorſicht wie wartend anſah.

Beide ſchwiegen vielleicht eine halbe Minute lang.

Werſſiloff nahm wieder ſeinen Platz auf ſeinem Stuhl ein und begann mit gehaltener, aber ergriffener, faſt bebender Stimme:

„Ich habe Sie ſo unendlich lange nicht geſehen, Katerina Nikolajewna, ſo lange nicht, daß ich faſt ſchon für unmöglich gehalten habe, jemals wieder bei Ihnen ſitzen, Ihr Geſicht ſehen, Ihre Stimme hören zu können . . . Zwei Jahre haben wir uns nicht geſehen, zwei Jahre nicht geſprochen. Daß ich Sie noch einmal ſprechen würde, hätte ich gar nicht mehr gedacht. Nun, gut, was vergangen iſt — iſt vergangen, und was iſt — das wird morgen verſchwunden ſein, wie Rauch, — nun gut! Ich bin damit einverſtanden, denn ich wüßte wieder nicht, wie es ſich anders machen ließe, aber gehen Sie jetzt nicht ſo fort, ſeien Sie nicht umſonſt gekommen," ſtieß er plötzlich faſt flehend hervor. „Wenn Sie ſchon ein Almoſen geben, wenn Sie ſchon gekommen ſind — ſo ſeien Sie wenigſtens nicht umſonſt gekommen, antworten Sie mir nur auf eine Frage!"

„Auf welche Frage?"

„Wir werden uns ja nie mehr ſehen — und was macht es Ihnen denn aus? Sagen Sie mir die Wahrheit, nur einmal für alle Ewigkeit, antworten Sie auf eine Frage, die kluge Leute niemals ſtellen: Haben Sie mich wenigſtens einmal geliebt, oder habe ich . . . mich getäuſcht?"

Sie wurde feuerrot.

„Ich habe Sie geliebt," ſagte ſie.

„Das hatte ich erwartet, daß Sie ſo antworten würden, — oh, du Aufrichtige, du Innige, du Ehrliche!"

„Und jetzt?" fuhr er fort.

„Jetzt liebe ich Sie nicht."
„Und lachen?"
„Nein, ich lächelte jetzt nur unwillkürlich, weil ich im voraus wußte, daß Sie fragen würden: ‚Und jetzt?' Ich lächelte, weil man immer unwillkürlich lächelt, wenn etwas gesagt wird, worauf man schon gefaßt war . . ."
Mir wurde ganz sonderbar zumute: ich hatte sie noch nie so auf der Hut, so vorsichtig, ja fast sogar schüchtern und zugleich so verwirrt gesehen. Er umspannte sie mit seinem Blick.
„Ich weiß, daß Sie mich nicht lieben . . . und — lieben Sie mich wirklich nicht?"
„Vielleicht — wirklich nicht. Nein, ich liebe Sie nicht," fügte sie plötzlich fest hinzu, diesmal ohne zu lächeln und ohne zu erröten. „Ich habe Sie geliebt, ja, aber nicht lange. Ich habe damals sehr bald aufgehört, Sie zu lieben."
„Ich weiß, ich weiß, Sie erkannten, daß es nicht das war, was Sie brauchen, aber . . . was ist es denn, was Sie brauchen? Erklären Sie mir das noch einmal . . ."
„Habe ich es Ihnen denn schon einmal erklärt? Was ich brauche? Ja ich — bin doch eine ganz gewöhnliche Frau; ich bin eine ruhige Frau, ich liebe . . . ich liebe heitere Menschen."
„Heitere?"
„Da sehen Sie, wie ich mit Ihnen nicht einmal zu sprechen verstehe. Ich glaube, wenn Sie mich weniger liebten, dann würde ich Sie lieben," sagte sie wieder mit einem schüchternen Lächeln.

In ihrer Antwort lag die vollkommenſte Aufrichtigkeit, — ſollte ſie wirklich nicht gewußt haben, daß ihre Antwort die endgültigſte Formel für ihr Verhältnis war, eine Formel, die alles erklärte und entſchied? Oh, wie er das hätte verſtehen müſſen! Aber er ſah ſie an und lächelte ſonderbar.

„Iſt Bjoring . . . ein heiterer Menſch?“ fuhr er fort zu fragen.

„Oh, er braucht Sie nicht im geringſten zu beunruhigen,“ antwortete ſie mit einer gewiſſen Haſt. „Ich heirate ihn nur deshalb, weil ein Leben mit ihm für mich am ruhigſten ſein wird. Meine Seele behalte ich dann für mich.“

„Sie ſollen ja, wie man hört, wieder Geſchmack an der Geſellſchaft, an der glänzenden Welt finden?“

„Nicht an der Geſellſchaft. Ich weiß, daß in unſerer Geſellſchaft dieſelbe Unordnung iſt wie überall; aber ihre Formen ſind wenigſtens äußerlich gefällig, und deshalb iſt es, wenn man ſchon ein Leben lebt, das nur ein Vorübergehen iſt, doch beſſer, in ihr zu leben als ſonſtwo.“

„Ich höre neuerdings oft das Wort ‚Unordnung‘ gebrauchen. Sie ſind damals wohl auch vor meiner Unordnung zurückgeſchreckt, vor meinen Feſſeln, meinen Ideen, meinen Torheiten?“

„Nein, das war doch nicht — ganz ſo . . .“

„Sondern? Ich beſchwöre Sie, ſagen Sie alles ganz offen.“

„Nun gut, ich werde es Ihnen ganz offen ſagen, weil ich Sie für ſo unendlich klug halte: mir . . . mir iſt an Ihnen immer irgend etwas lächerlich erſchienen.“

Kaum hatte ſie das geſagt, als ſie plötzlich rot wurde, ganz als hätte ſie ſelbſt gemerkt, daß ſie eine ungeheure Unvorſichtigkeit begangen hatte.

„Sehen Sie, dafür, was Sie mir jetzt geſagt haben, kann ich Ihnen viel verzeihen," antwortete er ſonderbar.

„Ich habe noch nicht zu Ende geſprochen," beeilte ſie ſich, hinzuzufügen und errötete dabei noch mehr. „Ich wollte vielmehr ſagen, daß ich die Lächerliche bin . . . ſchon deshalb, weil ich wie eine Törin mit Ihnen ſpreche."

„Nein, Sie ſind nicht lächerlich, Sie ſind nur — eine verderbte Weltdame!" ſagte er erbleichend und unheimlich. „Auch ich habe vorhin nicht zu Ende geſprochen, als ich Sie fragte, zu welchem Zweck Sie gekommen ſind. Wollen Sie, daß ich es jetzt ausſpreche? Es gibt einen Brief, ein Dokument, und das macht Sie erzittern, denn Sie wiſſen, daß Ihr Vater, wenn dieſer Brief in ſeine Hände käme, Sie ſchon bei Lebzeiten verſtoßen und in ſeinem Teſtament enterben könnte. Sie fürchten ſich vor dieſer Möglichkeit, und ſind . . . dieſes Briefes wegen gekommen," ſagte er, am ganzen Leibe bebend und faſt zähneklappernd.

Sie hörte ihn mit ſchmerzlichem und traurig bangem Geſichtsausdruck an.

„Ich weiß, daß Sie mir eine Menge Unannehmlichkeiten bereiten können," ſagte ſie, ſeine Worte gleichſam zurückweiſend, „aber ich bin weniger deshalb gekommen, um Sie zu bitten, mich in Ruhe zu laſſen, als . . . um Sie ſelbſt wiederzuſehen. Ich habe ſogar ſchon lange gewünſcht, von mir aus gewünſcht, Sie zu ſehen. Aber ich habe Sie unverändert als den wiedergefunden, der

Sie früher waren," fügte ſie plötzlich hinzu, wie fortgeriſſen von einem beſtimmten und ausſchlaggebenden Gedanken und ſogar wie von einem ſonderbaren plötzlichen Gefühl.

„Und Sie hatten einen anderen zu finden gehofft? Und das — nach meinem Brief, in dem ich Ihnen von Ihrer Verderbtheit geſchrieben hatte? Sagen Sie: ſind Sie ganz ohne Furcht hierhergekommen?"

„Ich bin gekommen, weil ich Sie früher geliebt habe; und ich bitte Sie: drohen Sie mir nicht, bitte nicht, und mit nichts, wenigſtens ſo lange nicht, wie wir jetzt beiſammen ſind, — erinnern Sie mich nicht an meine häßlichen Gedanken und Gefühle. Wenn Sie mit mir von etwas anderem ſprechen könnten, wäre ich ſehr froh. Mit den Drohungen kommen Sie meinetwegen ſpäter, hier aber laſſen Sie uns von anderem ſprechen . . . Ich bin wirklich nur gekommen, um Sie einen Augenblick zu ſehen und zu hören. Nun, und wenn Sie das nicht können, ſo töten Sie mich meinetwegen, aber — drohen Sie mir nicht und peinigen Sie ſich nicht ſelbſt vor meinen Augen!" ſchloß ſie und ſah ihn in einer ſonderbaren Erwartung an, ganz als hätte ſie wirklich geglaubt, er könne ſie töten.

Er erhob ſich wieder von ſeinem Stuhl, ſah ſie mit heißem Blick an und ſagte feſt:

„Es wird Ihnen hier nicht das Geringſte widerfahren."

„Ach ja, Ihr Ehrenwort!" ſagte ſie lächelnd.

„Nein, nicht nur deshalb, weil ich Ihnen im Brief mein Ehrenwort gegeben habe, ſondern weil ich . . . die ganze Nacht an Sie denken will und werde . . ."

„Um ſich ſelbſt zu quälen?"

„Wenn ich allein bin, ſtelle ich mir immer — Sie vor. Immer! Ich tue nichts anderes als mit Ihnen ſprechen! Ich ziehe mich in meine Höhlen, in meine Schlupfwinkel zurück — und ſofort erſcheinen Sie vor meinen Augen! Aber Sie lachen immer über mich, ganz wie jetzt . . .“

Er ſagte das wie außer ſich.

„Niemals, niemals habe ich über Sie gelacht!“ rief ſie erſchüttert und wie in tiefſtem Mitleiden, das im Ausdruck ihres Antlitzes deutlich ſichtbar wurde. „Wenn ich gekommen bin, ſo habe ich doch alles getan, um es ſo zu machen, daß es für Sie unter keinen Umſtänden kränkend ſein könnte,“ ſagte ſie plötzlich. „Ich bin hergekommen, um Ihnen zu ſagen, daß ich Sie beinahe liebe . . . Verzeihen Sie, ich habe mich vielleicht nicht ſo ausgedrückt,“ fügte ſie ſchnell hinzu.

Er begann zu lachen.

„Warum verſtehen Sie nicht, ſich zu verſtellen? Warum ſind Sie — eine ſolche Einfalt, warum ſind Sie nicht ſo wie alle . . . Wie kann man denn einem Menſchen, dem man einen Korb gibt, ſagen: ‚Beinahe liebe ich Sie‘?“

„Ich habe mich nur nicht auszudrücken verſtanden,“ beeilte ſie ſich zu erklären. „Ich habe das nicht ſo ſagen wollen; das kommt nur daher, weil ich mich in Ihrer Gegenwart immer befangen fühle und dann nicht zu ſprechen verſtehe; das iſt ſchon von unſerer erſten Begegnung an ſo geweſen. Aber wenn meine Worte auch nicht ganz richtig gewählt waren — daß ich Sie ‚beinahe liebe‘ — ſo iſt es dem Sinne nach doch beinahe ſo, — nur deswegen habe ich es überhaupt auszudrücken

verſucht. Ich liebe Sie mit ſo einer . . . eben mit ſo einer allgemeinen Liebe, mit der man alle liebt, und ſie einzugeſtehen man ſich niemals ſchämt . . .“
Er hörte ſie ſchweigend an, ohne ſeinen brennenden Blick auch nur einmal von ihr abzuwenden.
„Ich beleidige Sie natürlich,“ fuhr er außer ſich fort. „Es muß in der Tat das ſein, was man Leidenſchaft nennt . . . Ich weiß nur, daß es mit mir aus iſt, wenn Sie bei mir ſind, und ohne Sie gleichfalls! Aber gleichviel ob ich ohne Sie oder mit Ihnen bin, wo Sie auch ſein mögen — Sie ſind immer bei mir. Ich weiß, daß ich Sie auch ſehr haſſen kann, mehr noch als lieben. Übrigens, ich denke ſchon lange über nichts mehr nach — mir iſt alles gleich. Es tut mir nur leid, daß ich eine ſolche Frau zu lieben angefangen habe wie Sie . . .“
Seine Stimme verſagte; er fuhr atemlos fort.
„Was haben Sie? Sie finden es wohl ungezogen, daß ich ſo ſpreche?“ Er lächelte, doch ſein Geſicht war bleich. „Ich glaube, ich könnte, wenn Sie nur dadurch zu erringen wären, dreißig Jahre lang als Säulenheiliger auf einem Fuße ſtehen! . . . Ich ſehe, ich tue Ihnen leid, Ihr Geſicht ſagt: ‚Ich würde dich ja lieben, wenn ich könnte, aber ich kann nicht‘ . . . Iſt es nicht ſo? Tut nichts, ich habe keinen Stolz mehr. Ich bin bereit, wie ein Bettler jedes Almoſen von Ihnen anzunehmen — hören Sie: jedes! . . . Was kann denn auch ein Bettler für einen Stolz haben?“
Sie erhob ſich und trat an ihn heran.
„Mein Freund!“ ſagte ſie mit unausſprechlichem Gefühl in ihrem Geſicht und berührte mit der Hand ſeine

Schulter. „Ich kann ſolche Worte nicht hören! Ich werde mein lebelang an Sie denken als an einen mir teuren, einen wertvollen Menſchen, als an das größte Menſchenherz, das ſchlägt, als an etwas Heiliges, das ich achten und lieben kann. Andrei Petrowitſch, verſtehen Sie mich recht: aus irgendeinem Grunde bin ich doch heute hergekommen, Sie lieber, mir ſowohl damals wie auch jetzt lieber Menſch! Ich werde nie vergeſſen, wie Sie bei unſeren erſten Begegnungen meinen Verſtand erſchüttert und mich aufgerüttelt haben. Laſſen Sie uns als Freunde ſcheiden, und Sie werden für mich mein ganzes Leben lang der ernſteſte und teuerſte Gedanke ſein."

„‚Scheiden wir, und dann werde ich Sie lieben'; ich werde Sie lieben — nur ſcheiden wir. Hören Sie," ſagte er, und ſein Geſicht war bleich, „ſchenken Sie mir noch ein Almoſen: lieben Sie mich nicht, leben Sie nicht mit mir, wir wollen uns nie ſehen, aber wenn Sie mich rufen, werde ich Ihr Sklave ſein, und werde ſofort verſchwinden, wenn Sie mich nicht ſehen und hören wollen, nur . . . nur heiraten Sie keinen anderen!"

Mein Herz krampfte ſich bis zur Pein zuſammen, als ich dieſe Worte hörte. Dieſe naiv erniedrigende Bitte klang ſo mitleiderregend, traf ſo tief ins Innerſte, weil ſie ſo nackt und unmöglich war. Ja, in der Tat, er bat um ein Almoſen! Konnte er denn wirklich glauben, daß ſie darauf eingehen werde? Er erniedrigte ſich bis zum Verſuch! Er bat verſuchsweiſe! Dieſe tiefſte Stufe der Mutloſigkeit war das Unerträgliche! Jeder Zug ihres Geſichts verzerrte ſich plötzlich vor Schmerz; aber

noch bevor sie ein Wort sagen konnte, kam er schon zur Besinnung.

„Ich werde Sie v e r n i c h t e n!" sagte er plötzlich mit einer sonderbaren, entstellten Stimme, die gar nicht wie seine Stimme war.

Aber auch sie antwortete ihm sonderbar und gleichfalls wie mit einer fremden, unerwarteten Stimme.

„Und wenn ich Ihnen dies Almosen schenkte," sagte sie entschlossen, „so würden Sie sich ja noch viel schlimmer an mir rächen, als Sie jetzt drohen, denn Sie würden es nie vergessen, daß Sie als so ein Bettler vor mir gestanden haben . . . Ich kann Drohungen von Ihnen nicht anhören!" schloß sie fast mit Unwillen und sah ihn herausfordernd an.

„‚Drohungen von Ihnen', das heißt: von so einem Bettler! Es war nur ein Scherz von mir," sagte er leise und lächelte. „Ich werde Ihnen nichts antun, fürchten Sie sich nicht, gehen Sie . . . und was jenes Dokument betrifft, so werde ich alles tun, um es Ihnen zu verschaffen, ich werde es Ihnen zusenden — nur gehen Sie jetzt, gehen Sie! Ich habe Ihnen einen törichten Brief geschrieben, Sie aber haben auf den törichten Brief geantwortet und sind gekommen — wir sind quitt. Nicht hier — dort ist der Ausgang," sagte er und wies auf die richtige Tür (sie wollte durch das Zimmer gehen, in dem ich hinter der Portiere stand).

„Verzeihen Sie mir, wenn Sie können," sagte sie, in der Tür stehen bleibend.

„Wie aber, wenn wir uns später einmal ganz als gute Freunde begegnen und auch an diese Szene mit hellem Lachen zurückdenken werden?" fragte er auf einmal,

aber jeder Zug in ſeinem Geſicht bebte wie bei einem Menſchen, der von einem Krampf befallen iſt.
„Oh, gebe Gott!“ rief ſie aus und drückte die Hände an die Bruſt, aber gleichzeitig ſah ſie ihm doch ängſtlich forſchend ins Geſicht, und als erriete ſie, was er ſagen wollte.
„Gehen Sie. Wir haben jetzt beide nicht allzuviel Verſtand, aber Sie . . . Oh, Sie ſind ein Menſch von meinem Schlage! Ich habe Ihnen einen wahnſinnigen Brief geſchrieben, und Sie ſind auf dieſen Brief hin zu mir gekommen, um mir zu ſagen, daß Sie mich ‚beinahe lieben‘. Nein, Sie und ich, wir ſind beide — Menſchen ein und desſelben Wahnſinns! Seien Sie immer ſo wahnſinnig, ändern Sie ſich nicht, und wir werden einander noch als Freunde begegnen — das prophezeie ich Ihnen, und gebe Ihnen mein Wort darauf!“
„Und ſehen Sie, dann werde ich Sie unfehlbar lieben, das fühle ich ſchon jetzt!“ Die Frau in ihr konnte ſich nicht bezwingen, warf ihm noch von der Schwelle her als letztes dieſe Worte zu.
Sie ging hinaus. Ich ſchlich ſofort unhörbar in die Küche und eilte, faſt ohne auf Darja Oniſſimowna, die mich dort erwartete, einen Blick zu werfen, über die Küchentreppe und den Hof auf die Straße. Aber ich ſah nur noch, wie ſie in eine Droſchke ſtieg, die vor der Haustür auf ſie gewartet hatte. Ich lief die Straße hinunter.

Elftes Kapitel.

I.

Ich lief zu Lambert. Oh, wie ſehr ich auch wünſchte, meinen Handlungen an dieſem Abend und in dieſer Nacht ein logiſches Ausſehen zu geben und auch nur den geringſten vernünftigen Sinn in ihnen zu entdecken, ſo bin ich doch ſelbſt heute noch außerſtande, obgleich ich jetzt alles überſchauen kann, ſie in einem klaren und richtigen Zuſammenhang zu ſchildern. Es war da ein Gefühl, oder richtiger, ein ganzes Chaos von Gefühlen, in dem ein Sich-Verirren unvermeidlich blieb. Freilich gab es unter dieſen Gefühlen eines, das vorherrſchte, eines, das mich unſäglich bedrückte und alle anderen Gefühle gleichſam tyranniſierte, doch . . . ſoll ich es bekennen? Zumal ich noch nicht einmal ganz ſicher bin . . .

Als ich zu Lambert ins Zimmer ſtürzte, war ich ſelbſtverſtändlich außer mir. Ich jagte ſogar ihm und Alfonſinka einen Schrecken ein. Es iſt mir übrigens immer aufgefallen, daß ſelbſt die liederlichſten und verkommenſten Franzoſen den Hang haben, in ihrer häuslichen Lebensführung an einer gewiſſen Art von bourgeoiſer Ordnung zäh und kleinlich feſtzuhalten, — an einer Ordnung, die überaus proſaiſch, alltäglich, zeremoniell und ein für allemal anerkannt iſt. Aber Lambert begriff doch ſehr bald, daß etwas geſchehen war, und freute ſich rieſig, daß er mich endlich bei ſich, das heißt, endlich in der Falle hatte. Das war ja ſein Traum, ſein ſehnlichſter Wunſch in allen dieſen Tagen geweſen, denn ohne mich konnte er ja doch nichts machen! Und ſiehe da: nachdem er ſeine ganze Hoffnung faſt ſchon auf-

gegeben hatte — erſchien ich plötzlich bei ihm, ich ſelbſt, und dazu noch in einer Verfaſſung, in der er mich gerade brauchte.

„Lambert, gib Wein her!“ rief ich: „Trinken wir, laß uns fröhlich ſein! Alphonſina, wo iſt Ihre Gitarre?“

Die Szene, die hierauf folgte, will ich nicht weiter beſchreiben — ſie iſt nebenſächlich. Er hörte mir geſpannt zu. Ich machte ihm offen und als Erſter den Vorſchlag zu einer Verſchwörung.

„Vor allen Dingen müſſen wir Katerina Nikolajewna durch einen Brief zwingen, zu uns zu kommen . . .“

„Das kann man,“ ſtimmte mir Lambert zu, der auf jedes meiner Worte achtete.

„Zweitens müſſen wir ihr zur Sicherheit mit dieſem Brief eine Abſchrift des ‚Dokuments‘ ſchicken, damit ſie ſich ſelbſt davon überzeugen kann, daß man ſie nicht betrügen will.“

„Ja, das muß man, das muß man!“ pflichtete Lambert mir ſogleich eifrig bei, während er mit Alphonſina ununterbrochen Blicke wechſelte.

„Und drittens mußt du, Lambert, ſie von dir aus herbitten, angeblich im Auftrage eines Unbekannten, der gerade aus Moskau angekommen ſei; ich hätte dann die Aufgabe, Werſſiloff mitzubringen.“

„Ja, auch Werſſiloff könnte noch dabei ſein,“ beſtätigte Lambert wieder.

„Nicht könnte, ſondern er muß, und zwar unbedingt!“ rief ich. „Um ſeinetwillen ſoll doch das Ganze überhaupt gemacht werden!“ erklärte ich und trank Schluck auf Schluck aus meinem Glaſe. (Wir tranken alle drei, aber ich glaube, ich trank die ganze Flaſche Champagner

allein aus: ſie aber taten nur ſo, als tränken ſie gleichfalls.) „Werſſiloff und ich werden im Nebenzimmer ſitzen (Lambert, wir müſſen uns noch ein Nebenzimmer verſchaffen!), und wenn ſie dann auf alles eingegangen iſt — auf den Kaufpreis in Geld und auch auf den anderen Kaufpreis, denn die Weiber ſind doch alle ehrlos — dann erſcheine ich mit Werſſiloff, und wir überführen ſie ihrer Schändlichkeit. Und dann wird Werſſiloff, wenn er ſelbſt geſehen hat, wie gemein ſie iſt, mit einem Schlage von ſeinem Wahn geheilt ſein und ſie hinauswerfen! Und Bjoring muß auch noch dabei ſein, damit auch er es ſieht!“ fügte ich außer mir hinzu.

„Nein, Bjoring iſt überflüſſig,“ bemerkte Lambert.

„Nein, der muß auch unbedingt, unbedingt dabei ſein!“ ereiferte ich mich wieder.

„Du begreifſt ja nichts, Lambert, weil du dumm biſt! Verſteh doch, es ſoll ja gerade zu einem Skandal in dieſen ihren höheren Kreiſen kommen — damit rächen wir uns an dieſen Kreiſen und an ihr, ſie ſoll nur ihre Strafe empfangen! Lambert, ſie wird dir einen Wechſel geben ... Ich brauche das Geld nicht — ich ſpucke aufs Geld, du aber kannſt dich bücken und es aufheben, wenn du magſt, und mit meinem Speichel in die Taſche ſtecken, ich aber, ich — vernichte ſie dafür!“

„Ja, ja,“ hetzte Lambert, „das mußt du tun ...“ Er wechſelte wieder einen Blick mit Alfonſinka.

„Weißt du, Lambert, Sie verehrt Werſſiloff ungeheuer: ich habe mich ſoeben davon überzeugt,“ lallte ich ſchon mit ſchwerer Zunge.

„Das iſt gut, daß du ſie belauſcht haſt! Ich hätte niemals gedacht, daß du ein ſo guter Spion ſein könnteſt

und überhaupt ſo geſcheit biſt!" Er wollte mir damit eine Schmeichelei ſagen.

„Du lügſt, Franzos, ich bin kein Spion, aber geſcheit bin ich allerdings! Und weißt du, Lambert, ſie liebt ihn ja doch!" fuhr ich fort, nur von dem Verlangen getrieben, mich auszuſprechen: „Aber heiraten wird ſie ihn nicht, denn Bjoring iſt Gardeoffizier, und Werſſiloff iſt — nur ein großmütiger Menſch und ein Menſchheitsfreund, und ſo einer iſt nach den Anſchauungen ihres Kreiſes nur eine lächerliche Figur und nichts weiter! Oh, ſie begreift ſeine Leidenſchaft und genießt ſie, ſie kokettiert mit ihm und lockt ihn an, aber ſie heiratet ihn nicht! Sie iſt ein Weib, eine Schlange! Jedes Weib iſt Schlange und jede Schlange Weib! Ihn aber muß man davon heilen; man muß ihm die Binde von den Augen reißen: er ſoll erkennen, wie ſie iſt, dann wird er geſund werden. Ich bringe ihn zu dir, Lambert!"

„Ja, das mußt du," ſtimmte mir Lambert eifrig bei, und goß mir ſchon wieder das Glas voll.

Er hatte ja nur eine Angſt: daß er mich durch Widerſpruch erzürnen, und daß ich zu trinken aufhören könnte. Das machte ihn ſo ungeſchickt und unſchlau, daß es mir damals ſchon auffiel. Und doch hätte ich um keinen Preis fortgehen können: ich trank und ſprach ununterbrochen, denn ich ſtand ganz unter dem unbezwingbaren Verlangen, mich vollends auszuſprechen. Als Lambert nach einer neuen Flaſche ging, ſpielte Alfonſinka auf der Gitarre irgendein ſpaniſches Motiv. Ich hätte beinah zu weinen angefangen.

„Lambert, du weißt ja noch nicht alles!" rief ich mit tiefem Gefühl. „Dieſen Menſchen muß man unbedingt

retten, weil er jetzt . . . in einem Zauberbann ist. Wenn sie ihn heiratete, würde er sie am Morgen nach der ersten Nacht mit der Peitsche hinausjagen . . . das kommt doch vor. Denn so eine gewaltsame und wilde Liebe ist wie ein Anfall, wie eine Schlinge um den Hals, wie eine Krankheit, und — kaum hat sie ihre Befriedigung erreicht — da fällt einem sofort die Binde von den Augen, und es stellt sich gleich das entgegengesetzte Gefühl ein — Ekel und Haß, der Wunsch zu vernichten, zu zertreten. Kennst du die Geschichte von Abisagil, Lambert, hast du sie gelesen?"

„Nein, ich . . . erinnere mich nicht; ist's ein Roman?" stotterte Lambert unsicher.

„Ach, du weißt aber auch gar nichts, Lambert! Du bist unglaublich, unglaublich unwissend . . . aber ich mach mir nichts draus. Mir ist alles gleich. Ich weiß, er liebt Mama; er hat ihr Bild geküßt; er würde jene am anderen Morgen hinausjagen und zu Mama gehen; aber dann wäre es zu spät, und deshalb muß man ihn jetzt retten . . ."

Zum Schluß fing ich bitterlich zu weinen an, redete aber immer weiter und trank furchtbar viel. Von Lambert war es jedenfalls sehr schlau, daß er den ganzen Abend über nicht ein einziges Mal nach dem „Dokument" fragte und wo es sei. Er sprach kein Wort davon, daß ich nun auch mit dem Dokument herausrücken, es ihm auf den Tisch legen solle. Was wäre natürlicher gewesen, als danach zu fragen, zumal wir doch schon beschlossen hatten, gemeinschaftlich zu handeln? Und dann, noch ein Zug: wir hatten nur davon gesprochen, daß es nötig sei, „das" zu tun, aber wo „das" geschehen sollte, wann und

wie —, davon ſprachen wir auch kein Wort! Er ſtimmte mir in allem faſt widerſpruchslos zu und wechſelte dabei heimlich Blicke mit Alfonſinka — das war alles, was er zu tun wagte! Damals konnte ich darüber freilich nicht nachdenken, aber ich ſah es doch und habe es behalten. Die Szene endete damit, daß ich bei ihm auf dem Diwan, wie ich da ſaß, einſchlief. Natürlich in den Kleidern. Ich ſchlief ſehr lange und erwachte ſehr ſpät. Ich weiß noch, daß ich, als ich erwachte, eine Zeitlang wie betäubt auf dem Diwan liegen blieb und mir Mühe gab, mich deſſen zu erinnern, was am Abend eigentlich geſchehen war; dabei tat ich, als ob ich immer noch ſchlief. Ich bemerkte bald, daß Lambert nicht mehr im Zimmer war: er mußte ausgegangen ſein. Es war ſchon zehn Uhr morgens; im Ofen praſſelte das Feuer, ganz wie damals, nach jener Nacht, als ich das erſtemal von Lambert in dieſes Zimmer gebracht worden war. Hinter dem Schirm aber bewachte mich Alfonſinka: das bemerkte ich ſogleich, weil ſie zweimal hinter ihm hervorlugte und mich muſterte, aber ich ſchloß jedesmal ſchnell die Augen und ſtellte mich ſchlafend. Ich tat es einerſeits, weil ich noch ganz wie zerſchlagen war, und andererſeits, weil ich mir meine Lage erſt einmal überlegen wollte. Mit Entſetzen erkannte ich die ganze Schändlichkeit und Sinnloſigkeit meiner nächtlichen Beichte vor Lambert und meiner Verſchwörung mit ihm; erkannte vor allem die Tragweite meines Fehlers, daß ich ihn überhaupt aufgeſucht hatte! Aber zum Glück war das Dokument ja noch immer bei *mir*, war ja noch immer in meiner Seitentaſche eingenäht; ich fühlte unwillkürlich mit der Hand danach — Gott ſei Dank, es war da! Alſo brauchte

ich jetzt nur aufzustehen und davonzulaufen; mich höchstens vor Lambert noch zu schämen — aber das war er ja gar nicht wert!

Doch ich schämte mich vor mir selbst! Ich war mein eigener Richter, und — o Gott, was ging in meiner Seele vor! Ich möchte diese höllische, unerträgliche Pein, dieses Gefühl und Bewußtsein der eigenen Schmutzigkeit und Gemeinheit nicht beschreiben! Doch ich muß. Ich muß auch das aussprechen, weil, wie mir scheint, die Zeit dazu gekommen ist, und in meinen Aufzeichnungen nichts verschwiegen werden soll. So mag man denn wissen, daß ich s i e nicht etwa darum in den Schmutz ziehen und beinahe Zeuge dessen sein wollte, wie sie Lambert den Kaufpreis zahlen würde (oh, Niedrigkeit!) — nicht darum, um den wahnsinnigen Werssiloff zu retten und ihn Mama zurückzugeben, sondern darum . . . weil ich selbst in sie verliebt und eifersüchtig war! Eifersüchtig auf wen: auf Bjoring, auf Werssiloff? Oder auf alle, die sie auf den Bällen sehen, und mit denen sie sprechen könnte, während ich in der Ecke stand und mich meiner selbst schämte? . . . Oh, welch eine Erbärmlichkeit!

Kurz, ich weiß nicht, auf wen ich eifersüchtig war; aber ich fühlte und hatte mich an jenem Abend so sicher überzeugt — wie ich sicher bin, daß zweimal zwei vier ist — hatte mich überzeugt, daß ich sie verloren, daß diese Frau mich von sich stoßen und verlachen werde wegen meines Betruges und meiner Schändlichkeit! Sie war ehrlich und aufrichtig, ich aber — ich war ein Spion mit unterschlagenen Dokumenten!

Das alles habe ich seitdem in meinem Herzen geheimgehalten, aber jetzt ist die Zeit gekommen, und — ich ziehe

die Summe. Doch wiederum und zum letztenmal sei es gesagt: ich habe mich vielleicht um die Hälfte oder sogar um fünfundsiebzig Prozent schlechter dargestellt, als ich war! In jener Nacht haßte ich sie wie ein Mensch, der außer sich ist, und dann wie ein tobender Betrunkener. Ich habe schon gesagt, daß es ein Chaos von Gefühlen war, in denen ich mich selbst nicht zurecht fand. Aber gleichviel, ausgesprochen mußten sie werden, weil doch ein Teil dieser Gefühle immerhin vorhanden gewesen war.

Mit unüberwindlichem Widerwillen und mit leidenschaftlichem Entschluß alles wieder gutzumachen, sprang ich plötzlich vom Diwan auf; aber kaum war ich aufgesprungen, da schoß auch schon Alfonsinka hinter dem Schirm hervor. Während ich nach meinem Pelz und meiner Mütze griff, beauftragte ich sie, Lambert zu sagen, alles, was ich gestern hier phantasiert und zu meinem eigenen Bedauern von einer Dame Häßliches geredet hatte — sei nur ein Scherz von mir gewesen — ferner: daß Lambert nicht wagen solle, jemals noch zu mir zu kommen ... Alles das brachte ich überstürzt hervor, auf Französisch, und wahrscheinlich recht unklar. Aber zu meiner Verwunderung verstand Alfonsinka alles ausgezeichnet; und was am sonderbarsten war — sie schien sich sogar darüber zu freuen.

„Oui, oui," griff sie das Gesagte auf und nickte dazu, „c'est une honte! Une dame ... Oh, vous êtes généreux, vous! Soyez tranquille, je ferai voir raison à Lambert ..."

Ich blieb einen Augenblick in Zweifeln stehen, als ich diesen so unerwarteten Umschwung in ihren Gefühlen

gewahrte, und danach auf einen ſolchen etwa auch bei Lambert ſchließen mußte. Ich ſagte aber nichts und ging ſchweigend hinaus; in meinem Innern war alles trübe, und ich konnte nur mit Mühe denken. Nachher habe ich auch dieſes Verhalten begriffen, aber dann war es ſchon zu ſpät! Oh, was war das für ein teufliſches Ränkeſpiel! Ich will hier die ganze Geſchichte im voraus erklären, denn ſonſt könnte der Leſer das Weitere unmöglich verſtehen.

Schon bei meiner erſten Begegnung mit Lambert — damals, als ich in ſeiner Wohnung allmählich „aufgetaut" war — hatte ich ihm wie ein rechter Dummkopf anvertraut, daß ich das Dokument eingenäht in der Bruſttaſche trug. Und als ich darauf auf dem Diwan für kurze Zeit eingeſchlafen war, hatte Lambert ſofort die Gelegenheit benutzt, die Taſche zu befühlen und ſich davon zu überzeugen, daß tatſächlich ein Papier in ihr eingenäht war. Auch ſpäter hatte er ſich einigemal davon überzeugen können, daß ich das Papier immer noch bei mir trug; ſo hatte er mich auch während unſeres Geſprächs nach dem Mittageſſen im Tatariſchen Reſtaurant, als wir bei Miljutin Champagner tranken, ein paarmal um die Schultern gefaßt. Und als ihm endlich die ganze Wichtigkeit dieſes Dokumentes aufgegangen war, da war in ihm ein Plan gereift, den ich ihm nie und nimmer zugetraut hätte. Wie ein rechter Dummkopf hatte ich mir die ganze Zeit eingebildet, er rufe mich nur zu dem Zweck zu ſich in die Wohnung, um mich ungeſtört überreden zu können, mit ihm zuſammen die Sache zu machen. Aber, o weh! — er hatte es in einer ganz anderen Abſicht getan. Er hatte mich zu ſich locken wollen, um mich bis

zur Beſinnungsloſigkeit betrunken zu machen, und, wenn ich dann bewußtlos dalag — mir das Dokument aus der Taſche herauszutrennen. Und das hatten ſie, er und Alfonſinka, in dieſer Nacht denn auch getan. Alfonſinka trennte die Taſche auf, und nachdem ſie den Brief, ihren Brief, mein Moskauer Dokument, glücklich hatten, nahmen ſie einen einfachen Bogen Poſtpapier von derſelben Größe, legten ihn an ſeine Stelle und nähten die Taſche wieder zu, als wäre nichts geſchehen, ſo daß ich auch nichts von der Auswechſelung bemerken konnte. Alfonſinka war es, die die Taſche wieder zunähte. Und ſo ging ich denn, ging ich bis zum Schluß, alſo noch ganze anderthalb Tage, in dem Glauben umher, ich, ich wäre der Beſitzer des Dokuments, und Katerina Nikolajewnas Schickſal ſei immer noch in meiner Hand!

Noch ein letztes Wort: dieſer Diebſtahl des Dokuments war die Urſache des ganzen Unglücks, das nun folgte.

II.

Ich ſtehe vor den letzten vierundzwanzig Stunden der Ereigniſſe, von denen meine Aufzeichnungen handeln, alſo vor dem Ende des Endes.

Es war, glaube ich, gegen halb elf, als ich angeregt und doch, wie ich mich erinnere, ſeltſam zerſtreut, aber mit einem endgültigen Entſchluß im Herzen, in meine Wohnung gelangte. Ich hatte es nicht eilig, ich wußte ſchon, wie ich handeln würde. Und plötzlich, ich war kaum in unſer Vorzimmer getreten, begriff ich ſofort, daß ein neues Unglück hereingebrochen und die Sache noch un-

vergleichlich verwickelter geworden war: der alte Fürſt, den ſie ſoeben aus Zarſkoje Sſelo nach Petersburg gebracht hatten, befand ſich in unſerer Wohnung, und Anna Andrejewna war bei ihm!

Sie hatten ihn nicht bei mir untergebracht, ſondern in zwei Zimmern der Wohnung meiner Wirtsleute, die unmittelbar an mein Zimmer ſtießen. Es waren dort ſchon am Tage vorher, wie ich ſpäter ſah, gewiſſe Veränderungen und Verſchönerungen vorgenommen worden, übrigens nur ganz unwichtige. Mein Wirt war mit ſeiner Frau in das kleine Zimmer ſeines rechthaberiſchen pockennarbigen Mieters, von dem ſchon einmal die Rede geweſen iſt, übergeſiedelt, dieſer aber war für die Zeit anderweitig untergebracht worden — wo, weiß ich leider nicht.

Mein Wirt empfing mich und ſchlüpfte gleich hinter mir in mein Zimmer. Er ſah nicht ſo ſelbſtſicher drein wie tags zuvor auf der Treppe, war aber in einem ſozuſagen ſehr belebten Zuſtande und ganz auf der Höhe der Umſtände. Ich ſagte kein Wort zu ihm, trat aber, die Stirn in die Hände gepreßt, in die Ecke und ſtand ſo vielleicht eine Minute. Er dachte zunächſt, ich „ſtellte mich nur ſo an", dann aber wurde er doch etwas ungeduldig, und ſchließlich erſchrak er.

„Iſt Ihnen etwas nicht recht?" fragte er ungewiß. Als er ſah, daß ich nicht Miene machte, zu antworten, begann er: „Ich hab' nämlich auf Sie gewartet, um Sie zuvor zu fragen, ob Sie nicht wünſchen, daß dieſe Tür hier aufgemacht werde, damit Sie mit den fürſtlichen Gemächern verbunden ſind . . . und nicht über den Korridor zu gehen brauchen?" Er deutete auf die ver-

ſchloſſene Seitentür, die zu den Zimmern führte, in denen er ſonſt wohnte, und die jetzt der Fürſt einnahm.
„Alſo hören Sie, Pjotr Ippolitowitſch," wandte ich mich mit ſtrenger Miene an ihn, „ich bitte Sie, ſo freundlich zu ſein, zu Anna Andrejewna zu gehen und ihr zu ſagen, daß ich ſie zu einer ſofortigen Unterredung zu mir bäte. Sind ſie ſchon lange hier?"
„Ja, wohl ſchon eine ganze Stunde."
„Alſo gehen Sie."
Er ging und brachte mir die ſonderbare Antwort, daß Anna Andrejewna und der Fürſt Nikolai Iwanowitſch mich mit Ungeduld erwarteten. Das bedeutete, daß Anna Andrejewna nicht zu mir kommen wollte. Ich brachte meine Kleider in Ordnung, bürſtete meinen Rock, in dem ich in der Nacht geſchlafen hatte, wuſch mich, kämmte mich, tat aber alles ohne Haſt, und ging endlich mit dem Bewußtſein, daß ich die größte Vorſicht beobachten mußte, zu dem alten Herrn.
Der Fürſt ſaß auf dem Sofa hinter dem runden Tiſch, und Anna Andrejewna ſtand am anderen Ende des Zimmers an einem zweiten mit einem ſauberen Tiſchtuch bedeckten Tiſch, auf dem die ſo blank wie noch nie gepußte Teemaſchine der Wirtsleute ſtand, und bereitete für ihn den Tee. Ich trat mit demſelben ſtrengen Geſicht ins Zimmer; der alte Fürſt, der das ſofort bemerkte, fuhr nur ſo zuſammen, und das Lächeln in ſeinem Geſicht verwandelte ſich im Nu in einen Ausdruck des Schrecks: aber da konnte ich meinem Vorſatz nicht treu bleiben und ſtreckte ihm lachend beide Hände entgegen. Der arme Fürſt ſtürzte ſich wie erlöſt in meine Arme. Natürlich begriff ich ſofort, was für einen Menſchen

ich vor mir hatte. Erſtens wurde es mir ſonnenklar, daß man aus jenem alten Herrn, der ſogar noch ganz rüſtig und immerhin noch ganz bei Vernunft geweſen war, und der doch immer noch einen gewiſſen, gleichviel was für welchen, aber jedenfalls noch einen gewiſſen Charakter beſeſſen hatte, inzwiſchen, d. h. in der Zeit, ſolange ich mit ihm nicht mehr zuſammengekommen war, ſo etwas wie eine Mumie oder ein ängſtliches, mißtrauiſches Kind gemacht hatte. Ich füge hinzu: er wußte ganz genau, zu welchem Zweck er hierher gebracht worden war, es war alles genau ſo geſchehen, wie ich vorgreifend ſchon erzählt habe. Man hatte ihn plötzlich, ohne jede Vorbereitung, mit der angeblichen Tatſache des Verrats ſeiner Tochter und ihrer Abſicht, ihn in eine Irrenanſtalt zu bringen, überraſcht, erſchreckt, niedergeſchmettert und um jede Überlegung gebracht. Er hatte ſich dann entführen laſſen, vor Angſt kaum deſſen ſich bewußt, was er tat. Man hatte ihm geſagt, der Beſitzer der Beweiſe ſei — ich, ich hätte den Schlüſſel zur endgültigen Entſcheidung in der Hand. Es ſei hier gleich bemerkt, daß gerade dieſe „endgültige Entſcheidung" und der „Schlüſſel" ihn am meiſten erſchreckt hatten. Deshalb hatte er denn auch nichts anderes erwartet, als daß ich mit einem Urteilsſpruch auf der Stirn und einem großen Schriftſtück in der Hand bei ihm eintreten werde, und um ſo größer war natürlich ſeine Freude, als er ſah, daß ich vorläufig noch wie früher harmlos lachen und von allen möglichen anderen Dingen plaudern konnte. Als wir uns umarmten, rollten ihm die hellen Tränen über die Wangen. Ich muß geſtehen, auch mir wurden die Augen feucht: er tat mir auf einmal ſo leid . . .

Alfonſinkas kleines Hündchen kläffte mich vom Sofa her mit dünnem Stimmchen ganz außer ſich an, wagte aber trotz aller Aufregung doch nicht, vom Sofa herabzuſpringen. Von dieſem winzigen Hündchen trennte ſich der Fürſt überhaupt nicht mehr, nachdem er es gekauft hatte; es ſchlief ſogar bei ihm.

„Oh, je disais qu'il a du coeur!“ wandte er ſich zu Anna Andrejewna und wies dabei auf mich.

„Wie Sie ſich erholt haben, Fürſt, wie friſch und geſund Sie ausſehen!“ ſagte ich. Aber ach! — genau das Gegenteil war der Fall: er ſah, wie geſagt, eher nach einer Mumie aus. Ich ſagte ihm das nur ſo, um ihm etwas Angenehmes zu ſagen.

„N'est-ce pas, n'est-ce pas?“ griff er freudig meine Bemerkung auf. „Oh, meine Geſundheit hat ſich erſtaunlich gebeſſert.“

„Laſſen Sie ſich bitte nicht ſtören, trinken Sie nur Ihren Tee, und wenn ich auch eine Taſſe bekommen könnte, ſo würde ich Ihnen Geſellſchaft leiſten.“

„Vorzüglich! ‚Laſſet uns trinken und fröhlich ſein . . .‘ oder wie die Verſe da heißen. Anna Andrejewna, geben Sie ihm auch welchen; il prend toujours par les sentiments . . . geben Sie uns beiden Tee, meine Liebe!“

Anna Andrejewna reichte uns den Tee, plötzlich aber wandte ſie ſich zu mir und begann mit außerordentlicher Feierlichkeit:

„Arkadi Makarowitſch, wir beide, ich und mein Wohltäter, Fürſt Nikolai Iwanowitſch, haben unſere Zuflucht zu Ihnen genommen. Ich will damit nur geſagt haben, daß wir zu Ihnen gekommen ſind, zu Ihnen

allein, und daß wir beide Sie um Ihre Hilfe bitten. Vergessen Sie nicht, daß das Schicksal dieses heiligen, dieses edlen und von aller Welt verratenen Mannes in Ihren Händen liegt ... *Von Ihrem ehrlichen Herzen erwarten wir die Entscheidung! ...*"

Aber sie konnte nicht zu Ende sprechen; der Fürst erschrak dermaßen, daß er am ganzen Leibe zitterte:

„Après, après, n'est-ce pas? Chère amie!" unterbrach er sie mit flehend erhobenen Händen.

Ich kann gar nicht sagen, wie unangenehm ihre Herausforderung auch auf mich wirkte. Ich antwortete ihr nichts darauf und begnügte mich mit einer kalten und gemessenen Verbeugung; ich setzte mich an den Tisch und begann sofort absichtlich von etwas anderem zu sprechen, von irgendwelchen Dummheiten; ich lachte und machte Witze ... Der Alte war mir augenscheinlich sehr dankbar dafür und geriet alsbald in eine gehobene Stimmung. Aber seine Heiterkeit schien doch, obgleich er sich ihr mit ganzem Herzen hingab, gewissermaßen unsicher zu sein, und es war zu befürchten, daß sie plötzlich einer vollkommenen Niedergeschlagenheit weichen werde; das sah man auf den ersten Blick.

„Cher enfant, ich habe gehört, du wärest krank gewesen ... Ach, pardon! Das war ja ein anderer. Aber von dir habe ich gehört, du beschäftigtest dich mit Spiritismus?"

„Nicht gedacht habe ich daran!" lächelte ich.

„Nicht? Aber wer hat mir denn vom Spiritismus gesprochen?"

„Das war vorhin unser Beamter, Pjotr Ippolitowitsch," erklärte ihm Anna Andrejewna, „er ist ein sehr lustiger

Menſch und kennt eine Menge Anekdoten; wollen Sie nicht, daß ich ihn rufe?"

„Oui, oui, il est charmant . . . er kennt eine Menge Anekdoten . . . aber rufen wir ihn lieber nicht. Wir können ihn ſpäter rufen, und er wird uns alles erzählen, mais après. Stell dir vor, hier wird vorhin der Tiſch gedeckt, er aber ſagt plötzlich: ‚Seien Sie unbeſorgt, er fliegt nicht weg, wir ſind keine Spiritiſten!' Sag doch, cher enfant, fliegen denn bei den Spiritiſten wirklich die Tiſche in die Luft?"

„Das weiß ich nicht; man ſagt allerdings, ſie erhöben ſich mit allen vier Füßen in die Luft."

„Mais c'est terrible ce que tu dis," ſagte er und ſah mich erſchrocken an.

„Oh, beunruhigen Sie ſich nicht, das iſt ja alles Unſinn."

„Das hab' ich ja auch geſagt. Naſtaſſja Stepanowna Sſolomejeff . . . du kennſt ſie ja . . . ach nein, du kennſt ſie nicht . . . ſtelle dir vor, ſie glaubt auch an den Spiritismus, und ſtellen Sie ſich vor, chère enfant," wandte er ſich an Anna Andrejewna, „ich hab' zu ihr geſagt: in den Miniſterien ſtehen doch auch Tiſche, und auf ihnen liegen doch je acht Paar Beamtenhände, die ewig Papier beſchreiben — warum tanzen denn da nicht die Tiſche? Stell dir doch nur vor, wie das wäre, wenn ſie plötzlich zu tanzen anfingen! Eine Revolte der Tiſche im Miniſterium der Finanzen oder der Volksaufklärung — das fehlte uns noch!"

„Was für nette Sachen Sie ſagen, Fürſt, ganz wie früher," rief ich und gab mir Mühe, recht herzlich zu lachen.

„N'est-ce pas? Je ne parle pas trop, mais je dis bien."

„Ich werde Pjotr Ippolitowitſch herbitten," ſagte Anna Andrejewna und erhob ſich.

Aus ihrem Geſicht ſprach die größte Zufriedenheit: meine Liebenswürdigkeit dem Alten gegenüber freute ſie. Aber kaum war ſie hinausgegangen, als das Geſicht des Fürſten ſich ſofort veränderte. Er blickte nach der Tür und nach allen Seiten, beugte ſich auf dem Sofa zu mir vor und flüſterte mit angſtvoller Stimme:

„Cher ami! Oh, wenn ich ſie doch beide hier zuſammen ſehen könnte! Oh, cher enfant!"

„Beruhigen Sie ſich, Fürſt . . ."

„Ja, ja, aber . . . wir werden ſie verſöhnen, n'est-ce pas? Ein ſo leerer und kleinlicher Streit zwiſchen zwei ſo wertvollen Frauen, n'est-ce pas? Du biſt meine letzte Hoffnung . . . Wir werden alles in Ordnung bringen . . . Aber was iſt das hier für eine ſonderbare Wohnung," ſagte er plötzlich und blickte ängſtlich um ſich, „und weißt du, dieſer Wirt . . . er hat ſo ein Geſicht . . . Sag' doch: iſt er nicht gefährlich?"

„Der Wirt? O nein, inwiefern könnte er denn gefährlich ſein?"

„C'est ça. Um ſo beſſer. Il semble qu'il est bête, ce gentilhomme. Cher enfant, ſag' es um Gottes willen nicht Anna Andrejewna, daß ich mich hier vor allem fürchte! Ich habe nämlich hier alles ſehr ſchön gefunden, vom erſten Schritt an, auch den Wirt habe ich gelobt . . . Höre, du kennſt doch die Geſchichte von dem kürzlich ermordeten von Sohn — erinnerſt du dich?"

„Was iſt denn damit?"

„Rien, rien du tout . . . Mais je suis libre ici, n'est-ce pas? Was meinſt du, hier kann mir doch nichts geſchehen . . . etwas von der Art?"
„Aber ich verſichere Sie, mein Lieber . . . wie können Sie ſo etwas nur denken!"
„Mon ami! Mon enfant!" rief er plötzlich und rang die Hände, ohne ſeine Angſt noch zu verbergen. „Wenn du wirklich im Beſitz von irgendwelchen Dokumenten biſt . . . wenn du mir wirklich etwas zu ſagen haben ſollteſt, ſo ſag' es lieber nicht: ſag' mir um Gottes willen nichts davon . . . ſchweig', ſo lange du noch irgend kannſt . . ."
Er wollte ſich erheben und mich umarmen, Tränen rollten über ſein Geſicht; ich kann gar nicht beſchreiben, wie mein Herz ſich zuſammenkrampfte: der arme Alte war wie ein ſchwaches, bedauernswertes, erſchrockenes Kind, das Zigeuner aus dem Elternhauſe geſtohlen und zu fremden Leuten entführt hatten. Doch zu unſerer Umarmung kam es nicht: die Tür öffnete ſich, und Anna Andrejewna erſchien, aber nicht mit dem Wirt, ſondern mit ihrem Bruder, dem Kammerjunker. Dieſe Überraſchung betäubte mich förmlich; ich erhob mich und ging zur Tür.
„Arkadi Makarowitſch, erlauben Sie, daß ich Sie bekannt mache . . .," ſagte Anna Andrejewna mit lauter Stimme, ſo daß ich gezwungen war, ſtehen zu bleiben.
„Ich kenne Ihren Bruder nur zu gut," ſagte ich, indem ich jedes Wort langſam ausſprach und mit beſonderer Betonung der Worte „nur zu gut".
„Ach, es handelte ſich damals um einen unverzeihlichen Irrtum! Und ich be — dau — ere ihn ſo ſehr, lieber

Andr... Andrei Makarowitſch," begann der junge Menſch, kam mit ganz außerordentlich liebenswürdigem Ausdruck auf mich zu und ergriff meine Hand, die ich ihm leider nicht mehr entziehen konnte — „an allem war nur mein Stepan ſchuld: er hatte Sie mir damals ſo dumm gemeldet, daß ich Sie für einen anderen hielt, — das war in Moskau," erklärte er ſeiner Schweſter. „Nachher wollte ich Sie unbedingt aufſuchen und Ihnen das Mißverſtändnis erklären, aber da erkrankte ich. Bitte, fragen Sie doch meine Schweſter, ob es wahr iſt. Cher prince, nous devons être amis même par droit de naissance ..."

Und der unverſchämte junge Mann wagte es ſogar, den Arm um meine Schultern zu legen, was denn doch der Gipfel dieſer frechen Familiarität war. Ich trat zur Seite und zog es vor, da ich mich verwirrt fühlte, ohne ein Wort der Erwiderung hinauszugehen. In meinem Zimmer ſetzte ich mich erregt und in Gedanken auf mein Bett. Die Intrige würgte mich geradezu, aber es war mir trotzdem unmöglich, Anna Andrejewna nun einfach fallen zu laſſen. Ich fühlte plötzlich, daß auch ſie mir teuer war, und daß ſie ſich in einer ſchrecklichen Lage befand.

III.

Wie ich es nicht anders erwartet hatte, kam ſie ſelbſt in mein Zimmer und ließ den Fürſten in der Geſellſchaft ihres Bruders, der ihm ſofort die neueſten Klatſchgeſchichten aus der Geſellſchaft erzählte und damit den neugierigen Alten von anderen Gedanken ablenkte. Ich

erhob mich schweigend von meinem Bett und sah sie fragend an.
„Ich habe Ihnen bereits alles gesagt, Arkadi Makarowitsch," begann sie ohne weiteres, „unser Schicksal ist in Ihren Händen."
„Aber auch ich habe Ihnen doch gesagt, daß es mir unmöglich ist . . . Die heiligsten Gefühle verbieten mir, das zu tun, worauf Sie rechnen . . ."
„Wirklich? Ist das Ihre ganze Antwort? Nun gut, mag ich zugrunde gehen, aber was soll aus ihm werden? Was glauben Sie denn: er wird doch noch heute abend den Verstand verlieren!"
„Nein, aber er würde den Verstand verlieren, wenn ich ihm den Brief seiner Tochter zeigte, in dem sie einen Juristen fragt, wie man ihren Vater entmündigen und für irrsinnig erklären könnte!" rief ich heftig. „Das wäre es, was ihn um den Verstand bringen würde! Und außerdem würde er sich von diesem Brief niemals überzeugen lassen — das hat er mir bereits selbst gesagt!" Die letzte Bemerkung, er selbst hätte mir das gesagt, stimmte zwar nicht ganz, aber diese Verdeutlichung schien mir geboten.
„Das hat er Ihnen schon gesagt? Ich habe es mir ja gedacht! In dem Fall bin ich verloren; er hat auch bereits geweint und nach Hause verlangt."
„So sagen Sie mir doch, worin besteht denn Ihr Plan?" fragte ich sie rücksichtslos. Sie wurde rot — wohl aus gekränktem Hochmut — nahm sich aber zusammen und sagte:
„Wenn wir diesen Brief seiner Tochter in der Hand haben, sind wir vor der Welt gerechtfertigt. Ich werde

dann sofort zum Fürsten W. schicken und zu Boris Michailowitsch Pelischtschoff, seinen Jugendfreunden; sie sind beide sehr angesehene, einflußreiche Persönlichkeiten, deren Wort in der Gesellschaft sehr viel gilt, und ich weiß, daß sie schon vor zwei Jahren manche Handlungen seiner mitleidslosen, selbstsüchtigen Tochter verurteilt haben. Sie würden natürlich, auf meine Bitte hin, den Vater mit der Tochter wieder versöhnen, weil ich selbst darauf bestehen werde; aber die Lage der Verhältnisse würde dann eine vollkommen andere sein. Außerdem würden dann, wie ich hoffe, auch meine Verwandten, die Fanariotoffs, sich entschließen, meine Rechte zu unterstützen. Aber für mich kommt es an erster Stelle auf sein Glück an; er soll endlich begreifen und wissen, wer ihm wahrhaft ergeben ist. Zweifellos rechne ich dabei am meisten auf Ihren Einfluß, Arkadi Makarowitsch: Sie lieben ihn doch so . . . Und wer liebt ihn denn, außer Ihnen und mir? Er hat in den letzten Tagen nur von Ihnen gesprochen: er hat sich nach Ihnen geradezu gesehnt, nach seinem ‚jungen Freund', wie er Sie nennt . . . Und es versteht sich von selbst, daß meine Dankbarkeit in meinem ganzen Leben Ihnen gegenüber keine Grenzen kennen wird . . ."

Damit spielte sie wohl gar auf eine Belohnung an — in Geld womöglich.

Ich fiel ihr schroff ins Wort:

„Was Sie mir da auch sagen mögen — ich kann nicht!" erwiderte ich mit unerschütterlicher Entschlossenheit. „Ich kann Ihnen nur mit derselben Aufrichtigkeit antworten und Ihnen meinen letzten Entschluß kundtun: ich werde in der allernächsten Zeit diesen unseligen Brief Katerina

Nikolajewna ſelbſt einhändigen, aber nur unter der Bedingung, daß ſie mir ihr Wort gibt, aus dieſer ganzen Geſchichte keinen Skandal zu machen und Ihrem Glück nicht im Wege zu ſtehen. Das iſt alles, was ich tun kann."

„Das iſt ausgeſchloſſen!" ſagte ſie und wurde über und über rot.

Der bloße Gedanke, daß Katerina Nikolajewna ſie ſchonen könnte, empörte ſie ſchon.

„Ich werde meinen Entſchluß nicht ändern, Anna Andrejewna."

„Vielleicht ändern Sie ihn doch."

„Wenden Sie ſich an Lambert."

„Arkadi Makarowitſch, Sie wiſſen nicht, welches Unglück Sie durch Ihren Eigenſinn heraufbeſchwören," ſagte ſie hart und erbittert.

„Ein Unglück wird es ſchon geben — das iſt ſicher ... mir ſchwindelt der Kopf. Genug: ich habe ſo beſchloſſen, und daran iſt nicht zu rühren. Und bringen Sie um Gottes willen nicht Ihren Bruder zu mir."

„Aber er will doch gerade gutmachen ..."

„Hier iſt nichts gutzumachen nötig! Ich brauche das nicht, ich will nicht, ich will nicht!" rief ich und griff mir an den Kopf." (Oh, vielleicht bin ich mit ihr doch gar zu hochmütig verfahren!) „Übrigens, wo wird der Fürſt heute übernachten? Doch nicht etwa hier?"

„Er wird hier übernachten, bei Ihnen und mit Ihnen."

„Ich ziehe noch heute abend in eine andere Wohnung!" Und nach dieſen erbarmungsloſen Worten nahm ich meine Mütze und zog mir den Pelz an. Anna Andrejewna betrachtete mich ſchweigend und kalt. Sie tat

mir leid, — oh, es tat mir leid um dieſes ſtolze Mädchen! Aber ich lief aus der Wohnung und ließ ſie ohne ein Wort zurück, das ihr noch hätte Hoffnung geben können.

IV.

Ich will mich möglichſt kurz faſſen. Mein Entſchluß war unerſchütterlich, und ich machte mich ſogleich auf den Weg zu Tatjana Pawlowna. O weh! Ein großes Unglück wäre verhütet worden, wenn ich ſie damals zu Hauſe getroffen hätte; aber es war wie vom Schickſal vorgeſehen, daß mir an dieſem Tage alles mißlang. Ich ging natürlich auch zu Mama, erſtens um mich nach ihr, der Armen, zu erkundigen, und zweitens, weil ich ſicher war, Tatjana Pawlowna dort anzutreffen. Aber auch bei Mama traf ich ſie nicht an: ſie war gerade fortgegangen, man wußte nicht, wohin; nur Liſa war bei Mama, die krank zu Bett lag. Liſa bat mich, nicht hineinzugehen und Mama nicht zu wecken: „Sie hat die ganze Nacht nicht geſchlafen und ſich gequält; Gott ſei Dank, daß ſie wenigſtens jetzt eingeſchlafen iſt.“ Ich umarmte Liſa und ſagte ihr nur in ein paar Worten, daß ich einen großen, ſchwerwiegenden Entſchluß gefaßt hätte und ihn ſogleich ausführen werde. Sie hörte mich ohne beſondere Verwunderung an, als hätte ich etwas ganz Gewöhnliches geſagt. Oh, ſie hatten ſich damals ſchon alle daran gewöhnt, daß ich „große Entſchlüſſe“ faßte und ſie dann kleinmütig aufgab! Diesmal aber — diesmal war es etwas anderes! Ich begab mich zunächſt in die Kellerwirtſchaft am Kanal und ſetzte mich dort hin, um die Zeit abzuwarten, bis ich Tatjana

Pawlowna voraussichtlich zu Hause antreffen konnte. Übrigens muß ich noch erklären, wozu ich diese Dame gerade jetzt so notwendig brauchte.

Ich wollte sie sogleich zu Katerina Nikolajewna schicken, um sie in ihre, Tatjana Pawlownas, Wohnung bitten zu lassen und ihr dann in Tatjana Pawlownas Gegenwart das Dokument zu übergeben und alles ein für allemal zu erklären ... Kurz, ich wollte nur meine Pflicht tun; und ich wollte mich zugleich ein für allemal rechtfertigen. Und wenn das geschehen war, wollte ich unbedingt und mit aller Dringlichkeit, zu Anna Andrejewnas Gunsten sprechen, und dann, wenn möglich, Katerina Nikolajewna und Tatjana Pawlowna gleich zu mir führen, oder vielmehr zum alten Fürsten, die beiden Feindinnen versöhnen, den Fürsten aus seiner Pein erlösen und ... und ... kurz, alle diese Menschen noch heute glücklich machen, — wenigstens diesen kleinen Kreis, so daß dann nur noch Werssiloff und Mama übrigblieben. An dem Gelingen meines Vorhabens zweifelte ich keinen Augenblick: Katerina Nikolajewna konnte mir in ihrer Dankbarkeit für die Rückgabe des Briefes, für die ich von ihr nichts verlangen wollte, eine solche Bitte nicht abschlagen. O weh! Ich glaubte mich ja immer noch im Besitze dieses unseligen Briefes! Oh, in was für einer dummen und unwürdigen Lage ich mich damals befand, ohne es selbst zu ahnen!

Es dämmerte bereits, und die Uhr war schon vier, als ich wieder bei Tatjana Pawlowna klingelte. Marja, ihre Köchin, antwortete mir auf meine Frage in unhöflichem Tone, sie wäre „nicht gekommen". Ich muß jetzt wieder an den eigentümlichen Blick denken, mit dem

Marja mich lauernd anſah, aber damals konnte ich natürlich noch keinen Verdacht ſchöpfen. Statt deſſen ſtach mich plötzlich ein anderer Gedanke: als ich geärgert und ein wenig niedergeſchlagen die Treppe wieder hinunterſtieg, fiel mir der arme alte Fürſt ein, der vorhin die Arme nach mir ausgeſtreckt hatte — und ich bereute ſchmerzlich, daß ich ihn verlaſſen hatte, vielleicht ſogar nur aus perſönlichen Gründen und gekränktem Ichgefühl. Beunruhigt malte ich mir aus, was ihm da alles während meiner Abweſenheit zugeſtoßen ſein konnte, und begab mich ſchleunigſt nach Haus. Zu Hauſe war jedoch inzwiſchen nur folgendes geſchehen.

Anna Andrejewna hatte trotz ihrer Enttäuſchung und ihres Zornes den Mut noch nicht verloren. Nebenbei bemerkt: ſie hatte ſchon am Morgen nach Lambert geſchickt und dann noch einmal, und da Lambert beide Male nicht zu Hauſe geweſen war, hatte ſie ſchließlich ihren Bruder ausgeſchickt, ihn zu ſuchen. Es war der Armen nach meinem Widerſtand eben nichts anderes verblieben, als ihre ganze Hoffnung auf Lambert und ſeinen Einfluß auf mich zu ſetzen. So erwartete ſie ihn denn mit Ungeduld und wunderte ſich nur, daß er, der bis dahin unabläſſig um ſie herum geweſen war, ſich plötzlich überhaupt nicht mehr ſehen ließ. Aber wie hätte ſie auch ahnen können, daß Lambert als Beſitzer des Dokuments bereits ganz andere Pläne hatte und ſich natürlich mit Abſicht nicht mehr ſehen ließ und ſich vor ihr verbarg. In dieſer Unruhe und wachſenden Angſt war Anna Andrejewna kaum fähig geweſen, den alten Fürſten zu zerſtreuen. Dabei hatte ſich ſeine Aufregung in geradezu beängſtigendem Maße geſteigert: er ſtellte ſeltſame und

angſtvolle Fragen, begann ſogar, ſie mißtrauiſch zu betrachten und weinte ein paarmal. Der junge Werſſiloff war nicht lange bei ihm geblieben, und Anna Andrejewna hatte dann Pjotr Ippolitowitſch zu ihm gebracht, von deſſen Unterhaltungskunſt ſie ſich viel verſprach, aber ſeine Unterhaltung hatte dem Fürſten nicht nur nicht gefallen, ſondern zum Schluß ſogar ſeinen Widerwillen erregt. Überhaupt begann der Fürſt meinen Pjotr Ippolitowitſch mit wachſendem Mißtrauen und ſonderbarem Verdacht zu beobachten. Mein Wirt aber mußte zum Unglück richtig wieder vom Spiritismus ſprechen, mußte von irgendeinem Schwarzkünſtler und deſſen haarſträubenden Wunderſtückchen erzählen, die er ſelbſt geſehen zu haben behauptete: nämlich wie dieſer angereiſte Scharlatan angeblich vor dem geſamten Publikum mehreren Menſchen die Köpfe abgeſchnitten hätte, daß das Blut nur ſo in Strömen gefloſſen wäre, was alle geſehen hätten: und dann hätte er die Köpfe wieder auf die Hälſe geſetzt, und ſie wären alle wieder angewachſen, gleichfalls vor beſagtem Publikum, und alles das wäre geſchehen im Jahre achtzehnhundertundneunundfünfzig. Der Fürſt erſchrak darüber ſo und geriet dabei, Gott weiß weshalb, in ſolche Wut, daß Anna Andrejewna ſich genötigt ſah, den Erzähler ſchleunigſt zu entfernen. Zum Glück wurde in dem Augenblick das Mittageſſen gebracht, das ſchon tags vorher (durch Lamberts und Alphonſinkas Vermittlung) bei einem vorzüglichen franzöſiſchen Koch beſtellt worden war, der zufällig ſtellungslos in der Nähe wohnte und gerade eine neue Stellung in einem vornehmen, reichen Hauſe oder in einem Klub ſuchte. Das Eſſen und der Champagner, den es dazu gab, verſetzten den alten

Herrn in die beste Laune: er aß mit Genuß und scherzte sogar. Nach dem Essen wurde er natürlich müde und schläfrig, und da er nach Tisch immer ein wenig zu schlafen pflegte, so richtete Anna Andrejewna ihm das Bett her. Vor dem Einschlafen küßte er ihr immer noch die Hände, sagte ihr, sie sei sein Paradies, seine Hoffnung, seine „Houri", seine „Goldene Blume" — kurz, er erging sich in den orientalischsten Lobpreisungen. Schließlich schlief er ein, kurz bevor ich zurückkehrte.

Anna Andrejewna trat eilig in mein Zimmer, faltete die Hände vor mir und sagte, sie beschwöre mich nicht um ihretwillen, sondern um des Fürsten willen, die Wohnung nicht wieder zu verlassen, und wenn er aufwachte, zu ihm hinüberzugehen. „Ohne Sie ist er verloren, er kann einen Nervenchok bekommen; ich fürchte sogar, daß er es nicht einmal bis zum Abend aushält . . ." Sie fügte hinzu, sie selbst müsse jetzt unbedingt ausgehen, und „es könnte sein", daß sie nicht vor zwei Stunden zurückkehren werde; so müsse sie den Fürsten ganz unter meinen Schutz stellen. Ich gab ihr sogleich mit größter Bereitwilligkeit mein Wort, bis zum Abend zu Hause zu bleiben, und wenn er aufwachte, mich nach Kräften zu bemühen, ihn zu zerstreuen.

„Und ich werde meine Pflicht tun!" sagte sie entschlossen. Sie ging. Ich will dem Leser auch gleich mitteilen, weshalb sie ausging: sie wollte Lambert suchen: auf ihn setzte sie ihre letzte Hoffnung; außerdem fuhr sie zu ihrem Bruder und zu ihren Verwandten, den Fanariotoffs; man kann sich also denken, in was für einer Stimmung sie zurückkehren mußte.

Der Fürst erwachte ungefähr nach einer Stunde. Ich

hörte ſein Stöhnen durch die Wand und lief ſofort zu ihm: ich fand ihn auf dem Bett ſitzend, im Schlafrock, aber dermaßen erſchreckt durch die Einſamkeit, das Licht der einſamen Lampe und das fremde Zimmer, daß er, als ich eintrat, zuſammenfuhr, aufſprang und aufſchrie. Ich trat ſchnell auf ihn zu, und als er mich erkannte, fiel er mir mit Tränen der Freude um den Hals.

„Du biſt's! Cher enfant! — Stell dir vor, man ſagte mir, du ſeieſt in eine andere Wohnung übergeſiedelt, habeſt Angſt bekommen und ſeieſt davongelaufen."

„Wer hat Ihnen das ſagen können?"

„Wer? Hm . . . vielleicht hab' ich es mir ſelbſt ausgedacht, aber vielleicht hat es mir auch wirklich jemand geſagt. Stell' dir vor, ich hab' ſoeben einen Traum gehabt: es kam ein alter Mann mit einem großen Bart und einem Heiligenbild zu mir, einem in zwei Stücke geſpaltenen Heiligenbild, und auf einmal ſagte er: ‚So wird ſich auch dein Leben ſpalten!'"

„Ach Gott, Sie haben gewiß von irgend jemand gehört, daß Werſſiloff geſtern das Heiligenbild zerſchlagen hat?"

„N'est-ce pas? Ich glaube auch, daß ich es gehört habe. Ja, richtig, ich habe es heute morgen von Darja Oniſſimowna gehört, als ſie mein Hündchen und meinen Koffer herbrachte."

„Nun und da hat Ihnen denn jetzt davon geträumt."

„Eh bien; und ſtell dir vor, dieſer alte Mann hat mir immer mit dem Finger gedroht. — Wo iſt Anna Andrejewna?"

„Sie wird gleich zurückkehren."

„Woher? Iſt ſie denn auch fortgefahren?" fuhr er erſchrocken auf.

„Nein, nein, sie wird sofort wieder da sein; sie hat mich gebeten, so lange bei Ihnen zu bleiben."
„Oui, zu bleiben. Hm . . . Also unser Andrei Petrowitsch ist verrückt geworden . . . ‚wie plötzlich doch und unverhofft!' Ich hab's ihm ja immer prophezeit, daß er damit enden werde. Mon ami, weißt du . . ."
Er faßte mich plötzlich am Rock und zog mich näher zu sich.
„Der Wirt hier," flüsterte er, „der hat mir vorhin Photographien gebracht, ganz abscheuliche Photographien nackter Weiber in verschiedenen orientalischen Stellungen, und er hat sie mir durch ein Glas gezeigt. Ich, weißt du, ich nahm mich zusammen und sagte, ich fände sie sehr schön, aber hat man nicht auch zu jenem Unglücklichen gemeine Weiber gebracht, um ihn bequemer betrunken machen zu können? . . ."
„Ach, Sie denken schon wieder an Herrn von Sohn! Aber ich bitte Sie, Fürst! Der Wirt ist ein Dummkopf und weiter nichts!"
„Ein Dummkopf und weiter nichts! C'est mon opinion! Mon ami, wenn du kannst, so rette mich und bring mich fort von hier!" bat er mich plötzlich mit flehend erhobenen Händen.
„Fürst, ich werde alles für Sie tun, alles, was nur in meinen Kräften steht! Ich bin Ihnen ganz und gar ergeben . . . Mein lieber Fürst, haben Sie nur noch ein wenig Geduld, und ich werde alles wieder in Ordnung bringen!"
„N'est-ce pas? Wir nehmen einfach unsere Sachen und laufen davon, aber den Koffer lassen wir hier, so zum Schein, weißt du, damit er glaubt, wir kämen wieder."

„Wohin ſollen wir laufen? Und Anna Andrejewna?"
„Nein, nein, zuſammen mit Anna Andrejewna ... Oh, mon cher, in meinem Kopf geht alles durcheinander ... Wart mal ... dort in meinem Handkoffer, rechts, iſt Katjás Bild — ich habe es heute morgen heimlich hineingeſteckt, damit Anna Andrejewna und beſonders dieſe Darja Oniſſimowna es nicht bemerkten — gib es mir her, um Chriſti willen, aber ſchnell, damit ſie uns nicht überraſchen ... Kann man die Tür nicht verriegeln?"
In der Tat fand ich in ſeinem Handkoffer eine Photographie von Katerina Nikolajewna in einem ovalen Rahmen. Er nahm ſie in die Hand, hielt ſie ans Licht, und plötzlich rollten Tränen über ſeine gelben, hageren Wangen.
„C'est un ange, c'est un ange du ciel!" rief er aus. „Mein ganzes Leben lang bin ich vor ihr ſchuldig geweſen ... und jetzt erſt! Chère enfant, ich glaube ihnen nichts, nichts glaube ich ihnen! Mon ami, ſag' mir doch: iſt es denn denkbar, daß ſie mich ins Irrenhaus ſperren wollen? Je dis des choses charmantes et tout le monde rit ... und einen ſolchen Menſchen will man plötzlich ins Irrenhaus ſtecken!"
„Aber daran denkt ja kein Menſch!" rief ich aus. „Das iſt ein Irrtum! Ich kenne ihre Gefühle!"
„Und du kennſt auch ihre Gefühle? Das iſt gut! Mon ami, du haſt mich von den Toten auferweckt! Wie haben ſie mir denn das alles von dir vorerzählt? Mon ami, rufe Katjá her, ſie ſollen ſich hier beide vor mir küſſen, und ich werde ſie wieder nach Hauſe bringen, und den Wirt, den verjagen wir einfach!"

Er erhob ſich, ſtreckte die Hände aus und fiel vor mir nieder:

„Cher,“ liſpelte er in ſinnloſer Angſt und zitterte wie ein Eſpenblatt, „mon ami, ſage mir die ganze Wahrheit: wohin wird man mich jetzt bringen?“

„Mein Gott!“ rief ich erſchrocken, hob ihn auf und legte ihn aufs Bett. „Schließlich werden Sie auch mir nicht mehr glauben, werden denken, daß auch ich zur Verſchwörung gehöre? Ich werde hier niemandem erlauben, Ihnen auch nur ein Haar zu krümmen!“

„C'est-ça, erlaub du nichts,“ lallte er und klammerte ſich mit beiden Händen an meine Ellbogen, während er immer noch am ganzen Leibe zitterte. „Gib mich niemandem! Und belüge mich nicht . . . wird man mich denn wirklich von hier fortführen? Höre, dieſer Wirt — Ippolit, oder wie er da heißt . . . iſt er nicht der Doktor?“

„Was für ein Doktor?“

„Das hier . . . iſt das nicht eine Irrenanſtalt hier, dieſes Zimmer?“

In dem Augenblick öffnete ſich plötzlich die Tür, und Anna Andrejewna trat herein. Wahrſcheinlich hatte ſie hinter der Tür gelauſcht und in der Erregung die Tür etwas zu plötzlich geöffnet — der Fürſt, der ſchon beim leiſeſten Geräuſch zuſammenfuhr, ſchrie zu Tode erſchrocken auf und warf ſich mit dem Geſicht aufs Kiſſen. Er bekam nun doch ſo etwas wie einen Anfall, der ſich in heftigem Schluchzen entlud.

„Sehen Sie, das ſind die Folgen Ihrer Taten,“ ſagte ich zu ihr und wies auf den Alten.

„Nein, das ſind die Folgen I h r e r Taten!“ erwiderte

ſie ſcharf und mit erhobener Stimme. „Zum letztenmal wende ich mich an Sie, Arkadi Makarowitſch: wollen Sie endlich dieſe teufliſche Intrige gegen den ſchutzloſen alten Mann aufdecken und Ihre ‚ſinnloſen und kindiſchen Liebesträume‘ opfern, um Ihre leibliche Schweſter zu retten?“

„Ich werde Sie alle retten, aber nur ſo, wie ich es Ihnen vorhin geſagt habe! Ich werde ſofort gehen, und vielleicht ſchon in einer Stunde wird Katerina Nikolajewna hier ſein! Ich werde alle verſöhnen, und alle werden glücklich ſein!“ rief ich nahezu begeiſtert.

„Bring ſie, bring ſie mir her!“ rief der Fürſt flehend und wie neu belebt. „Bringt mich zu ihr! Ich möchte Katjá ſehen und ſie ſegnen!“ rief er mit erhobenen Händen und verſuchte vom Bett aufzuſtehen.

„Sehen Sie,“ ſagte ich zu Anna Andrejewna und wies auf ihn, „jetzt haben Sie gehört, was er ſagt: jetzt kann Ihnen auch kein Dokument mehr helfen!“

„Das ſehe ich, aber das Dokument könnte wenigſtens meine Handlungsweiſe vor den Augen der Welt rechtfertigen, ſo aber — bin ich an den Pranger geſtellt! Doch genug; mein Gewiſſen iſt rein. Ich bin von allen verlaſſen, ſogar von meinen Verwandten und von meinem leiblichen Bruder, den die Möglichkeit eines Mißlingens erſchreckt hat . . . Doch ich werde meine Pflicht erfüllen und bei dieſem Unglücklichen bleiben, als ſeine Pflegerin, ſeine Krankenwärterin!“

Jetzt durfte ich keine Zeit verlieren, und ich lief aus dem Zimmer.

„Ich kehre in einer Stunde zurück, und ich komme nicht allein!“ rief ich ihnen noch von der Schwelle aus zu.

Zwölftes Kapitel.

I.

Endlich traf ich Tatjana Pawlowna zu Haus! Ich erzählte ihr so schnell wie möglich alles — alles, was das Dokument betraf, und alles, was dort bei mir geschehen war. Wenn sie auch über alle Vorgeschichten unterrichtet war und die Sachlage bereits nach zwei Worten hätte überschauen können, so nahm mein Bericht doch, glaube ich, an zehn Minuten in Anspruch. Nur ich sprach, und ich sagte die ganze Wahrheit und schämte mich nicht. Sie saß schweigend, regungslos und steif wie eine Stricknadel auf ihrem Stuhl, die Lippen zusammengepreßt, gespannt horchend und ohne auch nur einmal ihren Blick von mir zu wenden. Doch kaum hatte ich geendet, da sprang sie plötzlich auf — so überraschend, daß ich unwillkürlich gleichfalls aufsprang.

„Ach, du junger Hund! So ist dieser Brief die ganze Zeit in deiner Tasche gewesen, und Marja Iwanowna, die Närrin, hat ihn dir noch eingenäht! Ach, ihr widerlichen Schurken! Du bist also hergekommen, um hier Herzen zu erobern und die vornehme Gesellschaft zu besiegen, dich an irgendeinem Gevatter Teufel dafür zu rächen, daß du ein unehelicher Sohn bist?"

„Tatjana Pawlowna, unterstehen Sie sich nicht, mich zu schmähen!" rief ich heftig. „Vielleicht sind gerade Sie mit Ihrem Schmähen von Anfang an die Ursache meiner Erbitterung hier gewesen! Ja, ich bin ein unehelicher Sohn und habe mich vielleicht wirklich dafür rächen wollen, daß ich ein unehelicher Sohn bin, und vielleicht wirklich an irgendeinem ‚Gevatter Teufel',

weil ja der Teufel ſelber nicht herausbringen könnte, wen hier die Schuld trifft! Aber vergeſſen Sie nicht, daß ich das Bündnis mit den Spitzbuben nicht eingegangen bin und meine Leidenſchaften beſiegt habe! Schweigend werde ich den Brief vor ihr hinlegen und davongehen, ohne auf ein Wort von ihr zu warten! — das werden Sie ſelbſt ſehen!"

„Gib her, gib ihn her, leg den Brief ſofort hier auf den Tiſch! Du — du lügſt ja doch nur wieder!"

„Er iſt in meiner Taſche eingenäht; Marja Iwanowna hat ihn ſelbſt in den alten Rock eingenäht, und als ich mir hier den neuen Rock beſtellte, habe ich ihn aus dem alten herausgenommen und ihn eigenhändig in den neuen eingenäht; hier iſt er, fühlen Sie, wenn Sie ſich überzeugen wollen, ob ich lüge!"

„Gib ihn her, hol ihn heraus!" beſtürmte mich Tatjana Pawlowna aufgeregt.

„Um keinen Preis! Ich ſage Ihnen noch einmal: ich werde ihn in Ihrem Beiſein vor Katerina Nikolajewna hinlegen und davongehen, ohne auch nur ein einziges Wort von ihr zu erwarten; aber ſie ſoll wiſſen und mit eigenen Augen ſehen, daß ich ihn freiwillig übergebe, ohne Zwang, und ohne Dank zu erwarten."

„Alſo wieder eine Rolle ſpielen? Biſt immer noch verſchoſſen, junger Hund?"

„Sie können mir ſoviel Bosheiten an den Kopf werfen, wie Sie wollen: ich mag ſie ja verdient haben und nehme ſie Ihnen nicht übel. Oh, mag ich ihr doch als ein kleiner Junge erſcheinen, der gegen ſie eine Verſchwörung angezettelt hat, — aber ſie ſoll wiſſen, daß ich mich ſelbſt beſiegt und i h r Glück über alles in der

Welt geſtellt habe! Macht nichts, Tatjana Pawlowna, macht nichts! Ich rufe mir zu: Mut und Hoffnung! Und wenn das mein erſter Schritt auf dem Schauplatz des Lebens geweſen iſt, ſo habe ich ihn doch gut und vornehm abgeſchloſſen! Und was tut es, daß ich ſie liebe," fuhr ich begeiſtert und mit glänzenden Augen fort, „ich ſchäme mich deſſen nicht: Mama iſt ein Engel des Himmels, ſie aber iſt — die Königin der Erde! Werſſiloff wird zu Mama zurückkehren. Und ſo brauche ich mich vor ihr meiner Liebe nicht zu ſchämen; ich habe doch gehört, was ſie und Werſſiloff dort geſprochen haben, ich ſtand hinter der Portiere ... Oh, wir ſind alle drei — ‚Menſchen ein und desſelben Wahnſinns!' Wiſſen Sie, wer das geſagt hat: ‚Menſchen ein und desſelben Wahnſinns'? Das iſt ein Ausſpruch von ihm, von Andrei Petrowitſch! Und wiſſen Sie auch, daß wir vielleicht mehr ſind, denn drei? Ja, ich wette, daß Sie die vierte ſind! Wollen Sie, daß ich's ſage? — Ich wette, daß Sie ſelbſt ihr ganzes Leben lang in Andrei Petrowitſch verliebt geweſen ſind, und es vielleicht heute noch ſind ..."

Wie geſagt, ich war begeiſtert und befand mich in einem Glücksrauſch, aber ich kam nicht dazu, meinen Satz zu Ende zu ſprechen: ihre Hand fuhr plötzlich mit verblüffender Geſchwindigkeit in meine Haare und riß meinen Kopf zweimal aus aller Kraft nach vorn herunter ... dann ließ ſie mich ebenſo plötzlich fahren, ging in eine Ecke, kehrte das Geſicht zur Wand und verhüllte es mit dem Taſchentuch.

„Junger Hund! Wage es nicht, mir das noch einmal zu ſagen!" ſagte ſie ſchluchzend.

Das kam alles so unerwartet, daß ich einfach ſtarr war. Ich ſtand da und ſah ſie an und wußte nicht, was ich tun ſollte.

„Pfui, du Eſel! Komm her und gib mir alten Närrin einen Kuß!“ ſagte ſie plötzlich weinend und lachend. „Aber daß du mir nie wieder, nie wieder davon zu ſprechen wagſt . . . Und dich liebe ich und habe dich mein ganzes Leben lang geliebt . . . Eſel.“

Ich küßte ſie. Ich möchte hierzu in Klammern bemerken, daß ich ſeit der Zeit Tatjana Pawlownas beſter Freund bin.

„Ach ja! Was fällt mir ein!“ rief ſie plötzlich und ſchlug ſich vor die Stirn. „Was ſagteſt du da: der alte Fürſt ſei bei dir in der Wohnung? Ja, iſt das auch wirklich wahr?“

„Ich verſichere es Ihnen!“

„Ach, mein Gott! Ach, mir wird ganz übel, wenn ich daran denke!“ rief ſie und lief im Zimmer herum. „Und ſie können ja mit ihm alles machen, was ſie nur wollen! Ach, daß der Blitz nicht einſchlägt in dieſe Dummköpfe! Und ſchon ſeit heute früh, ſagſt du? Da ſeht doch mal die Anna Andrejewna! Da ſeht ihr jetzt die Nonne! Und dieſe da, die Principeſſa, die ahnt ja wieder mal noch nichts!

„Was für eine Principeſſa?“

„Na, die Königin der Erde, das ſogenannte Ideal! Aber was ſollen wir jetzt tun?“

„Tatjana Pawlowna, hören Sie!“ rief ich, endlich wieder bei Beſinnung. „Wir reden hier Dummheiten und vergeſſen darüber die Hauptſache: ich bin ja ge-

kommen, um Katerina Nikolajewna zu holen, und die warten dort alle darauf, daß ich zurückkehre!"
Und hierauf erklärte ich, daß ich ihr das Dokument nur unter einer Bedingung ausliefern werde: wofern sie mir versprach, sich mit Anna Andrejewna zu versöhnen und zu dieser Heirat ihre Zustimmung zu geben.
„Vorzüglich!" unterbrach mich Tatjana Pawlowna. „Das hab' ich ihr ja auch schon hundertmal gesagt! Er wird ja doch noch vor der Hochzeit sterben — also wird es sowieso nicht zur Heirat kommen, und wenn er ihr im Testament Geld hinterlassen will, der Anna, so hat er's ihr doch schon ohnedem verschrieben . . ."
„Ist es denn Katerina Nikolajewna wirklich nur ums Geld zu tun?"
„Nein, das nicht, aber sie fürchtete immer, das Dokument sei in Annas Händen, und ich fürchtete das auch! Deswegen haben wir doch auf sie aufgepaßt. Als gute Tochter wollte sie ihrem alten Vater nicht diesen Schmerz bereiten. Dem Bjoring aber, dem deutschen Nußknacker, dem war es natürlich um das Geld zu tun."
„Und trotzdem bringt sie es über sich, diesen Bjoring zu heiraten?"
„Ja, was fängst du denn mit so einer Närrin an? Wer eine Närrin ist, ist eben eine Närrin. ‚Ruhe', sagt sie, werde er ihr geben! ‚Irgendeinen muß man doch heiraten, und zum Heiraten scheint er mir der Geeignetste zu sein,' sagt sie. Na, wir werden ja sehen, wie lange er ‚der Geeignetste' sein wird. Die Haare wird sie sich noch raufen, aber dann wird es zu spät sein!"
„Ja, warum lassen Sie es denn zu? Sie lieben sie doch,

ſie haben ihr doch ins Geſicht geſagt, daß Sie in ſie verliebt ſind!"

„Und das bin ich auch! Ich liebe ſie mehr als euch alle zuſammen, und doch bleibe ich dabei, daß ſie eine Närrin iſt!"

„Alſo dann laufen Sie jetzt und holen Sie ſie her, und wir bringen hier alles in Ordnung und fahren dann mit ihr zu ihrem Vater."

„Aber das geht doch nicht, das geht doch nicht, Dummkopf! Das iſt es ja eben! Ach, was ſoll man da tun! Ach, mir wird ſchlecht, wenn ich daran denke!" Sie lief wieder ratlos im Zimmer umher, griff aber ſchon nach ihrem Schal. „Wenn du doch um vier gekommen wärſt, jetzt iſt es ja ſchon acht Uhr, und ſie iſt vorhin zu Peliſchtſchtoffs zum Diner gefahren und wollte nachher mit ihnen in die Oper."

„Herrgott, iſt es denn nicht möglich, ſie in der Oper zu finden . . . nein, nein, das geht nicht! Aber was wird denn jetzt aus dem Alten werden? Er wird ja noch in dieſer Nacht ſterben!"

„Hör mal: gehe nicht dahin zurück, gehe zu Mama und übernachte dort, und morgen früh . . ."

„Nein, den Alten laſſe ich um keinen Preis allein, möge kommen, was da wolle."

„Ja, du haſt recht, laß ihn nicht allein. Und ich, weißt du . . . ich laufe zu ihr und werde ihr einen Zettel hinterlaſſen . . . ich werde ſchon ſo ſchreiben, daß es außer ihr niemand verſteht. Ich ſchreibe ihr, daß das Dokument hier iſt, und daß ſie morgen genau um zehn Uhr früh bei mir ſein ſoll — aber pünktlich um zehn! Sei unbeſorgt, ſie wird kommen, auf mich hört ſie ſchon; und

dann bringen wir die ganze Sache auf einmal in Ordnung. Du aber laufe zurück und unterhalte den Alten, erheitere ihn so gut du nur kannst, und dann bring ihn zu Bett, vielleicht macht er es noch bis morgen früh! Und auch der Anna Andrejewna jag keinen Schrecken ein, ich hab' sie doch auch lieb; du bist zu ihr ungerecht, weil du da vieles nicht verstehst: auch sie ist doch beleidigt, auch ihr ist von klein auf Unrecht widerfahren! Ach, alle kommt ihr mir auf den Hals! Und vergiß nicht, ihr von mir zu sagen, ich selber hätte ihre ganze Sache in die Hand genommen, ich selbst, und von ganzem Herzen, und sie solle ganz ruhig sein, ihr Stolz wird nicht verletzt werden . . . Wir haben uns ja in den letzten Tagen ganz und gar überworfen, mußt du wissen, wir haben uns beinah angespien und beschimpft! Na, lauf nur . . . Warte, zeig mir noch einmal die Tasche . . . ist's auch wahr, ist's wahr? Ist es auch wirklich wahr, daß du den Brief hast?! Gib ihn mir doch wenigstens zur Nacht, was kann dir das denn ausmachen? Laß ihn hier, ich werde ihn dir ja nicht auffressen. Vielleicht kommt er dir noch über Nacht abhanden . . . oder du änderst vielleicht deine Absicht?"

„Um keinen Preis gebe ich ihn her!" rief ich aus. „Da, fühlen können Sie ihn meinetwegen noch einmal, hier ist er . . . aber ihn dalassen — um keinen Preis!"

„Ja, ein Papier ist drin." Sie betastete mit den Fingern meine Tasche. „Na, schon gut, also lauf jetzt, und ich gehe zu ihr, vielleicht auch ins Theater, du hast ganz recht damit! Lauf nur, lauf!"

„Warten Sie, Tatjana Pawlowna, sagen Sie mir noch: was macht Mama?"

„Sie lebt."
„Und Andrei Petrowitſch?"
Sie winkte mit der Hand ab.
„Er wird ſchon wieder zur Beſinnung kommen!"
Ich lief ermutigt und voller Hoffnung nach Hauſe, obſchon mir nicht alles ſo geglückt war, wie ich es erwartet hatte. Aber o weh, das Schickſal hatte anders beſchloſſen, und mich erwartete etwas ganz Unvorhergeſehenes — fürwahr: es gibt doch ein Schickſal und ein Verhängnis in der Welt!

II.

Schon auf der Treppe vernahm ich einen großen Lärm in unſerer Wohnung. Die Tür zu ihr war offen. Im Vorzimmer ſtand ein mir unbekannter Bedienter in Livree. Meine Wirtsleute, ſowohl Pjotr Ippolitowitſch wie ſeine Frau, ſtanden gleichfalls dort und ſchienen ſehr erſchrokken zu ſein und auf irgend etwas zu warten. Auch die Tür zum Zimmer des Fürſten ſtand offen, und von dort ſcholl eine wahre Donnerſtimme heraus, die ich ſofort erkannte: es war Bjorings Stimme. Ich hatte noch nicht zwei Schritte machen können, als ich plötzlich ſah, wie der Fürſt, der ganz verweint war und zitterte, von Bjoring und Baron R. (demſelben, der bei Werſſiloff als Bjorings Bevollmächtigter erſchienen war) aus dem Zimmer geleitet wurde. Der alte Fürſt ſchluchzte laut und hielt ſich an Bjoring, den er immer wieder küßte und umarmte. Jetzt ſah ich auch, was Bjorings Geſchrei zu bedeuten hatte: es galt Anna Andrejewna, die dem Fürſten ins Vorzimmer folgen wollte; er drohte ihr, und

wenn ich mich nicht irre, ſtampfte er ſogar mit dem Fuß — kurz, der rohe Soldat und Deutſche kam in ihm zum Vorſchein, ungeachtet ſeiner ganzen Zugehörigkeit zur „höchſten Geſellſchaft“. Später hat es ſich freilich herausgeſtellt, daß er der Meinung geweſen war, Anna Andrejewna hätte ſich eines ſchweren Verbrechens ſchuldig gemacht und würde ihre Tat noch vor Gericht verantworten müſſen. Aus Unkenntnis der Sachlage übertrieb er das Geſchehene, wie das bei vielen Menſchen vorzukommen pflegt, und deshalb glaubte er, das Recht zu haben, ſie mit aller Rückſichtsloſigkeit zu behandeln. Er hatte noch keine Zeit gehabt, ſich den Vorfall ſo recht klarzumachen: man hatte ihn anonym benachrichtigt, wie ſich ſpäter herausſtellte (worauf ich noch zurückkommen werde), und er war ſofort, und zwar in der Gemütsverfaſſung des wildgewordenen Herrenmenſchen losgefahren, alſo in einem Zuſtande, in dem ſelbſt die geiſtreichſten Leute dieſer Raſſe wie die Schuſter zu einer Keilerei bereit ſind. Anna Andrejewna hatte dieſer Überrumpelung mit der größten Würde ſtandgehalten, aber das ſah ich nicht mehr. Ich ſah nur noch, wie Bjoring, der den alten Fürſten hinausgeführt hatte, dieſen plötzlich dem Baron R. überließ, ſich jähzornig nach Anna Andrejewna umwandte und ſie, wahrſcheinlich in Erwiderung auf eine Bemerkung von ihr, wütend anſchrie:

„Sie ſind eine Intrigantin! Sie haben es nur auf ſein Geld abgeſehen! Von nun an ſind Sie aus der Geſellſchaft ausgeſtoßen, und Sie werden ſich vor Gericht zu verantworten haben! . . .“

„S i e ſind es, der den armen Kranken ausnutzen will und ihn bis zum Irrſinn gebracht hat . . . und jetzt

ſchreien Sie mich an, weil ich eine ſchutzloſe Frau bin und niemand hier iſt, der mich verteidigen könnte . . .“
„Ach ja, Sie ſind ja ſeine Braut, ſeine Braut!“ Bjoring lachte boshaft und ſchallend auf.
„Baron, Baron . . . chère enfant, je vous aime!“ ſchluchzte der Fürſt und ſtreckte die Arme nach Anna Andrejewna aus.
„Kommen Sie, Fürſt, kommen Sie, hier war eine ganze Verſchwörung gegen Sie angezettelt, vielleicht ſogar gegen Ihr Leben!“ rief Bjoring.
„Oui, oui, je comprends, j'ai compris au commencement . . .“
„Fürſt,“ unterbrach ihn Anna Andrejewna mit erhobener Stimme, „Sie beleidigen mich und laſſen es zu, daß man mich beleidigt!“
„Weg da!“ ſchrie Bjoring ſie plötzlich an.
Das war zuviel für mich!
„Schurke!“ brüllte ich ihn an, außer mir. „Anna Andrejewna, ich beſchütze Sie!“
Was nun folgte, will und kann ich nicht ausführlich ſchildern. Es kam zu einem ſchrecklichen und widerlichen Auftritt; ich war plötzlich wie von Sinnen. Ich glaube, ich ſtürzte auf ihn los und ſchlug ihn, oder wenigſtens verſetzte ich ihm einen tüchtigen Stoß. Er ſchlug mich gleichfalls aus aller Kraft auf den Kopf, ſo daß ich hinfiel. Als ich zu mir kam, lief ich ihnen nach, die Treppe hinunter; ich weiß noch, daß mir das Blut aus der Naſe floß. Vor der Haustür wartete eine Equipage auf ſie, und während ſie dem Fürſten beim Einſteigen halfen, ſtürzte ich mich, obgleich der Bediente mich zurückſtieß, wieder auf Bjoring. Da tauchte plötzlich die Polizei auf.

Bjoring packte mich am Kragen und befahl dem Schutzmann herrisch, mich sofort auf die Wache zu bringen. Ich schrie, er müsse mitgenommen werden, das Protokoll wäre sonst unvollständig, und man dürfe mich nicht so ohne weiteres und nahezu aus meiner Wohnung auf die Wache führen. Da aber das Ganze sich doch auf der Straße zutrug und nicht in meiner Wohnung, und da ich schrie, schimpfte und mich widersetzte — hinzu kam noch, daß Bjoring in seiner Uniform war — so bedachte sich der Schutzmann nicht lange und machte Anstalt, mich abzuführen. Darüber geriet ich völlig außer mir: ich wehrte mich aus allen Kräften, schlug wie rasend um mich, und schlug auch den Schutzmann. Auf einmal waren zwei Schutzleute da, und ich wurde nun tatsächlich auf die Wache geführt. In meiner Erinnerung habe ich nur noch eine blasse Vorstellung davon, wie ich in ein dunstiges, vollgerauchtes Zimmer gebracht wurde, in dem sich eine Menge der verschiedensten Menschen befanden, die teils saßen, teils standen und warteten, teils schrieben; ich schrie auch hier wieder, erhob Einspruch und verlangte das Protokoll. Aber jetzt handelte es sich schon nicht mehr um ein Protokoll allein, sondern bereits um einen viel verzwickteren Fall, da ich Unfug getrieben und mich der Polizeigewalt widersetzt hatte. Hinzu kam, daß ich wohl fürchterlich aussah. Irgend jemand schrie mich plötzlich drohend an. Der Schutzmann berichtete inzwischen von meinem Unfug und von dem Obersten in der Uniform eines Garderegiments . . .

„Ihr Name?" schrie mich jemand an.

„Dolgoruki!" brüllte ich.

„Fürst Dolgoruki?"

Außer mir antwortete ich mit einem unſagbar groben Schimpfwort, und dann . . . dann, erinnere ich mich, wurde ich „zur Ernüchterung" in eine dunkle Kammer geſchleppt. Oh, ich erhebe nicht Einſpruch dagegen. Noch kürzlich haben wir ja in den Zeitungen die Beſchwerde eines Herrn geleſen, der die ganze Nacht in der Haft geſeſſen hat, ſogar gefeſſelt und gleichfalls in der Ernüchterungskammer. Dabei war er, glaub ich, noch nicht einmal ſchuldig — ich aber war ſchuldig. Ich warf mich auf die Pritſche, auf der bereits zwei ſchwer Betrunkene ſchliefen. Mein Kopf tat mir weh, in meinen Schläfen hämmerte es, mein Herz klopfte. Ich werde dann wohl das Bewußtſein verloren haben, und ich glaube, ich habe ſogar phantaſiert. Ich weiß nur noch, daß ich mitten in der ſtockdunklen Nacht plötzlich wach wurde und mich auf der Pritſche aufſetzte. Mit einem Schlage fiel mir alles wieder ein, und ich verſtand alles; ich ſtützte die Ellbogen auf die Knie, vergrub den Kopf in die Hände und verſank in tiefes Nachdenken.

Oh, ich will meine Gefühle nicht ſchildern, und ich habe auch gar keine Zeit dazu, aber eins möchte ich doch bemerken: ich habe vielleicht innerlich niemals frohere Augenblicke erlebt, als während jenes Sinnens in der dunklen Nacht, auf der Pritſche und in der Haft. Das wird dem Leſer vielleicht unverſtändlich erſcheinen, wie eine Art Tintenkleckſerſchwärmerei oder wie ein Ausdruck übertriebener Originalitätshaſcherei — und doch war es ſo, wie ich ſage. Es war eine jener Stunden, wie ſie vielleicht jeder Menſch erlebt, die einem aber kaum mehr als einmal im Leben beſchieden ſind. In einer ſolchen Stunde entſcheidet der Menſch über ſein

Schickſal, ſetzt ſich ſelbſt ſeine Anſchauung feſt und ſagt ſich einmal für ſein ganzes Leben: „D o r t liegt die Wahrheit, und d e n Weg mußt du gehen, um zur Wahrheit zu kommen.“ Ja, dieſe Augenblicke wurden zum Licht meiner Seele. Ich war von dem hochmütigen Baron Bjoring beleidigt worden und erwartete, am nächſten Morgen von jener Dame der vornehmen Geſellſchaft beleidigt zu werden, und ich wußte, daß ich mich nur zu gut an ihnen rächen konnte, aber ich beſchloß, daß ich mich nicht rächen werde. Ich war entſchloſſen, trotz der großen Verſuchung, das Dokument nicht aller Welt bekanntzugeben (auch dieſer Gedanke war mir ungerufen ſchon durch den Kopf gewirbelt): ich ſagte mir nochmals, daß ich morgen dieſen Brief vor ihr hinlegen und, wenn es ſein mußte, ſtatt Dankbarkeit ſogar ihr ſpöttiſches Lächeln hinnehmen, und trotzdem kein Wort ſagen und auf ewig von ihr gehen würde ... Übrigens, wozu das hier breittreten! Doch was am nächſten Morgen mit mir geſchehen, wie man mich verhören, und was man ſchließlich mit mir machen werde — darüber nachzudenken vergaß ich faſt ganz. Ich bekreuzigte mich mit Inbrunſt, legte mich wieder auf die Pritſche hin und ſchlief frohgemut ein wie ein Kind.

Ich erwachte ſpät, als es ſchon hell war. Ich ſah mich um und ſah, daß ich allein war. Ich ſetzte mich auf und begann ſchweigend zu warten; ich wartete lange, vielleicht eine gute Stunde. Es wird ungefähr neun Uhr geweſen ſein, als auf einmal ein Schutzmann hereintrat, um mich vorzuführen. Ich übergehe die Einzelheiten, da ſie nebenſächlich ſind; ich habe jetzt nur noch die Hauptſache zu beenden. Ich bemerke bloß, daß man zu meiner

nicht geringen Verwunderung überraſchend höflich mit mir umging: ich wurde da irgend etwas gefragt, ich antwortete, und dann wurde mir ohne weiteres erlaubt, nach Haus zu gehen. Ich ging ſchweigend hinaus; in ihren Blicken las ich mit Genugtuung ein gewiſſes Staunen über einen Menſchen, der ſogar in einer ſolchen Lage ſeine Würde zu bewahren verſtanden hatte. Ich würde das nicht erwähnt haben, wenn es nicht wirklich auffallend geweſen wäre. Aber wie groß war meine Überraſchung, als ich am Ausgang plötzlich Tatjana Pawlowna vor mir ſah. In zwei Worten ſei hier nur noch erklärt, weshalb ich damals ſo ſchnell aus der Haft entlaſſen wurde.

Früh am Morgen, ſchon vor acht Uhr, war Tatjana Pawlowna in meiner Wohnung erſchienen, das heißt, bei Pjotr Ippolitowitſch, — ſie hatte ſogar eine Droſchke genommen — in der Annahme, den alten Fürſten noch anzutreffen, und ſtatt deſſen hatte ſie auf einmal den Bericht von den Geſchehniſſen am Abend vorher vernommen und, was die Hauptſache war, erfahren, daß man mich auf die Polizeiwache geführt hatte. Da war ſie denn ſchleunigſt zu Katerina Nikolajewna geeilt (die ſchon am Abend, nach ihrer Rückkehr aus dem Theater, ihren Vater zu Hauſe vorgefunden hatte), war zu ihr ins Schlafzimmer geſtürzt, hatte ſie aufgeweckt, ihr Angſt und Bange gemacht und meine ſofortige Befreiung verlangt. Darauf war ſie mit einem Brief von ihr zu Bjoring gefahren, hatte von ihm ſofort ein Schreiben „an den zuſtändigen Polizeioffizier" erwirkt, in dem er, Baron Bjoring, dringend darum erſuchte, mich unverzüglich aus der Haft zu entlaſſen, da ich „infolge eines

Mißverſtändniſſes" verhaftet worden ſei. Mit dieſem Schreiben war ſie dann auf der Polizeiwache erſchienen: und ſelbſtverſtändlich hatte man ihre Bitte ſofort berückſichtigt.

III.

Ich fahre alſo in der Erzählung der Hauptſache fort. Tatjana Pawlowna, die mich nun glücklich befreit hatte, ſetzte mich in ihre Droſchke und brachte mich zu ſich nach Hauſe. Marja mußte ſofort Tee machen, während ſie ſelbſt mich wuſch und meine Kleider ſäuberte. Und dabei ſagte ſie mir denn, daß Katerina Nikolajewna nicht um zehn Uhr, ſondern um halb zwölf zu ihr kommen werde, um mich zu treffen. Das hörte nun auch Marja. Nach eine paar Minuten brachte ſie die Teemaſchine herein, doch als Tatjana Pawlowna kurz darauf noch einmal nach ihr rief, erhielt ſie keine Antwort: Marja war, wie ſich zeigte, nicht mehr da. Das bitte ich nicht zu vergeſſen. Die Uhr war vielleicht viertel vor zehn. Tatjana Pawlowna ärgerte ſich zwar darüber, daß ſie ſo ohne zu fragen ausgegangen war, ſagte ſich aber, ſie werde wohl nur in den nächſten Laden gegangen ſein, und im übrigen vergaß ſie den ganzen Vorfall ſchon nach einem Augenblick. Wir waren aber auch wirklich mit Intereſſanterem beſchäftigt: wir ſprachen die ganze Zeit — und ich hatte noch ſo vieles zu ſagen, daß ich dieſes Verſchwinden der dummen Köchin überhaupt nicht beachtete. Ich bitte den Leſer auch das nicht zu vergeſſen. Natürlich war ich noch wie benommen; ich erklärte ihr meine Gefühle, aber die Hauptſache war doch, daß wir

auf Katerina Nikolajewna warteten, und der Gedanke, daß ich ihr in einer Stunde endlich begegnen werde, und noch dazu in einem so entscheidenden Augenblick meines Lebens, ließ mich erzittern, und mein Herz stand mir still. Schließlich, als ich schon zwei Tassen Tee getrunken hatte, stand Tatjana Pawlowna auf, nahm eine Schere vom Tisch und sagte:

„So, jetzt gib mir mal die Tasche her, wir müssen den Brief heraustrennen — das können wir doch nicht in ihrer Gegenwart."

„Ja!" sagte ich und knöpfte meinen Rock auf.

„Das sind mir mal Stiche! Wer hat dir denn das hier zusammengenäht?"

„Ich selbst, Tatjana Pawlowna, ich selbst."

„Na, das sieht man aber auch! . . . So, da haben wir ihn . . ."

Sie zog den Brief heraus; die Briefhülle war dieselbe, aber in ihr — war ein unbeschriebenes Stück Papier.

„Das . . . was ist denn das?" fragte Tatjana Pawlowna und wendete es in der Hand. „Was hast du?"

Ich stand blaß da, ohne ein Wort sprechen zu können . . . und plötzlich sank ich kraftlos auf den Stuhl . . . ich war beinahe ohnmächtig.

„Ja, was soll denn das wieder bedeuten!" schrie Tatjana Pawlowna, „wo ist denn jetzt der Brief?"

„Lambert!" rief ich und sprang auf und schlug mir vor die Stirn, denn ich hatte plötzlich alles begriffen.

Hastig und atemlos erzählte ich ihr von der Nacht bei Lambert und von unserer ganzen Verschwörung — übrigens hatte ich ihr schon am Abend vorher von dieser Verschwörung manches mitgeteilt.

„Geſtohlen hat er ihn mir, geſtohlen!“ ſchrie ich, ſtampfte mit den Füßen und raufte mir das Haar.
„Was nun?“ fragte Tatjana Pawlowna ratlos, als ſie den Zuſammenhang begriff. „Wieviel Uhr iſt es?“ Es war kurz vor elf.
„Ach, daß die Marja nicht da iſt! . . . Marja, Marja!“
„Was wünſchen gnädiges Fräulein?“ erſcholl plötzlich Marjas Stimme aus der Küche.
„Biſt du da? Ja, was machen wir denn jetzt! Ich renne zu ihr hin . . . Ach, du Tölpel, du Tölpel!“
„Ich laufe zu Lambert!“ brüllte ich, „und erwürge ihn, wenn es ſein muß!“
„Gnädiges Fräulein!“ rief plötzlich Marja aus der Küche, „hier iſt eine, die Sie ſprechen will . . .“
Noch hatte ſie ihren Satz nicht zu Ende geſprochen, als dieſe „eine“ mit Heulen und Schreien aus der Küche hereinſtürzte. Es war Alphonſinka. Ich werde die Szene nicht in allen Einzelheiten wiedergeben; die Szene ſelbſt war ein Betrug und eine Komödie, doch ich muß bemerken, daß Alphonſinka ihre Rolle großartig ſpielte. Unter Tränen der Reue und mit unmöglichen Gebärden ſchnatterte ſie ihren Vortrag herunter (auf Franzöſiſch ſelbſtverſtändlich), geſtand, daß ſie ſelbſt den Brief aus der Taſche getrennt hätte, daß ihn Lambert jetzt beſäße, und daß Lambert zuſammen mit „dieſem Räuber,“ cet homme noir, „madame la générale“ zu ſich gerufen habe, und ſie würden madame la générale beſtimmt erſchießen, jetzt, ſogleich, in einer Stunde . . . ſie, Alphonſinka, hätte das alles von ihnen erfahren und plötzlich furchtbare Angſt bekommen, weil ſie in ihren Händen einen Revolver geſehen, „un pistolet“, und deshalb

wäre ſie zu uns gelaufen, damit wir hinkämen, madame retteten, das Unglück verhüteten . . . „et cet homme noir . . .“

Kurz, alles, was ſie ſagte, erſchien uns durchaus glaubwürdig, und die Dummheit einiger ihrer Erklärungen erhöhte eigentlich noch die Glaubwürdigkeit.

„Was für ein homme noir?“ ſchrie Tatjana Pawlowna ſie an.

„Tiens, j'ai oublié son nom . . . Un homme affreux . . . Tiens, Versiloff!“

„Werſſiloff! — das kann nicht ſein!“ ſchrie ich auf.

„Doch, das kann ſchon ſein!“ kreiſchte Tatjana Pawlowna. „So erzählen Sie doch, meine Beſte, aber ſpringen Sie nicht ſo und fuchteln Sie doch nicht ſo mit den Armen! Was haben die beiden vor? Sprechen Sie doch vernünftig, meine Beſte: ich kann es doch nicht glauben, daß ſie ſie erſchießen wollen?“

Die „Beſte“ erklärte nun folgendes (NB.: es war alles Schwindel, ich bereite nochmals darauf vor): Werſſiloff werde hinter der Tür ſitzen, und Lambert werde ihr, wenn ſie hereinkäme, cette lettre zeigen, und in dem Augenblick werde Werſſiloff hervorſtürzen, und dann . . . „Oh, ils feront leur vengeance!“ Sie, Alphonſina, habe Angſt bekommen, weil ſie daran beteiligt ſei, denn „cette dame, la générale“ werde beſtimmt kommen, „ſofort, ſofort,“ denn ſie hätten ihr eine Abſchrift des Briefes geſchickt, aus der ſie erſehen könne, daß der Brief wirklich in ihren Händen ſei; und deshalb werde ſie beſtimmt kommen. Den Brief habe Lambert geſchrieben, und von Werſſiloff wiſſe madame la générale noch nichts; Lambert aber habe ſich ihr als ein Herr

vorgeſtellt, der ſoeben aus Moskau angekommen wäre, im Auftrage einer Moskauer Dame, „une dame de Moscou“ (NB.: Marja Iwanowna!).

„Ach, mir wird ſchlecht, mir wird ſchlecht!“ rief Tatjana Pawlowna.

„Sauvez-la, sauvez-la!“ ſchrie und beſchwor uns Alphonſinka.

Freilich hatte dieſe wahnwitzige Nachricht ſchon auf den erſten Blick etwas Unſinniges, aber zum Überlegen blieb uns keine Zeit, und das Ganze ſchien uns doch durchaus glaubwürdig zu ſein. Man hätte wohl vorausſetzen können, und zwar mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit, daß Katerina Nikolajewna nach Empfang von Lamberts Brief zuerſt zu uns kommen werde, zu Tatjana Pawlowna, um die Sache aufzuklären. Aber auch das brauchte ſchließlich nicht unbedingt zu geſchehen, und ſie konnte ja auch direkt zu ihm fahren, und dann — war ſie verloren! Und wenn es auch kaum anzunehmen war, daß ſie ſo ohne weiteres auf die erſte Aufforderung hin zu dem ihr ganz unbekannten Lambert eilen werde, ſo war doch die Möglichkeit, daß ſie es tat, immerhin nicht ausgeſchloſſen. Die Abſchrift mußte ſie jedenfalls überzeugen, daß Lambert wirklich im Beſitz ihres Briefes war, und wenn ſie daraufhin zu ihm fuhr — konnte das Unglück doch geſchehen! Aber vor allen Dingen durften wir ja keinen Augenblick verlieren, und ſo hatten wir auch keine Zeit, lange zu überlegen.

„Und Werſſiloff wird ſie ermorden! Wenn er ſich ſchon zur Gemeinſchaft mit Lambert erniedrigt hat, ſo wird er ſie auch ermorden! Das iſt nicht er, das iſt ſein Doppelgänger!“ rief ich.

„Ach, dieſer Doppelgänger!“ Tatjana Pawlowna rang die Hände. „Aber jetzt müſſen wir handeln!“ entſchloß ſie ſich plötzlich. „Nimm deine Mütze, den Pelz, und vorwärts marſch! Und Sie, meine Beſte, führen uns ſofort zu ihnen hin. Ach, das iſt ein weiter Weg! Marja, Marja, wenn Katerina Nikolajewna kommen ſollte, dann ſage ihr, ich käme ſofort wieder, ſie ſoll ſich hinſetzen und auf mich warten, und wenn ſie nicht warten will, ſo ſchließe die Tür zu und halt ſie mit Gewalt zurück. Sag ihr, ich hätte dir ſo befohlen! Hundert Rubel bekommſt du, Marja, wenn du mir dieſen Dienſt erweiſt!“

Wir liefen auf die Treppe hinaus. Zweifellos taten wir das Vernünftigſte, denn die größte Gefahr drohte ihr doch in Lamberts Wohnung; und wenn Katerina Nikolajewna vorher zu Tatjana Pawlowna kam, ſo konnte Marja ſie einfach zurückhalten. Aber Tatjana Pawlowna änderte, als wir ſchon eine Droſchke genommen hatten, doch noch ihren Entſchluß.

„Nein, fahr du allein mit ihr hin!“ rief ſie mir zu und ließ mich mit Alphonſinka einſteigen. „Und dort ſtirb für ſie, wenn es ſein muß, verſtanden? Ich werde dir gleich folgen, aber vorher will ich noch ſchnell zu ihr, vielleicht treffe ich ſie noch, denn ſag' was du willſt, mir kommt die Sache doch verdächtig vor!“

Und ſie fuhr ſchnell zu Katerina Nikolajewna! Ich aber fuhr mit Alphonſinka zu Lambert. Ich trieb den Kutſcher zur Eile an, und während der Fahrt fragte ich Alphonſinka weiter aus, aber Alphonſinka antwortete mir nur noch mit Ausrufen und zu guter Letzt mit Tränen. Doch Gott beſchützte und rettete uns, als alles nur noch an

einem Faden hing. Wir hatten kaum ein Viertel des Weges zurückgelegt, als ich plötzlich hinter uns ſchreien hörte: mein Name wurde gerufen. Ich ſah mich um — Triſchatoff jagte uns in einer Droſchke nach.

„Wohin?“ rief er erſchrocken, „und mit ihr, mit Alphonſinka!“

„Triſchatoff!“ rief ich ihm zu, „Sie haben die Wahrheit geſagt — das Unglück iſt da! Ich fahre zu dem Schuft Lambert! Kommen Sie mit, es iſt dann doch einer mehr!“

„Kehren Sie um, kehren Sie ſofort um!“ ſchrie Triſchatoff. „Lambert betrügt Sie und Alphonſinka betrügt Sie! Der Pockennarbige ſchickt mich, ſie ſind gar nicht bei Lambert: ich bin Werſſiloff und Lambert ſoeben begegnet: ſie fuhren zu Tatjana Pawlowna . . . jetzt werden ſie ſchon dort ſein . . .“

Ich ließ den Kutſcher halten und ſprang in Triſchatoffs Schlitten hinüber. Heute verſtehe ich einfach nicht, wie ich mich damals ſo ſchnell habe entſchließen können; aber ich glaubte ihm ſofort und handelte danach. Alphonſinka kreiſchte fürchterlich, aber wir ließen ſie ſitzen, wo ſie ſaß, und ich weiß nicht einmal, ob ſie uns nachfuhr, oder ob ſie dort ausſtieg, jedenfalls habe ich ſie nachher nie wieder geſehen.

Im Schlitten teilte mir Triſchatoff Hals über Kopf und ganz atemlos mit, daß es ſich da um gewiſſe Machenſchaften handle, Lambert ſei mit dem Pockennarbigen anfangs unter einer Decke geweſen, aber im letzten Augenblick habe der Pockennarbige ſich bedacht und ſei von ihm abgefallen. Jedenfalls habe er ihn, Triſchatoff, ſelbſt zu Tatjana Pawlowna geſchickt, damit er ihr ſage,

daß ſie Alphonſinka keinen Glauben ſchenken ſolle. Triſchatoff fügte hinzu, weiter wiſſe er nichts, denn der Pockennarbige hätte ſelbſt etwas ſehr Wichtiges vorgehabt und deshalb nur in aller Eile die notwendigſten Anordnungen geben können. „Ich ſah Sie fahren," fuhr Triſchatoff fort, „und da bin ich Ihnen nachgejagt." Es war natürlich klar, daß der Pockennarbige alles wußte, da er Triſchatoff doch geradeswegs zu Tatjana Pawlowna geſchickt hatte, doch über dieſes neue Rätſel dachte ich nicht lange nach.

Damit aber der Leſer ſich in dieſem Wirrwarr zurechtfinde, will ich, bevor ich die Kataſtrophe beſchreibe, noch einmal, zum letztenmal, vorgreifen und den ganzen Zuſammenhang ſchon jetzt aufdecken.

IV.

Nachdem Lambert mir den Brief in jener Nacht entwendet hatte, war er gleich mit Werſſiloff in Verbindung getreten. Wie es für Werſſiloff möglich war, ſich mit Lambert zu verbünden — darüber ſchweige ich zunächſt; davon ſpäter. In der Hauptſache war hier wohl der „Doppelgänger" im Spiel! Lambert aber ſtand nach ſeinem Bündnis mit Werſſiloff die ſchwere Aufgabe bevor, Katerina Nikolajewna auf möglichſt ſchlaue Weiſe zu ſich zu locken. Werſſiloff war überzeugt, daß ſie nicht kommen werde. Doch Lambert hatte ſchon zwei Tage vorher — noch an jenem Abend, als er mir kurz vor meiner Wohnung in den Weg gelaufen war und ich ihm erklärt hatte, ich werde ihr den Brief in Tatjana Pawlownas Wohnung und in Tatjana Pawlownas Beiſein zurückgeben, ohne von ihr etwas zu verlangen — da

hatte Lambert ungesäumt, um jederzeit über alles unterrichtet zu sein, was in dieser Wohnung vorging, eine Art Spionendienst eingerichtet, und zwar hatte er — Marja bestochen. Er hatte ihr zwanzig Rubel gegeben, und dann, einen Tag später, als er schon im Besitz des Dokuments war, hatte er ihr alles ausführlich auseinandergesetzt, was er von ihr erwartete, und schließlich für ihre Dienste zweihundert Rubel versprochen.

Deshalb also war Marja, als sie in der Küche gehört hatte, daß Katerina Nikolajewna um halb zwölf zu Tatjana Pawlowna kommen wolle, und daß auch ich da sein werde, sogleich aus dem Hause gelaufen, um schnell mit einer Droschke zu Lambert zu fahren und ihm diese Nachricht zu überbringen. Eben diese Benachrichtigung war der ganze Dienst, den sie Lambert verabredetermaßen erweisen sollte. Zufällig hatte Werssiloff sich gerade in dem Augenblick bei Lambert befunden, und er war es denn auch gewesen, der diesen teuflischen Plan entwarf. Man sagt, Geisteskranke sollen in manchen Augenblicken unglaublich schlau sein können.

Der Plan bestand darin: Tatjana Pawlowna und mich kurz vor Katerina Nikolajewnas Ankunft, also kurz vor halb zwölf, aus der Wohnung zu locken, wenn auch nur auf eine Viertelstunde, und sobald wir das Haus verlassen hatten, schnell ihren Beobachtungsposten — irgendwo in der Nähe, von wo aus man die Haustür sehen konnte — zu verlassen und in die Wohnung einzudringen, die Marja ihnen öffnen mußte, und dort Katerina Nikolajewna zu erwarten. Alphonsinka aber fiel die Aufgabe zu, uns so lange wie möglich festzuhalten, gleichviel mit welchen Mitteln, wie und wo es

ihr nur möglich war. Katerina Nikolajewna mußte ihrem Verſprechen gemäß um halb zwölf Uhr dort eintreffen, alſo reichlich zweimal ſo früh, als wir wieder zurück ſein konnten. (Selbſtverſtändlich hatte Katerina Nikolajewna von Lambert überhaupt keine Aufforderung erhalten, das hatte Alphonſinka uns einfach vorgelogen, und eben dieſen Schachzug hatte Werſſiloff erdacht, — Alphonſinka aber hatte nur nach ſeinen Angaben die Rolle der erſchrockenen Verräterin geſpielt, die aus Angſt die Verſchwörung verriet.) Natürlich war es von ihnen ein gewagtes Spiel, aber ſchließlich ſagten ſie ſich wohl ganz richtig: „Gelingt es, ſo iſt es gut, gelingt es nicht, ſo iſt immerhin noch nichts verloren, denn das Dokument bleibt doch in unſeren Händen.“ Aber es gelang; und wie hätte es auch nicht gelingen ſollen; denn wir mußten doch Alphonſinka ſchon aus der einen Erwägung heraus folgen: „Wenn es aber wahr iſt — was dann?“ Ich ſage noch einmal: zum Überlegen hatten wir keine Zeit.

V.

Ich lief mit Triſchatoff in die Küche, wo wir Marja in der größten Angſt antrafen. Sie hatte, als Lambert und Werſſiloff in die Wohnung getreten waren, in Lamberts Hand einen Revolver bemerkt, und das hatte ſie ſo furchtbar erſchreckt. Das Geld hatte ſie zwar genommen, aber der Revolver paßte doch ganz und gar nicht zu ihrer Auffaſſung der Sache. Ratlos ſtand ſie da, und als ſie nun plötzlich mich erblickte, ſtürzte ſie auf mich zu und flüſterte angſtvoll:

„Die Generalin iſt gekommen, und der Herr hat einen Revolver!“

„Trischatoff, bleiben Sie hier in der Küche," ordnete ich an, „und wenn ich rufe, so kommen Sie mir sofort zu Hilfe, so schnell wie möglich!"
Marja öffnete mir die Tür, und ich schlüpfte in Tatjana Pawlownas Schlafzimmer — in denselben kleinen Raum, wo eigentlich nur ihr Bett Platz hatte, und von wo aus ich schon einmal ein Gespräch gegen meinen Willen belauscht hatte. Ich setzte mich auf das Bett und fand alsbald auch einen Spalt zwischen den Vorhängen, durch den ich in das Wohnzimmer sehen konnte.
Aber dort wurde schon laut und erregt gesprochen; ich muß bemerken, daß Katerina Nikolajewna vielleicht nur eine Minute nach ihnen die Wohnung betreten hatte. Schon in der Küche hatte ich erregte Stimmen vernommen: namentlich Lambert sprach in der Aufregung übermäßig laut. Sie saß auf dem Diwan, er aber stand vor ihr und schrie wie ein Narr. Heute weiß ich, warum er so sinnlos den Kopf verlor: er hatte es furchtbar eilig, weil er fürchtete, sie könnten überrascht werden. Später werde ich erklären, von welcher Seite er die Überraschung fürchtete. Den Brief hielt er in der Hand. Werssiloff war nicht im Zimmer: er stand bereit, um bei der ersten Gefahr ins Zimmer zu stürzen. Ich kann nur den Sinn der Reden wiedergeben; ich war damals gar zu aufgeregt, und so habe ich denn von dem Gehörten nur das wenigste wörtlich behalten.
„Ich verlange für diesen Brief nur dreißigtausend Rubel, und Sie wundern sich noch! Er ist hunderttausend wert, aber ich verlange bloß dreißigtausend!" rief Lambert laut und furchtbar erregt.
Katerina Nikolajewna war allerdings sichtlich er-

ſchrocken, aber ſie ſah ihn doch mit einem gewiſſen, ſchon im voraus verachtenden Staunen an.
„Ich ſehe, daß man mir hier gewiſſermaßen eine Falle geſtellt hat, aber ich verſtehe nicht, was Sie eigentlich wollen," ſagte ſie. „Doch wenn Sie dieſen Brief wirklich . . ."
„Hier, ſehen Sie, hier iſt er! Erkennen Sie ihn? Ich verlange von Ihnen einen Wechſel über dreißigtauſend Rubel und keine Kopeke weniger!" fiel ihr Lambert ins Wort.
„Ich habe kein Geld."
„Stellen Sie mir einen Wechſel aus — hier iſt Papier. Und dann verſchaffen Sie ſich das Geld, ich werde warten, aber nur eine Woche — nicht länger . . . Wenn Sie mir das Geld bringen — gebe ich Ihnen den Wechſel zurück, und dann bekommen Sie auch den Brief."
„Sie erlauben ſich mir gegenüber einen ſehr ſonderbaren Ton. Sie irren ſich. Dieſer Brief wird Ihnen heute noch abgenommen werden, wenn ich hingehe und Sie anzeige."
„Wem? Hahaha! Aber der Skandal, und der alte Fürſt, dem wir den Brief inzwiſchen zeigen! Und wo will man ihn mir abnehmen? Dokumente laſſe ich doch nicht in meiner Wohnung. Und dem alten Fürſten zeige ich den Brief durch eine dritte Perſon. Seien Sie nicht eigenſinnig, meine Gnädigſte! Seien Sie mir vielmehr dankbar, daß ich nur ſo wenig verlange; ein anderer würde an meiner Stelle noch viel mehr verlangen, würde noch eine gewiſſe Gefälligkeit fordern . . . Sie können ſich denken, was für eine . . . jedenfalls eine, die von keiner hübſchen Frau verweigert wird, wenn ſie ein wenig in

die Enge getrieben iſt — eben eine ſolche Gefälligkeit ... Hehehe! Vous êtes belle, vous!“

Katerina Nikolajewna erhob ſich ungeſtüm von ihrem Platz, wurde über und über rot und — ſpie ihm ins Geſicht. Dann wandte ſie ſich ſchnell zur Tür. In demſelben Augenblick riß Lambert ſeinen Revolver hervor. Als echter Dummkopf hatte er blind an die entſcheidende Wirkung des Dokuments geglaubt, das heißt, er hatte überhaupt nicht darüber nachgedacht, mit wem er es zu tun hatte, da er, wie ich einmal ſchon erwähnt habe, alle Menſchen für genau ſo erbärmliche und niedrige Geſchöpfe hielt, wie er ſelbſt eines war. So kam es, daß er ſie gleich mit einer Gemeinheit vor den Kopf ſtieß, während ſie vielleicht ſogar bereit war, auf eine Erledigung der Angelegenheit durch Geld einzugehen.

„Nicht von der Stelle!“ brüllte er ſie an, raſend vor Wut, weil ſie ihn angeſpien hatte, packte ſie an der Schulter und hielt ihr den Revolver vor, — natürlich nur, um ſie einzuſchüchtern.

Sie ſchrie auf und ſank auf den Diwan. Ich ſtürzte ins Zimmer, doch im ſelben Augenblick flog auch ſchon die Tür zum Vorzimmer auf, und Werſſiloff ſtand vor uns. (Er hatte dort geſtanden und gewartet.) Ich hatte ihn kaum erblickt, da hatte er Lambert ſchon den Revolver entriſſen und ihm aus aller Kraft mit der Waffe auf den Kopf geſchlagen. Lambert taumelte und ſtürzte bewußtlos hin. Aus ſeiner Kopfwunde ſtrömte das Blut auf den Teppich.

Als Katerina Nikolajewna Werſſiloff erblickte, wurde ſie auf einmal weiß wie ein Handtuch; ein paar Augenblicke ſah ſie ihn ſtarr an, in unbeſchreiblichem Entſetzen,

und plötzlich fiel sie in Ohnmacht. Er stürzte auf sie zu. Dieses ganze Erlebnis ist in meiner Erinnerung nur noch wie eine flimmernde Reihe von Momentbildern. Ich weiß noch, mit welchem Schrecken ich damals sein fast blutrotes Gesicht und die blutunterlaufenen Augen sah. Ich glaube, er sah mich wohl, aber er erkannte mich nicht. Er erfaßte sie, die Ohnmächtige, und hob sie mit einer Kraft, die ich ihm gar nicht zugetraut hätte, wie eine leichte Feder auf seine Arme und begann sie sinnlos im Zimmer umherzutragen, ganz wie man ein kleines Kind trägt. Das Zimmer war ja nicht groß, er aber wanderte aus einer Ecke in die andere, offenbar ohne zu wissen, wozu er das tat. In einem dieser Augenblicke wird er wohl tatsächlich den Verstand verloren haben. Er starrte sie dabei die ganze Zeit an und schien seinen Blick von ihrem Antlitz nicht losreißen zu können. Ich lief hinter ihm her, in der größten Angst wegen des Revolvers, den er unbewußt in der rechten Hand behalten hatte und dicht neben ihrem Kopf hielt. Aber er stieß mich immer wieder zurück, einmal mit dem Fuß, einmal mit dem Ellbogen. Ich wollte schon Trischatoff rufen, fürchtete jedoch, den Wahnsinnigen dadurch zu reizen. Schließlich zog ich den Vorhang zur Seite und bat ihn, sie doch auf das Bett zu legen. Er trat an das Bett und legte sie behutsam hin, aber er blieb bei ihr stehen, sah ihr mit Spannung ins Gesicht, und plötzlich beugte er sich über sie und küßte sie zweimal auf ihre bleichen Lippen. Oh, ich begriff endlich, daß dieser Mensch nicht mehr bei Sinnen war! — Plötzlich holte er mit dem Revolver aus, als wolle er sie erschlagen, besann sich aber, drehte den Revolver um und richtete

ihn auf ihr Geſicht. Im Nu hatte ich ſeinen Arm zurückgeriſſen und ſchrie nach Triſchatoff. Ich weiß noch, wie wir dann beide mit ihm rangen, aber es gelang ihm doch, den Revolver gegen ſich ſelbſt zu richten und abzudrücken. Er hatte zuerſt ſie und dann ſich erſchießen wollen. Daran wurde er von uns verhindert, und ſo drückte er die Mündung des Revolvers gegen ſein eigenes Herz, aber ich konnte noch von unten gegen ſeine Hand ſchlagen, und die Kugel drang ihm in die Schulter. In dem Augenblick ſtürzte Tatjana Pawlowna mit einem Schrei ins Zimmer: doch da lag er ſchon bewußtlos auf dem Teppich, faſt neben Lambert.

Dreizehntes Kapitel.

I.

Jetzt ist seit dieser Szene schon ein halbes Jahr vergangen; vieles ist seitdem geschehen, vieles hat sich ganz verändert, und für mich hat schon lange ein neues Leben begonnen . . . Aber ich will dem Leser auch über den Ausgang Aufschluß geben.

Für mich wenigstens war sowohl damals wie noch lange nachher die wichtigste Frage: wie hatte Werssiloff sich mit einem Lambert verbünden können, und was für einen Zweck hatte er damit eigentlich verfolgt? Nach und nach bin ich zu folgender Erklärung gelangt: ich glaube, oder vielmehr ich bin überzeugt, daß Werssiloff in jenen Augenblicken, das heißt, an jenem letzten Tage und auch schon am Tage vorher, so gut wie überhaupt kein bestimmtes Ziel im Auge gehabt hat, und ich denke, er wird überhaupt nicht viel gedacht, sondern nur unter dem Einfluß eines Wirbelsturmes von Gefühlen gehandelt haben. Übrigens, daß es bei ihm ein wirklicher Wahnsinn gewesen sei, gebe ich in keinem Fall zu, um so weniger, als er auch jetzt nicht im geringsten irgendwie wahnsinnig ist. Aber den „Doppelgänger" gebe ich unbedingt zu. Was ist nun eigentlich ein „Doppelgänger"? Nach dem Buch eines medizinischen Sachverständigen, das ich inzwischen gelesen habe, um mir darüber Klarheit zu verschaffen, versteht man unter einer Doppelgängeridee nichts anderes, als den ersten Grad einer gewissen Geistesstörung, die sogar recht schlimm enden kann. Nun, Werssiloff hatte uns ja schon selber, damals in jener Szene bei Mama, diese „Spaltung" seiner Gefühle und seines

Willens mit unheimlicher Aufrichtigkeit erklärt. Aber ich ſage es noch einmal: wenn jene Szene bei Mama, die Zerſchmetterung des Heiligenbildes, auch zweifellos unter dem Einfluß des „Doppelgängers" vor ſich gegangen war, ſo hat mir ſeitdem doch die ganze Zeit geſchienen, daß ſeiner Handlung ſich zugleich eine gewiſſe ſchadenfrohe Symbolik beigemiſcht habe: etwas wie ein Haß gegenüber den Erwartungen dieſer Frauen, wie eine Wut auf ihre Rechte und ihre Richterſchaft, — und da zerſchmetterte er denn in Gemeinſchaft mit ſeinem Doppelgänger dieſes Heiligenbild! Es war, als hätte er damit ſagen wollen: „Seht, ſo werden auch eure Erwartungen zerſchmettert werden!" Kurz, wenn es zum Teil auch der Doppelgänger war, ſo war es zum anderen Teil doch einfach Torheit . . . Aber das iſt ſchließlich nur meine Auslegung; und mit Sicherheit läßt ſich ſo etwas wohl kaum deuten.

Es iſt wahr, daß in ihm trotz ſeiner ganzen Vergötterung Katerina Nikolajewnas immer der aufrichtigſte und tiefſte Zweifel an ihren ſittlichen Werten wurzelte. Ich glaube beſtimmt, daß er damals hinter der Tür nur auf ihre Erniedrigung vor Lambert gewartet hat. Aber wünſchte er deshalb dieſe Erniedrigung, ſelbſt wenn er auf ſie wartete? Ich wiederhole: ich bin überzeugt, daß er nichts wünſchte und nicht einmal zu denken vermochte. Er wollte nur dabei ſein, irgendwo in der Nähe, um dann hervorzutreten, ihr etwas zu ſagen, vielleicht — vielleicht ſie auch zu beleidigen, und vielleicht ſie ſogar zu töten . . . Alles konnte damals geſchehen; nur wußte er, als er mit Lambert hinkam, noch nichts davon, was geſchehen werde. Der Revolver gehörte Lambert, er

ſelbſt war ohne Waffen gekommen. Als er aber ihre ſtolze Würde ſah, da ertrug er Lamberts ſchurkiſche Drohung nicht, ſtürzte ins Zimmer, und — dann verlor er den Verſtand. Ob er ſie wirklich erſchießen wollte? Ich glaube, auch das wußte er nicht, aber er hätte ſie beſtimmt erſchoſſen, wenn wir ſeinen Arm nicht weggeriſſen hätten.

Seine Wunde war nicht tödlich und heilte, aber er lag doch ziemlich lange danieder — natürlich bei Mama. Jetzt iſt draußen ſchon Frühling, es iſt Mitte Mai, und unſere Fenſter ſtehen offen. Während ich dies ſchreibe, ſitzt Mama bei ihm; er ſtreichelt ihre Wangen, ſtreichelt ihr Haar und ſieht ihr gerührt in die Augen. Oh, das iſt nur noch die Hälfte des früheren Werſſiloff; von Mama trennt er ſich überhaupt nicht mehr und wird auch nie wieder von ihr gehen. Ja, ihm ward ſogar „die Gabe der Tränen zuteil", wie der unvergeßliche Makar Iwanowitſch in ſeiner Erzählung von dem Kaufmann ſich ausdrückte. Übrigens glaube ich, daß Werſſiloff lange leben wird. Uns gegenüber iſt er jetzt ſchlicht und aufrichtig wie ein Kind, ohne übrigens ſein Maß und ſeine Zurückhaltung zu verlieren und viel Worte zu machen. Sein Verſtand und ſein ganzer ſittlicher Aufbau ſind ihm unverändert verblieben, nur daß alles, was an Idealem in ihm war, jetzt noch ſtärker hervortritt. Ich ſage es gerade heraus: ich habe ihn noch nie ſo geliebt wie jetzt, und es tut mir leid, daß ich weder Zeit noch Gelegenheit habe, mehr von ihm zu ſprechen. Übrigens will ich doch noch ein Erlebnis erzählen, das wir erſt kürzlich mit ihm hatten (wir haben ſchon viele gehabt): Zu den großen Faſten war er ſchon vollſtändig geneſen,

und in der sechsten Woche sagte er plötzlich, er werde diesmal auch das Abendmahl nehmen. Das hatte er schon seit vielleicht dreißig Jahren, denke ich, nicht mehr getan. Mama war selig; es wurde sofort Fastenkost bereitet, aber natürlich eine ziemlich kostspielige und verfeinerte. Ich hörte im Nebenzimmer, wie er am Montag und Dienstag die Erlösungshymne vor sich hinsummte und sich an der Melodie und den Worten begeisterte. In diesen zwei Tagen sprach er ein paarmal sehr schön über Religion; aber schon am Mittwoch hörte das Fasten plötzlich auf. Irgend etwas hatte ihn gereizt, ein „komischer Widerspruch", wie er sich lachend ausdrückte. Irgend etwas hatte ihm im Äußeren des Geistlichen oder am Gottesdienst nicht gefallen: und kaum war er nach Hause gekommen, da sagte er mit einem stillen Lächeln: „Meine Freunde, ich liebe Gott sehr, aber — dazu bin ich unfähig." Und noch an demselben Tage gab es zu Mittag Roastbeef. Aber ich weiß, daß Mama auch jetzt sich oft zu ihm setzt und mit leisem und stillem Lächeln manchmal von den abstraktesten Dingen mit ihm zu sprechen anfängt: jetzt w a g t sie es plötzlich — wie das gekommen ist, weiß ich nicht. Sie setzt sich einfach neben ihn hin und spricht zu ihm, meist im Flüsterton. Er hört ihr lächelnd zu, streichelt sie, küßt ihre Hände, und aus seinem Gesicht leuchtet das vollkommenste Glück. Manchmal hat er auch Anfälle, die fast hysterisch sind. Er nimmt dann ihre Photographie, dieselbe, die er an jenem Abend küßte, betrachtet sie mit Tränen in den Augen, küßt sie, gedenkt vergangener Zeiten, ruft uns alle zu sich, aber spricht in solchen Augenblicken wenig ... Katerina Nikolajewna scheint er ganz vergessen zu haben; ihren

Namen hat er nie wieder ausgesprochen. Auch von seiner Trauung mit Mama ist bei uns nicht mehr die Rede gewesen. Er sollte für den Sommer ins Ausland gebracht werden; aber Tatjana Pawlowna war sehr dagegen, und auch er hatte keine Lust. Den Sommer werden sie in einem Landhause in der Nähe von Petersburg verbringen. Übrigens leben wir vorläufig alle von Tatjana Pawlownas Mitteln. Eins möchte ich noch hinzufügen: es tut mir unsagbar leid, daß ich mir in diesen Aufzeichnungen oft erlaubt habe, von diesem Menschen unhöflich und von oben herab zu sprechen. Aber ich habe mir während des Schreibens mich selbst immer gar zu lebendig so vorgestellt, wie ich in dem Augenblick gewesen war, den ich gerade beschrieb. Doch als ich meine Aufzeichnungen beendete und die letzte Zeile niedergeschrieben hatte, fühlte ich plötzlich, daß ich mich selbst eben durch das nochmalige Durchleben der Erlebnisse, indem ich mir alles ins Gedächtnis zurückrief und mir vergegenwärtigte, und dann noch niederschrieb — daß ich mich eben dadurch zu einem anderen Menschen erzogen habe. Vieles von dem, was ich da geschrieben habe, möchte ich heute widerrufen und besonders den Ton mancher Zeilen und Seiten ändern, aber ich streiche nichts aus und verbessere nicht ein Wort.

Ich habe schon gesagt, daß er Katerina Nikolajewna überhaupt nicht mehr erwähnt hat; ja, ich glaube sogar, daß er vielleicht vollkommen geheilt ist. Nur Tatjana Pawlowna und ich sprechen manchmal von Katerina Nikolajewna, und auch wir tun es nur heimlich. Sie ist jetzt im Auslande; ich habe sie vor ihrer Abreise gesehen und bin mehrere Male bei ihr gewesen.

Aus dem Auslande habe ich von ihr ſchon zwei Briefe erhalten und auch beantwortet. Doch über den Inhalt unſerer Briefe und darüber, was wir vor ihrer Abreiſe, als wir Abſchied nahmen, geſprochen haben, ſchweige ich: das iſt ſchon eine ganz andere Geſchichte, eine ganz n e u e Geſchichte, eine, die ſich vielleicht erſt in der Zukunft verwirklichen wird. Sogar vor Tatjana Pawlowna verſchweige ich noch manches. Doch — genug davon. Ich füge nur hinzu, daß Katerina Nikolajewna nicht verheiratet iſt und mit Peliſchtſchoffs zuſammen reiſt. Ihr Vater iſt geſtorben, und ſie iſt eine der reichſten Witwen. Augenblicklich weilt ſie in Paris. Ihr Bruch mit Bjoring erfolgte ſchnell und ganz von ſelbſt, das heißt, auf eine ganz natürliche Weiſe. Übrigens kann ich ja auch das noch erzählen.

An demſelben Morgen, an dem es in Tatjana Pawlownas Wohnung zu jener ſchrecklichen Entladung kam, hatte der Pockennarbige — derſelbe, zu dem Triſchatoff und ſein Freund übergegangen waren — Bjoring von Lamberts Anſchlage gegen Katerina Nikolajewna noch rechtzeitig unterrichten können. Dazu war es folgendermaßen gekommen: Lambert hatte ihn, den Pockennarbigen, anfangs doch zur Teilnahme an dem Unternehmen überredet, und als er dann in den Beſitz des Dokuments gelangt war, hatte er ihm alle Einzelheiten und im letzten Augenblick auch noch den Plan mitgeteilt, den Werſſiloff entworfen hatte, um Tatjana Pawlowna aus ihrer Wohnung zu entfernen. Aber im entſcheidenden Augenblick hatte der Pockennarbige doch vorgezogen, Lambert im Stiche zu laſſen, da er vernünftiger war als ſie alle und die Möglichkeit eines Tot-

ſchlages vorausſah. Doch der Hauptgrund ſeines Verrats war, daß er ſich von Bjorings Dankbarkeit mehr verſprach, als von dem phantaſtiſchen Vorhaben des unklugen Lambert, der ſich nur zu oft hinreißen ließ, und des vor Leidenſchaft faſt ſchon wahnſinnigen Werſſiloff. Das alles habe ich ſpäter von Triſchatoff erfahren. Übrigens iſt mir Lamberts Verhältnis zum Pockennarbigen noch immer etwas unverſtändlich, und ich begreife nicht, warum Lambert nicht ohne ihn auskommen konnte. Aber viel wichtiger iſt für mich die Frage: wozu brauchte Lambert, nachdem er mir das Dokument ſchon entwendet hatte, noch Werſſiloff? Die Antwort habe ich erſt jetzt gefunden. Er brauchte Werſſiloff nicht nur deshalb, weil dieſer die Verhältniſſe und Gelegenheiten ſo gut kannte, ſondern hauptſächlich deshalb, weil er, Lambert, im Falle eines Fehlſchlages die ganze Verantwortung auf Werſſiloff abwälzen konnte. Und da Werſſiloff doch kein Geld beanſpruchte, ſo hielt Lambert ſeine Hilfe durchaus nicht für überflüſſig. Aber Bjoring kam damals zu ſpät. Er erſchien erſt, als nach dem Schuß ſchon eine Stunde vergangen war und Tatjana Pawlownas Wohnung bereits ganz anders ausſah. Denn: ungefähr fünf Minuten, nachdem Werſſiloff blutüberſtrömt hingeſtürzt war, hatte ſich Lambert, den wir für tot hielten, wieder aufgerichtet. Er hatte ſich verwundert umgeſehen, plötzlich alles begriffen, war langſam aufgeſtanden und in die Küche hinausgegangen, ohne ein Wort zu ſagen; dort hatte er ſeinen Pelz angezogen, und dann war er für immer verſchwunden. Das „Dokument" hatte er auf dem Tiſch liegen laſſen. Ich hörte ſpäter, er ſei nicht einmal krank geweſen, ſondern habe

ſich nur eine Zeitlang wie benommen gefühlt: der Schlag mit dem Revolver hatte ihn betäubt und etwas Blut fließen laſſen, ihm aber keine ernſtere Verletzung zugefügt. Triſchatoff war ſogleich zum nächſten Arzt gelaufen; aber noch bevor der Arzt erſchien, kam Werſſiloff zu ſich. Kurz vorher war auch Katerina Nikolajewna aus der Ohnmacht erwacht und von Tatjana Pawlowna bereits in ihren Wagen geſetzt worden, in dem dieſe ſie nach Hauſe brachte. So traf denn Bjoring, als er in die Wohnung gelaufen kam, außer mir und dem Arzt nur den verwundeten Werſſiloff und Mama an, der gleichfalls Triſchatoff die Nachricht gebracht hatte, und die trotz ihrer Krankheit ſogleich herbeigeeilt war, natürlich in großer Angſt. Bjoring ſah uns verſtändnislos an, und als er erfuhr, daß Katerina Nikolajewna die Wohnung ſchon verlaſſen hatte, begab er ſich ſofort zu ihr, ohne mit uns auch nur ein Wort zu wechſeln. Er ſah wie vor den Kopf geſchlagen aus; er wird ſich wohl geſagt haben, daß ein Skandal oder wenigſtens ein Gerede jetzt unvermeidlich war. Aber zu einem großen Skandal kam es doch nicht, es verbreiteten ſich nur einige Gerüchte. Den Schuß hatte man zwar nicht vertuſchen können, aber der Zuſammenhang der ganzen Geſchichte blieb doch ſo gut wie unbekannt. Die Nachforſchungen ergaben nur folgendes: ein gewiſſer W., ein faſt fünfzigjähriger Familienvater, hätte einer hochachtbaren Dame, die er leidenſchaftlich liebte, doch die ſeine Gefühle gar nicht erwiderte, eine Liebeserklärung gemacht, und dann in einem Augenblick der Leidenſchaft auf ſich ſelbſt geſchoſſen. Weiter drang nichts in die Öffentlichkeit, und in dieſer Geſtalt kam der Vorfall

denn auch als Gerücht in die Zeitungen, nur unter Angabe der Anfangsbuchstaben der Namen. Wenigstens hat man, soviel ich weiß, nicht einmal Lambert mit irgend einem Verdacht beunruhigt. Aber Bjoring, der die Wahrheit kannte, erschrak nichtsdestoweniger. Und gerade damals mußte er, als wäre es vom Schicksal gewollt, von Katerina Nikolajewnas Zusammenkunft mit dem in sie verliebten Werssiloff erfahren, die zwei Tage vor der Katastrophe stattgefunden hatte. Das machte ihn stutzig, und er ließ sich unvorsichtigerweise Katerina Nikolajewna gegenüber zu der Bemerkung hinreißen, er wundere sich nach alledem nicht mehr, daß ihr so eigentümliche Geschichten widerfahren konnten. Katerina Nikolajewna gab ihm daraufhin sofort sein Wort zurück, ohne Zorn, aber auch ohne zu zögern. Ihre vorgefaßte Meinung, eine Vernunftehe mit diesem Menschen würde für sie das Geeignetste sein, war wie Rauch verflogen. Vielleicht hatte sie ihn schon lange vorher durchschaut; aber es ist auch möglich, daß manche ihrer Anschauungen und Gefühle nach der erlittenen Erschütterung plötzlich umschlugen. Doch ich schweige schon, ich schweige schon! Im übrigen habe ich nur noch zu bemerken, daß Lambert bald darauf nach Moskau verschwand; dort soll er, wie ich gehört habe, bei einem ähnlichen Erpressungsversuch der Polizei ins Garn gegangen sein.

Trischatoff habe ich schon lange, fast schon seit diesen letzten Begebenheiten, aus den Augen verloren, und wie sehr ich mich auch gemüht habe, ihn zu finden, es ist mir nicht gelungen. Er verschwand nach dem Tode seines Freundes, des „grand dadais“: dieser hat sich erschossen.

II.

Ich erwähnte auch ſchon den Tod des alten Fürſten Nikolai Iwanowitſch. Der gute und ſympathiſche alte Herr ſtarb bald nach jenen Ereigniſſen — übrigens doch erſt einen ganzen Monat ſpäter — er ſtarb in der Nacht, in ſeinem Bett, an einem Gehirnſchlag. Ich habe ihn ſeit dem Tage, den er in meiner Wohnung verbrachte, nicht wiedergeſehen. Man hat mir von ihm nur erzählt, er ſei dieſen letzten Monat viel vernünftiger geweſen, viel beherrſchter, er habe ſich nicht mehr gefürchtet und habe nicht mehr geweint und in dieſer ganzen Zeit nicht ein einziges Mal ein Wort von Anna Andrejewna geſprochen. Seine ganze Liebe hatte ſich ſeiner Tochter zugewandt. Katerina Nikolajewna hat ihm einmal, eine Woche vor ſeinem Tode, den Vorſchlag gemacht, mich zu ſeiner Zerſtreuung rufen zu laſſen, aber das ſoll ihn geradezu gekränkt haben: dieſe Tatſache teile ich ohne alle Erklärungen mit. Nach ſeinem Tode zeigte ſich, daß ſein Landbeſitz in beſter Ordnung war, und außerdem hinterließ er ein ſehr bedeutendes Barvermögen. Ein Drittel dieſes Vermögens wurde, nach einer Beſtimmung des alten Herrn, unter ſeine zahlloſen Patentöchter verteilt; aber ſehr ſonderbar erſchien es allen, daß Anna Andrejewna in ſeinem Teſtament überhaupt nicht erwähnt war: ihr Name war einfach übergangen. Mir iſt indeſſen folgende verbürgte Tatſache bekannt: einige Tage vor dem Tode hatte der alte Herr ſeine Tochter und ſeine Freunde, Herrn Peliſchtſchoff und den Fürſten W., zu ſich gerufen und in ihrer Gegenwart Katerina Nikolajewna befohlen, im Falle ſeines Todes, von dem hinterlaſſenen Vermögen

Anna Andrejewna ſechzigtauſend Rubel auszuzahlen. Seinen Willen drückte er klar und einfach aus, ohne jede Gefühlsäußerung oder nähere Erklärung. Nach ſeinem Tode, als die ganzen Angelegenheiten geordnet waren, ließ dann Katerina Nikolajewna durch ihren Bevollmächtigten Anna Andrejewna benachrichtigen, daß ſie die ſechzigtauſend zu jeder Zeit abheben könne; aber Anna Andrejewna lehnte trocken und ohne überflüſſige Worte das Angebot ab: ſie weigerte ſich, das Geld anzunehmen, trotz aller Verſicherungen, daß dieſes Vermächtnis tatſächlich der letzte Wille des Fürſten geweſen ſei. Das Geld liegt noch heute da und wartet auf ſie, und Katerina Nikolajewna hofft immer noch, daß ſie ihren Entſchluß ändern werde; aber das wird nicht geſchehen, das weiß ich genau, denn ich bin jetzt einer der nächſten Freunde und Bekannten Anna Andrejewnas. Ihre Ablehnung erregte ein gewiſſes Aufſehen, und es iſt viel davon geſprochen worden. Ihre Tante, Madame Fanariotoff, die wegen jenes Skandals mit dem alten Fürſten ſehr böſe auf ſie war, änderte plötzlich nach der Zurückweiſung des Geldes ihr Verhalten zu Anna Andrejewna und verſicherte ſie ihrer Hochachtung. Ihr Bruder dagegen hat ſich mit ihr deswegen endgültig überworfen. Ich beſuche Anna Andrejewna ſehr oft, aber ich will damit nicht ſagen, daß ich mit ihr ſehr vertraulich ſtünde; die alten Geſchichten erwähnen wir überhaupt nicht; ſie empfängt mich ſehr gern bei ſich, doch unſere Unterhaltung dreht ſich faſt nur um abſtrakte Dinge. Übrigens hat ſie mir ruhig und ſicher erklärt, daß ſie unbedingt ins Kloſter gehen werde; es war das vor nicht langer Zeit, aber ich will es ihr noch

nicht glauben und halte die Äußerung einer solchen Absicht vorläufig nur für ein schmerzliches Wort.
Aber ein schmerzliches, ein wahrhaft schmerzliches Wort habe ich noch über meine Schwester Lisa zu sagen. Ja, hier — hier ist das Leben wirklich zum Unglück geworden, und was sind alle meine Mißerfolge im Vergleich zu ihrem harten Schicksal! Es fing damit an, daß der Fürst Sergei Petrowitsch nicht genas und, noch bevor seine Sache zur Verhandlung kam, im Lazarett starb. Er starb noch vor dem Fürsten Nikolai Iwanowitsch. Lisa blieb mit ihrem zukünftigen Kinde allein zurück. Sie weinte nicht und war äußerlich ganz ruhig, ja, sie wurde sanft und still; die frühere Glut ihres Herzens war plötzlich irgendwo in den Tiefen ihres Wesens begraben. Sie half freundlich Mama, pflegte den kranken Andrei Petrowitsch, aber sonst war sie schweigsam und sah keinen Menschen und keine Sache an. Es war, als wäre ihr alles gleichgültig, als ginge sie an allem nur so vorüber. Als es Werssiloff allmählich besser ging, begann sie viel zu schlafen. Ich brachte ihr Bücher, aber sie las sie nicht. Zu gleicher Zeit magerte sie furchtbar ab. Ich wagte nicht, ihr Trost zuzusprechen, obgleich ich oft mit dieser Absicht zu ihr kam; aber in ihrer Gegenwart konnte ich die Worte nicht finden, um an sie heranzukommen. So ging das weiter, bis der Unglücksfall kam: sie fiel von der Treppe, nicht hoch, im ganzen nur drei Stufen, aber sie kam vor der Zeit nieder, und ihre Krankheit zog sich den ganzen Winter hin. Jetzt hat sie das Bett bereits verlassen, aber ihre Gesundheit ist wohl für immer untergraben. Zu uns verhält sie sich wie früher, ist schweigsam und

vergrübelt; mit Mama hat ſie wohl ein wenig zu ſprechen begonnen. Alle dieſe Tage hat die Frühlingsſonne hoch und hell am Himmel geſtanden, und ich mußte immer wieder an jenen ſonnigen Morgen denken, im vergangenen Herbſt, als ich mit ihr auf der Straße ging, und wie wir beide voll Freude waren und Hoffnung, und voll Liebe zueinander. Was iſt aus uns geworden? Ich klage nicht; ich darf es auch nicht: für mich hat ein neues Leben begonnen; aber ſie? Ihre Zukunft iſt mir ein Rätſel, und ich kann an ſie nicht denken, ohne tiefen Schmerz zu empfinden.

Aber vor ungefähr drei Wochen gelang es mir doch einmal, ſie durch eine Mitteilung über Waſſin aufzurütteln. Er war aus der Haft entlaſſen und endgültig freigeſprochen worden. Man ſagt, dieſer vernünftige Menſch habe die genaueſten Erklärungen gegeben und überaus wichtige Mitteilungen gemacht, die ihn in den Augen derjenigen, von denen ſein Schickſal abhing, vollkommen gerechtfertigt hatten. Und ſelbſt ſein vielbeſprochenes Manuſkript war, wie ſich zeigte, nur eine Überſetzung aus dem Franzöſiſchen, nur Material geweſen, das er ausſchließlich für ſich geſammelt hatte, in der Abſicht, ſpäter einmal eine Kritik darüber zu ſchreiben, in der Form eines Aufſatzes für eine Zeitſchrift. Er hat ſich jetzt in das Gouvernement H. begeben. Sein Stiefvater Stebelkoff ſitzt dagegen noch immer in Unterſuchungshaft wegen ſeines Vergehens, das, je mehr man der Sache nachgeht, deſto verwickelter wird. Liſa hörte meine Mitteilungen über Waſſin mit einem ſonderbaren Lächeln an und bemerkte ſchließlich, daß es ihm auch gar nicht anders hätte ergehen können. Aber ſie war doch

sichtlich befriedigt, — natürlich nur deshalb, weil die Anzeige des verstorbenen Fürsten Ssergei Petrowitsch Wassin nicht ernstlich geschadet hatte. Von Dergatschoff und den anderen wüßte ich nichts weiter mitzuteilen.
Ich habe meine Aufzeichnungen abgeschlossen. Vielleicht möchte der eine oder andere Leser noch wissen: wo denn nun meine „Idee" geblieben sei, und was es denn für eine Bewandtnis mit diesem neuen Leben hat, das jetzt für mich beginnt, und das ich so geheimnisvoll andeute? Aber dieses neue Leben, dieser neue Weg, der sich vor mir aufgetan hat — ist ja eben meine „Idee", dieselbe, die ich früher hatte, nur in einer so anderen Gestalt, daß sie kaum wiederzuerkennen ist. Doch in meine „Aufzeichnungen" paßt das schon nicht mehr hinein, eben weil es etwas ganz anderes ist. Das alte Leben liegt schon weit hinter mir, und das neue beginnt erst kaum. Aber eins muß ich doch unbedingt erwähnen: Tatjana Pawlowna, mein aufrichtiger und lieber Freund, redet mir fast jeden Tag zu, unbedingt und sobald wie nur möglich die Universität zu beziehen: „Nachher, wenn du dein Studium beendet hast, dann kannst du dir ja Ideen ausdenken, so viel du willst, jetzt aber lerne erst mal zu Ende." Ich muß gestehen, ich habe über ihren Vorschlag schon des öfteren nachgedacht, aber ich weiß wirklich noch nicht, wozu ich mich entschließen werde. Unter anderem habe ich eingewendet, ich hätte jetzt nicht einmal mehr das Recht zu studieren, da ich arbeiten müsse, um Mama und Lisa zu ernähren; aber sie bietet mir die Mittel zum Studium von ihrem Gelde an und versichert, es werde für die ganze Zeit meines Studiums ausreichen. So entschloß ich mich denn endlich, einen Menschen um Rat

zu fragen. Ich ſuchte unter meinen Bekannten und traf dann nach ſorgfältiger und kritiſcher Überlegung meine Wahl: ſie fiel auf — Nikolai Sſemjonowitſch, meinen einſtigen Erzieher in Moskau, Marja Iwanownas Mann. Ich wählte ihn nicht deshalb, weil ich ſo ſehr eines fremden Rates bedurft hätte, ſondern weil ich einfach den unbezwingbaren Wunſch hatte, die Meinung gerade dieſes vollkommen unbeteiligten Menſchen zu hören, der ein etwas kühler Egoiſt, jedoch zweifellos ein ſehr kluger Kopf iſt. Ich ſchickte ihm mein ganzes Manuſkript, mit der Bitte um Verſchwiegenheit, da ich es noch keinem Menſchen gezeigt hatte, namentlich Tatjana Pawlowna nicht. Mein Manuſkript erhielt ich von ihm nach zwei Wochen zurück und er ſchrieb mir dazu einen ziemlich langen Brief . . . Aus dieſem Brief will ich nun einige Auszüge hier anhängen, da ich in ihnen eine gewiſſe allgemeine Anſchauung und gleichſam etwas Erklärendes finde. Es ſind dieſe Sätze:

III.

„. . . Und niemals hätten Sie, mein unvergeßlicher Arkadi Makarowitſch, Ihre zeitweilige Muße nützlicher verwenden können, als Sie es getan haben, indem Sie dieſe Ihre ‚Aufzeichnungen‘ ſchrieben! Sie haben ſich ſozuſagen bewußt Rechenſchaft gegeben über ihre erſten ungeſtümen und gewagten Schritte ins Leben. Ich bin überzeugt, daß Sie ſich durch dieſe Darlegung in der Tat in vieler Hinſicht ‚zu einem anderen Menſchen‘ haben erziehen können, wie Sie ſich ſelbſt ausdrücken. Kritiſche Bemerkungen, im eigentlichen Sinne des Wortes,

werde ich mir ſelbſtredend nicht erlauben, obgleich man ſich bei jeder Seite ſeine Gedanken machen kann . . . wie zum Beiſpiel über den Umſtand, daß Sie dieſes ‚Dokument‘ ſo lange und ſo hartnäckig bei ſich behalten haben, was mir im höchſten Grade charakteriſtiſch zu ſein ſcheint . . . Aber das iſt von hunderten nur eine Bemerkung, die ich mir hier zu machen erlaube. Ich weiß auch ſehr zu ſchätzen, daß Sie mir, und wie es ſcheint, mir allein das ‚Geheimnis Ihrer Idee‘ anvertraut haben. Ihre Bitte jedoch, mich beſonders zu dieſer Ihrer ‚Idee‘ zu äußern, muß ich Ihnen abſchlagen; denn erſtens würde das über den Rahmen eines Briefes hinausgehen, und zweitens — ich bin noch nicht imſtande, darauf zu antworten, ich muß alles erſt ſelbſt verarbeiten. Ich will nur bemerken, daß Ihre ‚Idee‘ ſich durch Eigenart auszeichnet, während die Jugend von heute ſich in der Mehrzahl nicht auf ſelbſterfundene Ideen einſtellt, ſondern auf fertig vorgefundene, von denen es wohl nichts weniger als eine große Auswahl gibt, ganz abgeſehen davon, daß ſie häufig recht gefährlich ſind. Ihre Idee hat Sie wenigſtens zeitweilig vor den Ideen der Herren Dergatſchoff und Konſorten bewahrt, die fraglos bei weitem nicht ſo originell ſind wie Ihre Idee. Und ſchließlich pflichte ich durchaus der hochverehrten Tatjana Pawlowna bei, die ich zwar perſönlich gekannt, bisher jedoch nicht in dem Maße zu ſchätzen verſtanden habe, wie ſie es verdient: ihr Wunſch, daß Sie die Univerſität beziehen, hat für Sie das Beſte im Auge. Die Wiſſenſchaft und das Leben werden in den drei bis vier Jahren die Horizonte Ihrer Gedanken und Beſtrebungen zweifellos bedeutend erweitern, und ſollten Sie nach beendetem Studium ſich

wieder Ihrer ‚Idee' zuwenden wollen, ſo wird Ihnen nichts im Wege ſtehen.

Und jetzt erlauben Sie, daß ich Ihnen von mir aus ganz offen und ſogar ungebeten einige Gedanken und Eindrücke mitteile, die mir während der Lektüre Ihrer ſo offenherzigen Aufzeichnungen in den Sinn gekommen ſind und mein Herz bewegt haben.

Ja, ich ſtimme mit Andrei Petrowitſch darin vollkommen überein, daß man für Sie und Ihre e i n ſ a m e Jugend in der Tat Angſt haben konnte. Und ſolcher Jünglinge wie Sie gibt es unter unſerer heranwachſenden Jugend nicht wenige, und ihre Fähigkeiten drohen in der Tat immer, ſich zum Schlechteren zu entwickeln — ſei es zu kriechendem Strebertum oder zum heimlichen Verlangen nach Unordnung in Leben und Staat. Aber dieſes Verlangen nach Unordnung entſpringt vielleicht in den meiſten Fällen einer geheimen Sehnſucht nach Ordnung und ‚Schönheit' (ich gebrauche Ihren Ausdruck)! Die Jugend iſt ſchon darum rein, weil ſie Jugend iſt. Vielleicht ſind dieſe ſo frühen Ausbrüche der Unvernunft eben nur Ausbrüche der Sehnſucht nach Ordnung und ein Suchen der Wahrheit; aber, ja, wer iſt denn ſchuld daran, daß manche jungen Menſchen von heute dieſe Wahrheit und dieſe Ordnung in ſo dummen und lächerlichen Utopien zu ſehen glauben, daß man gar nicht begreift, wie ſie auf ſo etwas überhaupt hereinfallen können! Ich will hier gleich bemerken, daß man früher, in der Vergangenheit, die unmittelbar hinter uns liegt, im Zeitalter der vorigen Generation, dieſe merkwürdigen jungen Leute gar nicht ſo ſehr zu bedauern brauchte, denn damals endeten ſie faſt immer damit, daß ſie ſich in ihrem weiteren Leben

unſerer höheren Kulturſchicht anſchloſſen und mit ihr zu einem Ganzen verſchmolzen. Und wenn ſie im Anfang ihres Weges auch die ganze Ordnungsloſigkeit und Zufälligkeit ihrer Exiſtenz erkannten, das Fehlen alles Schönen, zum Beiſpiel in ihrem Familienleben, das Fehlen jeglicher Familienüberlieferung und guter vollendeter Lebensformen, ſo war das ja um ſo beſſer, denn eben dieſe Erkenntnis lehrte ſie, das Fehlende ganz bewußt zu ſuchen, darum zu ringen und es zu ſchätzen. Heute verhält es ſich anders — eben weil nichts vorhanden iſt, an das man ſich anſchließen könnte.

Ich möchte das durch ein Beiſpiel noch klarer machen. Wenn ich ein ruſſiſcher Romancier wäre und Talent hätte, ſo würde ich meine Helden unbedingt aus dem ruſſiſchen alten Adel wählen, denn nur an dieſem einen Stande ruſſiſcher Kulturmenſchen iſt es für einen die Wirklichkeit darſtellenden Dichter möglich, wenigſtens den Schein einer ſchönen Ordnung zu zeigen und den ſchönen Eindruck zu erzielen, der in einem Roman zur äſthetiſchen Wirkung auf den Leſer unbedingt erforderlich iſt. Indem ich das ſage, ſcherze ich durchaus nicht, obgleich ich ſelbſt nichts weniger als ein Adliger bin, was Ihnen ja bekannt iſt. Schon Puſchkin hat ſich die Stoffe für ſeine geplanten Romane in den ‚Überlieferungen der ruſſiſchen Familie‘ angemerkt, und glauben Sie mir, in dieſen findet ſich tatſächlich alles, was es bisher an Schönem bei uns überhaupt gegeben hat. Jedenfalls enthalten ſie alles, was wir an wenigſtens einigermaßen Abgeſchloſſenem hervorgebracht haben. Ich ſage das nicht deshalb, weil ich etwa von der Richtigkeit und Wahrheit dieſer Schönheit unbedingt überzeugt wäre; aber es läßt ſich doch

nicht leugnen, daß es in der Kaste unseres Geburtsadels schon abgeschlossene Formen für Ehre und Pflicht gegeben hat, die es außer beim Adel in ganz Rußland nicht nur nicht in abgeschlossener Form, sondern nicht einmal im Anfangszustande gibt. Ich spreche das als ein ruhiger Mensch aus, der nach Ruhe strebt.

Ob nun diese Form der ‚Ehre' an sich gut und diese Auffassung der ‚Pflicht' richtig sind — das ist eine andere Frage; wichtiger ist für mich eben die Abgeschlossenheit, die Vollendung der Formen und somit wenigstens irgendeine Art von Ordnung, und zwar nicht eine von außen her vorgeschriebene, sondern eine aus uns selbst heraus entwickelte. Mein Gott, das ist ja für uns eben das wichtigste: gleichviel was für eine Ordnung, wenn es nur endlich einmal eine selbstgeschaffene Ordnung ist! Und so etwas zu sehen, gab uns Hoffnung und war, man kann wohl sagen, eine Erholung fürs Auge: es war doch endlich etwas anderes, war nicht ewig dieses Zerstören, nicht ewig umherfliegende Splitter, nicht Schutt und Unrat, aus denen bei uns nun schon seit zweihundert Jahren noch immer nichts hervorgehen will.

Werfen Sie mir nicht Slawophilismus vor; ich sage das nur so, aus Misanthropie, weil mein Herz bedrückt ist! Denn jetzt, seit kurzer Zeit, geht bei uns etwas vor, was dem oben geschilderten vollkommen entgegengesetzt ist. Es ist nicht mehr der Nachschub von unten, der sich an die höhere Menschenschicht anschließt und mit ihr zusammenwächst, sondern umgekehrt, von der schönen und feststehenden Schicht bröckeln mit fröhlicher Eilfertigkeit Stückchen und Klümpchen ab und scharen sich in einen

Haufen mit den Vertretern der Unordnung und des Neides. Es ist schon längst kein Ausnahmefall, daß die Väter und Familienhäupter alter Kulturgeschlechter heute selbst darüber lachen, woran ihre Kinder vielleicht noch glauben wollen. Und nicht nur das: sie zeigen ihren Kindern sogar mit Vergnügen ihre gierige Freude an dem plötzlichen Recht auf Ehrlosigkeit, das dieser ganze Haufen auf einmal irgendwoher erhalten zu haben glaubt. Ich rede hier nicht von den wahren Fortschrittlern, mein lieber Arkadi Makarowitsch, sondern bloß von jenem Gesindel, das so überraschend zahlreich ist, und von dem es heißt: grattez le russe et vous verrez le tartare. Glauben Sie mir, wirkliche Freiheitler, wahrhafte und großherzige Menschenfreunde sind bei uns durchaus nicht so zahlreich, wie wir hin und wieder geglaubt haben.

Aber das ist ja alles Philosophie; kehren wir zu unserem Romancier zurück. Seine Lage wäre unter diesen Umständen eine vollkommen bestimmte: er könnte in keiner anderen Form als in der historischen schreiben, denn in unserer Zeit gibt es keinen schönen Typus mehr, und wenn sich auch Reste von ihm erhalten haben, so haben sie doch nach der heute herrschenden Ansicht ihre Schönheit schon eingebüßt. Oh, auch in der historischen Form läßt sich noch eine Menge sehr gefälliger und erfreulicher Einzelheiten schildern! Man kann den Leser sogar so weit mit sich fortreißen, daß er das historische Bild noch in der Gegenwart für möglich hält.

Aber ein solches Werk, von einem begnadeten Künstler geschrieben, würde weniger der russischen Literatur als der russischen Geschichte angehören. Es wäre ein künst-

leriſch vollendetes Bild der ruſſiſchen Fata Morgana, die allerdings ſo lange Wirklichkeit ſein wird, bis man dahinterkommt, daß ſie eben nur noch eine Fata Morgana iſt. Aber der heute lebende Enkel der Typen jenes Bildes, das die ruſſiſche Familie der höheren Kulturſchicht im Verlauf von drei Menſchenaltern und in engſter Verbindung mit der ruſſiſchen Geſchichte darſtellt — dieſer Enkel jener Typen könnte in ſeinem gegenwärtigen Typ, wenn er wahrheitsgetreu ſein ſoll, nicht mehr anders dargeſtellt werden, als in einer etwas miſanthropiſchen, einſamen und fraglos traurigen Geſtalt. Er muß ſogar als eine Art Sonderling erſcheinen, den der Leſer auf den erſten Blick als das zu erkennen vermag, was er iſt: als einen, der das Feld geräumt hat, und dem man es anſieht, daß der Sieg nicht ihm verblieben iſt. Über ein Kleines — wird auch dieſer Enkel und Miſanthrop verſchwunden ſein; neue Geſtalten werden auftauchen, uns noch unbekannte Geſichter, und eine neue Fata Morgana; aber was werden das für Geſtalten ſein? Wenn ſie unſchön ſind, ſo iſt ein weiterer ruſſiſcher Roman unmöglich. Doch wehe uns! — wird dann der Roman allein unmöglich ſein?

Aber wozu ſo weit vorausgehen, ich komme lieber auf ihr Manuſkript zurück. Betrachten Sie zum Beiſpiel die beiden Familien des Herrn Werſſiloff (diesmal erlauben Sie mir ſchon, vollkommen aufrichtig zu ſein). Da iſt er zunächſt ſelbſt, Andrei Petrowitſch, — doch über ihn will ich mich nicht weiter äußern. Immerhin gehört er zu den Familienhäuptern. Er iſt ein Edelmann aus altem, vornehmem Geſchlecht und gleichzeitig — ein Pariſer Kommunard. Er iſt ein echter Dichter und liebt Rußland

doch dafür verneint er es auch vollständig. Er ist ohne jede Religion, aber er ist beinahe bereit, in den Tod zu gehen — für etwas Unbestimmtes, das er selbst nicht zu nennen vermag, woran er jedoch leidenschaftlich glaubt, gleich einer Menge russisch-europäischer Zivilisatoren aus der Petersburger Ära der russischen Geschichte. Doch genug von ihm selbst! Aber da ist nun seine rechtmäßige Familie: von seinem Sohn will ich weiter nicht sprechen: er ist ja dieser Ehre gar nicht wert! Wer Augen hat, zu sehen, der weiß schon im voraus, was aus solchen Tagedieben bei uns wird, und wohin sie gelegentlich auch andere mitziehen. Aber da ist seine Tochter Anna Andrejewna — wer könnte der wohl Charakter absprechen? Eine Persönlichkeit vom Schlage unserer berühmten Äbtissin Mitrofania — doch selbstredend soll damit nicht gesagt sein, daß sie auch deren Verbrechen begehen könnte, was von mir ungerecht wäre. Wenn Sie, Arkadi Makarowitsch, mir jetzt sagten, diese Familie sei eine zufällige Erscheinung — ich würde froh aufatmen. Aber ist nicht umgekehrt der Schluß richtiger, daß schon eine Menge von solchen unzweifelhaft altadligen russischen Familien mit unaufhaltsamer Gewalt zu zufälligen Familien geworden sind, daß sie sich in Massen mit den tatsächlich zufälligen zu gemeinsamer Unordnung und gemeinsamem Chaos vermischen? Den Typ einer solchen zufälligen Familie zeigen zum Teil auch Sie in Ihren Aufzeichnungen. Ja, Arkadi Makarowitsch, Sie sind ein Glied einer zufälligen Familie, im Gegensatz zu den bei uns noch vor kurzem vorherrschenden Typen aus altem Stamm, die eine so anders geartete Kindheit und Jugend hatten, als Sie.

Ich muß bekennen, ich möchte nicht der Schilderer eines Helden aus einer zufälligen Familie sein!
Es ist eine undankbare Arbeit, ohne die Möglichkeit schöner Formung. Auch sind diese Typen in jedem Falle noch erst in der Bildung begriffen und können darum noch gar nicht künstlerisch abgeschlossen sein. Es sind wichtige Fehler möglich, Übertreibungen und Verkennungen. Andererseits muß manches völlig ungesehen bleiben. Jedenfalls wäre man dabei gar zu oft auf ein bloßes Erraten angewiesen. Aber was soll schließlich ein Schriftsteller tun, der nicht nur als Historiker schreiben will, und der von der Sorge um das Gegenwärtige befallen ist? Es verbleibt ihm nichts als — raten und . . . sich irren.
Aber solche Aufzeichnungen wie die Ihren könnten, glaube ich, als Material für ein späteres Kunstwerk dienen, für ein künftiges Bild einer unordentlichen, halb schon vergangenen Epoche. Oh, wenn die Zeit dieser brennenden Tagesfrage vergangen sein wird und die Zukunft anbricht, dann wird ein künftiger Künstler für die Darstellung selbst der vergangenen Unordnung und des Chaos schon schöne Formen finden. Und dann werden solche ‚Aufzeichnungen' wie die Ihren zustatten kommen und als Material verwendet werden können — wenn sie nur aufrichtig sind, mögen sie dabei auch noch so chaotisch und zufällig sein . . . Es werden sich wenigstens einige richtige Züge erhalten, aus denen man wird erraten können, was sich in der Seele manch eines Jünglings jener unruhigen Zeit verborgen hat — eine Ermittelung, die nicht ganz unnütz sein dürfte, denn aus den Jünglingen wachsen die Generationen . . ."

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 048555211

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google